



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



J

46.a.36











# Melchior Meyr.

Biographisches. Briefe. Gedichte.

---

Aus seinem Nachlasse und aus der Erinnerung

herausgegeben

von

Max Graf von Balthmer und Moriz Carriere.

„Man wird wieder auf Gott kommen,  
wenn man sieht, daß die Widersprüche des  
Lebens und Denkens nur durch eine solche  
Macht gehoben werden können.“

Melchior Meyr, Gedanken.



Leipzig:

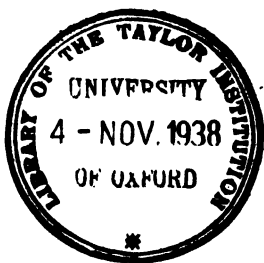
F. A. Brodhau s.

1874.

46. a. 56.



Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



## Vorrede.

---

Melchior Meyr hat mir seine Papiere hinterlassen. Wenn also seine Biographie geschrieben werden sollte, so befand sich das wesentlichste Material dazu in meinen Händen. Zudem besitze ich aus vieljährigem vertrautem Verkehr mit ihm eigene Aufzeichnungen, welche zu seinem Verständnisse Einiges beitragen können. Ich habe daher geglaubt, die Erfüllung des Wunsches, daß seinen nachgelassenen „Gedanken“ ein Band Biographie ange-reicht werden möge, in meine Hand nehmen zu sollen. Ueber die Art, wie ich diese Aufgabe zu lösen suchte, bin ich einige Erklärung schuldig.

Vor allem schien es mir wichtig zu sein, den Verstorbenen selbst reden zu lassen. Ich habe daher die „Erinnerungen an Friedrich Rückert“, welche viel Selbstbiographisches enthalten, vorausgeschickt, dann meine Darstellung soviel als möglich mit Stellen aus den nachgelassenen Heften belebt, endlich das Werk mit einer Auswahl von Gedichten und Briefen geschlossen. Ich

hätte aus den vorgefundenen Tagebüchern und sonstigen Aufzeichnungen noch viel mehr geben können; aber die Zeit hierfür schien mir um so weniger schon gekommen, als sein letzter Wille mich wiederholt zur Discretion bei ihrer Benützung auffordert. Sollte, wie ich hoffe, einst eine Gesamtausgabe der Werke Meyr's zu Stande kommen, so dürfte meine Skizze ein willkommenes Material sein für den Darsteller eines reicheren Lebensbildes.

Wo ich in der nachfolgenden Schrift mich selbst einführte, geschah es in der Rolle des Gefinnungsgegnossen. Ich habe auch bei späterer reiflicher Erwägung nichts hieran geändert, weil ich mir das einzige Verdienst nicht schmälern wollte, des Verstorbenen Freund gewesen zu sein. Aber sollte es nicht auch ein Freundschaftsdienst sein, wenn ich hier mit ein paar Worten ein Hinderniß wegzuräumen trachte, welches er selbst der Anerkennung seiner schönsten Leistungen in den Weg legte? — Meyr hat bekanntlich in dem Werke „Gott und sein Reich“ und in vielen Aufsätzen ein System aufgestellt, welches in dem zweiten Titel jenes Werkes sich als „philosophische Darlegung der freien göttlichen Selbstentwicklung zum allumfassenden Organismus“ ankündigt; und er hat fest darauf beharrt, daß dies philosophisch wissenschaftliche Erkenntniß sei. Die zeitgenössische Philosophie hat in den meisten ihrer Vertreter diesen Anspruch nicht anerkannt, und es dürfte auch für die Freunde Melchior Meyr's gerathen sein, denselben nicht weiter

zu erheben; denn Manches, was unter der Rubrik des streng-wissenschaftlich Erweislichen mit Kopfschütteln abgelehnt wurde, erfreut sich vielleicht einer günstigen, ja einer begeisterten Aufnahme, wenn es, in das Grenzgebiet des Wissens und Glaubens gestellt, als gemeinschaftliches Product des Denkens und Dichtens zum Zwecke einer befriedigenden Welterklärung betrachtet wird.

Meyr war nicht ungerecht gegen das inductive Forschen, er erkannte vielmehr dessen vollen Werth; aber ebenso war er von der Nothwendigkeit überzeugt, sich zu einem Centralpunkte aufzuschwingen und aus diesem die Welt zu deduciren. Angesichts der Thatsachen des menschlichen Geistes schien ihm jenes Centrum nicht nur Natur, sondern auch selbstbewußter Geist sein zu müssen. So stellte er das Vollkommene an den Anfang der Dinge und ließ die in Gott liegenden Potenzen sich zu einer Schöpfung ausgestalten, welche mit gottnächesten Wesen beginnt und mit gottfernsten endigt. Diese Wesenleiter, insofern sie auch den Abstand zwischen Gott und den Menschen auszufüllen trachtet durch persönliche Wesen, war ihm von einer wissenschaftlichen Evidenz, welche sie wol nicht beanspruchen konnte. Vielleicht hat sie als geniale Intuition, als erhabene Poesie desto größern Werth. Scheint es doch die Aufgabe unserer Zeit zu sein, die Gebiete des Wissens und Glaubens sorgfältig auszuscheiden, ohne damit dem letzteren seinen Werth benehmen zu wollen! Und dabei ist

das Eigenthümliche, daß nicht nur das Wissen volle Freiheit in Anspruch nimmt, sondern auch der Glaube nicht als das Fürwahrhalten auf Grund einer Auctorität, sondern als nothwendige Ergänzung des exacten Wissens auf Grund der sinnlich nicht erkennbaren Thatsachen des Gemüthes gelten will. Gleichlaufend hiermit strebt die Psychologie neben dem Verstande auch andere Seelenvermögen, z. B. die Phantasie, als Erkenntnißmittel zu Ehren zu bringen. Die Philosophie schreitet in dieser Hinsicht vorsichtig vorwärts und sucht vor allem die Grundlagen festzustellen, ehe sie wieder ein Ganzes systematisch aufzubauen magt. Aber letzteres bleibt denn doch ihre eigentliche Aufgabe, welcher sie durch den Kampf gegen die Uebergriffe einiger Naturforscher nur zeitweilig entfremdet werden kann. Und das Herz der Menschheit kann nicht warten, bis diese Fehde ausgefochten sein wird; das religiöse Gefühl kann für sich allein, ohne daß etwas dabei gedacht werde, nicht volle Befriedigung gewähren. Als ein Versuch, dasselbe ohne Widerspruch mit dem, was im engeren Sinne Wissenschaft genannt wird, zu Worte kommen zu lassen — warm und voll — wird Meyr's philosophische Theologie vielleicht Manchen befriedigen, wobei nicht unbemerkt bleiben mag, daß in der „Religion des Geistes“, jener Sammlung von Gedichten, welche die innigste Gottesliebe zum Ausdruck bringen, das Verhältnis des Menschen zu Gott als ein unmittelbares

erscheint, und daß sonach die vermittelnden Zwischenwesen, deren Mehr zum Bau seines Systems bedurfte, für das Bedürfniß des Herzens weniger nöthig sein möchten. Vielleicht kann man sie als ein Gerüste betrachten, welches seinen Zweck erfüllt hat, wenn die Verschmelzung des menschlichen Geistes mit dem göttlichen vollzogen ist.

Was das religiöse Gefühl unbedingt verlangt, ist meines Erachtens das Vorhandensein eines vernünftigen Weltplans und einer leitenden Vorsehung. Mehr hat dieser Forderung durch eine successive und zusammenhängende Schöpfung von Wesen, sowie durch eine Heilsordnung zu genügen geglaubt, welche sich nicht allzu weit von der christlich-kirchenväterlichen Speculation entfernt, während die neuere Philosophie die Kluft zwischen Gott und Mensch in anderer Weise ausfüllen, die Güte des absoluten Wesens gegen die endlichen Geschöpfe in anderer Weise erweislich machen will. Sie fürchtet eine Einengung des Forschungsgebietes, wo Mehr dessen Bereicherung erblickt. In Einem Punkte treffen die Ansichten doch zusammen, darin nämlich, daß auch für jene Gedanken, welche in das Gebiet des Glaubens fallen, volle Freiheit in Anspruch genommen wird. Und damit versteht sich's von selbst, daß Mehr kein neues Dogma aufstellen wollte, sondern eine Verbindung von Ideen, über welche sich Jeder schlüssig machen kann, ob er sie annehmen will und kann, oder

nicht. Der endlichen Erkenntniß wird es nie gelingen, die ganze Fülle des äußern und innern Lebens in ein System aufzunehmen; nichts desto weniger hat jede tüchtige Synthese das Gute, in das Wirken und Schaffen des Menschen die Kraft der Einheit zu bringen. Und dies war bei Meyer in hohem Grade der Fall. Ob er die Weltgeschichte mit philosophischem Auge betrachtete oder den Bewohnern eines Dorfes ihr engbegrenztes Treiben ablauschte — ob er den Kampf des Ethischen mit dem physisch Unfreiwilligen in den gebildeten Kreisen schilderte oder seinen Blick in Gott, das von Ewigkeit verwirklichte Ideal, versenkte — all sein Denken, Dichten und Handeln war aus Einem Gusse, und dieser Guß war das edelste, aus Natur, Gemüth und Geist legirte Metall.

Es mag hierbei zugegeben werden, daß Meyer in seinen Romanen und Dramen nicht immer das Ideal erreichte, welches seine eigene Theorie verlangte; in den erstern ist manchmal zu viel unverhüllte Philosophie, in den letztern zu wenig sinnlich ergreifendes Leben. Man würde jedoch irren, wenn man im Mangel an productiver Phantasie die Ursache davon zu finden glaubte. Meyer suchte mit Recht die Aufgabe der Phantasie in dem zusammenhängenden Wachsen und Werden des Kunstwerks von innen heraus, also in der sorgfältigen Motivirung der Charaktere und ihrer Handlungen. Bunte und spannende Situationen schienen ihm kein Product echt schöpferischer Phantasie zu sein; und dem

Publikum, welches an solchen Dingen Geschmack findet, statt des Künstlers Bauplan selbsttend sich zu eigen zu machen, stellte er kein rühmliches Zeugniß ästhetischen Urtheils aus. Meyr betonte in Religion und Poesie den Geist, das Streben nach Klarheit und die auf diesem Wege erzielte Verklärung. Möglich, daß dieser große und in solcher Bestimmtheit neue Zweck die Gefälligkeit beeinträchtigte! Dies gilt zum Theil auch von seinen Gedichten und deren absichtlich schmuckloser Einfachheit! Seine Dichtungen verschmähen den bloßen Naturreiz; sie wollen gefühlt und durchdacht sein. Er hielt die Natur hoch, aber Gemüth und Geist höher, weil sie ihm als Natur in höherer Potenz erschienen. Er trachtete mit allen Kräften nach der Poesie des Geistes, aber nicht danach, die Natur zu vernichten, sondern den Dualismus von Dienendem und Herrschendem, von Nothwendigkeit und Freiheit in Harmonie zu bringen, das Eine Sein als Bewußtsein zu fassen. Er war im besten Sinne des Worts Monist; ob es ihm gelungen, das alte Räthsel der Lösung näher zu bringen und den Dualismus in vernunftbefriedigender Weise zu beseitigen, mögen Andere entscheiden! Meyr hat bekanntlich gegen Darwin und die Descendenztheorie keine abwehrende Stellung eingenommen; er hat nur behauptet, sie bedürfe einer Ergänzung, ohne welche aus dem Niedern das Höhere nimmermehr entstehen könne. Ein Affenpaar vermöge wohl auf natürlichem Wege einen Menschen



zu zeugen, aber doch nur, wenn das unterscheidende Höhere irgendwie hinzutrete. Und diese That schien ihm von über sinnlichen Wesen kommen zu müssen, welche, ohne die Naturgesetze zu stören, thätig in das sinnfällige Leben eingreifen wie etwa der menschliche Wille in den Causalnexuß der Erscheinungen. Auch hinter dem Menschengeniste selbst glaubte er innerlichere Geister annehmen zu sollen, welche auf sein Denken und Wollen anregend und bereichernd einwirken. Ohne diese Annahme schien ihm kein Fortschreiten der Menschheit, keine geniale Production möglich zu sein. Und ebenso glaubte er das Böse nicht als einen bloßen Mangel, der dem Endlichen anhaftet, erklären zu können; sondern die Intensivität, die Schadenfreude, mit der es seine Fäden durch das Dasein zieht, wies ihn auf ein Reich des Bösen über der Menschenwelt. Das Böse oder vielmehr der Böse ist ihm die Gotteskraft der Negation, welche für die freie Schönheit der Position unerläßlich und daher schuldlos ist, solange sie willig als Mittel der Bewährung für alle Wahlfähigen dient. Der mächtige Gottessohn ist aber nicht schuldlos geblieben; er hat die Kraft, welche zur Verherrlichung Gottes dienen sollte, feindselig gegen Gott und seine Schöpfungen gerichtet, und zahllose Geister sind durch ihn zum Abfall gebracht worden. Zum Falle brachte der Böse auch jene paradiesische Welt, von welcher die jetzige das Zerrbild, ja das gerade Gegentheil ist, letzteres deshalb,

weil der Geist, welcher herrschen sollte, sich in der jetzigen Welt mühsam und leidensvoll unter der Last der Materie hervorarbeiten muß. Meyr reichte hier dem Pessimismus die Hand, aber mit der wesentlichen Einschränkung, daß die furchtbare Tragödie nicht ohne Zweck, daß sie vielmehr das tauglichste Mittel sei, um alles Abgefallene unter Mitwirkung der göttlichen Mächte vom Uebel der Gottentfremdung zu erlösen. Der Naturwissenschaft, deren Wege er nicht kreuzen wollte, und der Philosophie mag das Alles zu poetisch sein; dem religiösen Gefühle vieler bietet es vielleicht willkommene Vorstellungen. Meyr läßt sich durch kein Dogma binden; wo er glaubt, glaubt er keiner Auctorität, sondern der innern Stimme, welche ihm Gottes Geheimnisse enthüllt. Freiheit des Forschens ist ihm vor Allem heilig, aber er will diese Freiheit auch gegen die Gegner des alten Glaubens gewährt wissen. Wo er im Alten Wahrheit, wenn auch fortbildungsbedürftige findet, verlangt er, daß man sie anerkenne. Um offenen Auges in die Sinnenwelt zu blicken, glaubt er es nicht für das Ueberfinnliche schließen zu müssen; und um muthig in das irdische Dasein einzugreifen, scheint ihm der Glaube an die höhere Welt nicht hindernd, sondern förderlich zu sein.

Für diejenigen, welche Meyr aus seinen Werken kennen, sowie für jene, deren Aufmerksamkeit auf dieselben ich erregen möchte, wird diese Vorrede um so

mehr lang genug sein, als ich mich in der nachfolgenden Biographie noch öfter selbstredend einführe. Dennoch muß ich im Hinblick auf die Geisteskämpfe unserer Zeit das Eine anfügen: Melchior Meyr wollte die natürliche Weltordnung durch kein Wunder gestört sehen, weil er wußte, daß damit alle Sicherheit der Erkenntniß und darauf gegründete Beherrschung der Naturkräfte unmöglich würde. Aber vor Allem lag ihm die sittliche Weltordnung am Herzen, und um sie zu begründen, entrollte er eine Wunderwelt geistiger Vorgänge und Wesen und brachte sie in Rapport mit dem geistigsittlichen Innern des Menschen. Mittels dieser Organe hat Gott die Welt nicht bloß erschaffen, mittels ihrer ist er auch der Allgegenwärtige, Allmächtige. Sie bilden eine ununterbrochene Kette zwischen ihm und den Menschen überhaupt, den bahnbrechenden Genien insbesondere. Der menschliche Genius ist sohin nicht nur *toto coelo* geringer als Gott, in welchem wir den absoluten Genius anzustimmen haben, sondern in den Schöpfungen jedes Genies wirkt Gott durch seine Organe mit. In gemeinschaftlicher Arbeit der Menschen und der höheren Geister soll die Materie unter die Herrschaft des Geistes, die Natur unter die sittliche Weltordnung gebeugt werden. Aber die Vervollkommnung der Menschheit auf Erden ist nicht Gottes letztes Ziel, vielmehr bloßes Mittel, um selbstthätig bewährte Bürger des Gottesstaates zu gewinnen, welcher das Werk der Schöpfung

krönen soll. Mehr tritt hiermit ganz entschieden der Meinung entgegen, als ob die Gattung, die Menschheit, das jetzige Universum die Hauptsache, dagegen die Person, der Mensch, nur Nebensache sei. Vielmehr umgekehrt ist die Hingabe an das Allgemeine, welche auch er fordert, nur der Weg, welchen das mit eigenem Leben begabte Wesen zurückzulegen hat, um seine rechte Stelle im jenseitigen Ganzen zu gewinnen. Nicht eine Sache, ein Gesamtbegriff ohne eigenes Leben, kann zum Endzweck erhoben werden; dies kann nur mit den Trägern des Lebens, mit persönlichen Wesen geschehen. Um die Herstellung freier Harmonie zwischen Gott und allen selbstbewußten Wesen kann es allein sich handeln; daraus folgt, daß nichts unvergänglicher sei als das Individuum, das Ich. Die Erde und mit ihr die Menschheit wird vergehen, nicht aber das geistige Wesen, welches auf ihr und für sie im Kampfe gestanden. Mag man auch dies als Poesie, als Product der Phantasie bezeichnen, so wird man ihm schwerlich die Uebereinstimmung mit den Anforderungen des Gemüthes und die lebendige Triebkraft zu allem Guten und Großen absprechen!

München, im Sommer 1874.

Max Graf von Bothmer.



# Inhalt.

	Seite.
Vorrede . . . . .	V
<hr/>	
<b>Aus meinem Leben. Erinnerungen an Friedrich Rückert. Von Melchior Meyr . . . . .</b>	<b>1</b>
Kurze Bildungsgeschichte des Verfassers . . . . .	3
Brieflicher Verkehr mit Friedrich Rückert . . . . .	24
Persönlicher Verkehr mit Friedrich Rückert . . . . .	49
Erlebnisse in München. Briefwechsel mit Rückert. Störung des Verhältnisses . . . . .	78
Wiederanknüpfung. Rückert in Berlin . . . . .	94
<b>Erinnerungen des Herausgebers an Melchior Meyr . . . . .</b>	<b>115</b>
1862—1864 . . . . .	117
Aus meinem Tagebuche 1865 . . . . .	150
Das Jahr 1866 . . . . .	161
1867 und 1868 . . . . .	179
1869 bis zum Krieg 1870 . . . . .	210
1870—71 . . . . .	229
<b>Biographische Skizzen . . . . .</b>	<b>247</b>
Von Ehrlingen bis Berlin. 1810—40 . . . . .	249
Berlin 1841—52 . . . . .	266
Ebermergen und München 1852—62 . . . . .	280
<b>Gedichte . . . . .</b>	<b>297</b>
<b>Briefe . . . . .</b>	<b>357</b>
I. An Melchior Meyr . . . . .	359
II. Von Melchior Meyr . . . . .	385



Aus meinem Leben.  
Erinnerungen an Friedrich Rückert.

Von

Melchior Meyr.





## Kurze Bildungsgeschichte des Verfassers.

---

Wenn ich die Geschichte meines Verhältnisses und Umgangs mit Friedrich Rückert erzählen soll, muß ich zunächst einen Blick werfen auf meine eigene geistige Entwicklung und auf die Bestrebungen, von denen ich erfüllt und geleitet war, als ich diese Bekanntschaft machte. Ich trat mit Rückert in brieflichen Verkehr im fünf und zwanzigsten und in persönlichen im sieben und zwanzigsten Jahre meines Lebens. In jener Zeit hatte ich schon einen festen geistigen Standpunkt erlangt, und diesen muß man kennen, wenn man die Art meiner Beziehungen zu dem Dichter und Denker richtig beurtheilen will.

Die Triebe zu poetischer Empfindung und Vorstellung und zu philosophischem Nachdenken, welches auf das Ziel der Erkenntniß gerichtet ist, traten in mir früh hervor. Mit beiden fühlte ich mich zu den Werken derjenigen unserer Classiker hingezogen, welche zugleich Denker und Männer der Wissenschaft, hauptsächlich aber doch Poeten waren — zu Goethe und Schiller. Die Schriften der Philosophen

waren mir im zweiten Jahrzehnt meines Lebens noch zu sehr Gedankenarbeit und zu schwer, und darin lag auch der Grund, warum ich Lessing noch nicht ähnlich wie die genannten zu würdigen vermochte. Die Werke jener beiden Genien las ich mit unaussprechlichem Genuß und unerschöpflichen Anregungen. Goethe hatte aber den Vorzug. Der reine Naturton in seinen Dichtungen wirkte mächtiger, tiefer auf mich als die Pracht der Schiller'schen Darstellung, und auch in seine Gedankenwelt folgte ich ihm lieber und vertrauensvoller. Der erste Theil des „Faust“ war mir das Buch der Bücher; ich las es wieder und wieder, mit Entzückungen, die ich gegenwärtig kaum mehr zu schildern vermöchte. Als Ansbacher Gymnasiast, fünfzehn Jahre alt, hatte ich eine Ferienarbeit zu liefern, wozu mir das Thema freistand. Ich übergab dem Professor eine „Erklärung des Goethe'schen Faust“. Freilich war sie danach und verrieth die Welt- und Herzenskenntniß des Fünfzehnjährigen, aber sie offenbarte doch zugleich meine tiefste Neigung und Richtung.

Während meines Aufenthalts in Ansbach (1824—26) gesellte sich den beiden großen Lieblingen ein dritter, der sogar dem bevorzugten den Rang ablaufen wollte: Shakespeare. Er, mit seinen Dramen, übte auf den Empfänglichen den höchsten Zauber und wirkte durch seinen Tieffinn und seine bestrickende Phantasie ebenso wie durch seine Naturfrische und durch das Mark seines Ausdrucks auf mein Innerstes. „Faust“ hatte einen Rival erhalten

in „Hamlet“. Welchen von beiden ich öfter gelesen habe, könnte ich nicht sagen.

Man würde mich aber verkennen, wenn man glaubte, ich hätte mich, zumal in den jetzt folgenden Jahren, meinen Lieblingsautoren unbedingt hingegeben und aus ihnen mein poetisches Material gezogen. Dafür war ich viel zu lebensfrisch und zu verlangend auf das Leben selber gerichtet. Die Natur und die reale Welt, in frohester Theilnahme poetisch gesehen und empfunden, erschienen mir doch noch reizender, reicher und ergreifender als auch die Werke jener Genien. Ich folgte dem Drange meines Herzens, lebte und erlebte, und alles Glück, das in der jugendlichen Seele aufglühte, wurde mir zu Poesie. Die Poesie war mir Leben, Leben in der Wirklichkeit, im Gefühl und in der Phantasie. Darstellen, ausführen, konnte ich noch nichts, und, einige Versuche abgerechnet, wollte ich's auch nicht. Ich begnügte mich, glücklich zu sein, die Bilder des Glücks im Herzen zu behalten und die schönsten und eigenthümlichsten aufzuzeichnen als Material für künftige Behandlung. Je weniger ich gestalten konnte, um so fähiger war ich zur Erzeugung und Ansammlung des poetischen Stoffes und um so mächtiger war in mir die Kraft des Gefühls und der Phantasie. Die Welt — diese Welt, so reich an Schönheit und Freude, aber auch so reich an Widerwärtigkeit und Leid — mir, der ich alles in ihr dichterisch empfand, war sie eine Zauberwelt, die mich nur beglücken, ergreifen und bereichern konnte. Ihre Poesie

ging mir über alles. Wie ganz und gar ich davon erfüllt war, geht aus einem Wort hervor, das ich damals in eines meiner Hefte schrieb: „Das wirkliche Leben ist noch viel poetischer als «Faust» und «Hamlet!»“

Daß ein junger Mensch mit solchen Neigungen und Gedanken seine Lieblinge nicht nur bewunderte, sondern auch kritisirte, wird man begreiflich finden. Sie genügten mir keineswegs in allen ihren Producten, und namentlich mit meinen Landsleuten begann ich nach und nach abzurechnen. In einzelnen Schiller'schen Dichtungen war mir der Mangel an Naturfrische und Naturwahrheit auffallend, und auch Goethe erschien mir in gewissen Ausführungen kalt und trocken. In „Wilhelm Meister“ unterschied ich geniale, lebensvolle — und poesielose Partien, und ich glaubte, daß man die Gegenstände der letztern viel kraft- und saftvoller zu schildern vermöchte. Der Behauptung, die man in jenen Tagen noch öfter hören konnte als gegenwärtig: daß die großen Poeten im Grunde bereits alles dargestellt hätten, und daß es von diesem Gipfel aus in der Poesie nur abwärts gehen könnte — setzte ich den eifrigsten Widerspruch entgegen. Im wirklichen Leben waren mir eine Menge tiefpoetischer Züge aufgefallen, die noch keiner der großen Autoren zur Darstellung gebracht hatte, und in meinen gehobesten Augenblicken sagte ich mir, daß die Leistungen derselben nach mehreren Seiten hin sehr wohl zu übertreffen wären und übertroffen werden müßten.

Die, productive Jugend mag von ihren Fähigkeiten

eine zu große Meinung haben — in ihren Gedanken und Gefühlen wird immer etwas Wahres sein. Was mich betrifft, so gehörte zu der poetisch gesehenen und empfundenen Wirklichkeit, deren Züge ich festhielt, auch das Landleben meiner schwäbischen Heimat, welches der damalige Gymnasiast in den Ferien immer wieder mitlebte und mitgenoß. Die Studien im Aelternhause und im Wirthshause gaben mir für meine Hefte den reichsten Ertrag. Die jungen Bursche und Mädchen bei ihren Arbeiten und ihren Lustbarkeiten, Liebeshändel und Streitscenen waren mir hochinteressante Gegenstände der Beobachtung. Zu Hause schrieb ich das muntere Geschwätz der spinnenden Mägde nach, wie ich es hörte, und wenn ein alter Bettler oder eine Bettlerin kam und originelle oder nur charakteristische Neben führte, ließ ich mir diese nicht entgehen. Ich erfreute mich an dem derben Humor ebenso wie an den lieblichen Aeußerungen, die ich bemerkte, und wenn ich nun daran dachte, aus allen diesen Materialien ein poetisches Werk zu gestalten, so konnte ich mir wohl sagen: das hat noch niemand dargestellt! Wenn aber in diesem Betracht etwas Neues möglich war, so ergaben sich ähnliche Möglichkeiten auch für die höhern Sphären des Lebens.

Soll ich die Wahrheit sagen (und etwas anderes hat ja kein Interesse!) so waren die poetischen Ziele, welche mir in jenen glücklichen Jahren vor der Seele standen, die höchsten und edelsten. Ergreifen, begeistern konnten mich bei solchen Anschauungen nur meine Lieblingsdichter

und ihre nächsten Geistesverwandten. Ihnen nachzufolgen und für meine Zeit zu leisten, was sie für die ihrige geleistet hatten — alle meine Kräfte anzuspannen, um in der Entfaltung des Geistes und in der Darstellung der Leidenschaften auf ihren Wegen fortzugehen, dies war mein Gedanke, mein Drang — das begeisternde Ideal meines Lebens.

Also auf der einen Seite die höchsten Ziele der Kunst, auf der andern eine Richtung auf Natur und Wirklichkeit, welche eben das Material hergeben sollten, in dessen Verarbeitung jene Ziele zu erstreben und zu erreichen waren! — Wie man sieht, wurde ich in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts für mich allein und ganz im stillen ein Realist, ohne aber den Idealismus aufzugeben, vielmehr mit der ausgesprochenen Tendenz, von der tiefer und eigenthümlicher aufgefaßten Wirklichkeit eines neuen Idealismus fähig zu werden.

Ich kann hier mein geistiges Verhalten in jenen Jahren natürlich bloß im allgemeinen charakterisiren. Darum will ich nur noch kurz erwähnen, daß ich ebenso wie die bemerkten dichterischen Züge des wirklichen Lebens und der eigenen Erfahrungen auch meine Gedanken über die ästhetischen und sittlichen Fragen dieses Lebens niederschrieb. Ich war productiv auch auf dem Felde der Reflexion, aber ich sammelte auch hier nur Stoff zu künftigen Ausarbeitungen.

Bei dem Bestreben, Gedanken und Bilder nur aus dem Leben und aus mir selber zu gewinnen und eigenthüm-

lich, original zu sein, begreift sich die Scheu, die ich lange vor der Ausführung und poetischen Gestaltung empfand. Das formelle Talent stand bei mir in zweiter Linie, und ich hatte nach einigen misslungenen Versuchen das Gefühl, als ob ich die Anschauungen und Empfindungen, die mir so theuer, so heilig waren, in der Darstellung nur verderben könnte. Endlich brach es aber doch in mir durch, und es entstand eine Reihe von Gedichten, worin ich nicht nur meine Erlebnisse in Lust und Leid und meine Gedanken aussprach, sondern auch schon Geschichten und Scenen meines Riesgaues zu „Ibhyllen“ in Hexametern verarbeitete. Unter diesen befand sich eine kurze Behandlung des Stoffes, aus dem später die erste meiner Erzählungen aus dem Ries: „Ludwig und Annemarie“ entstanden ist.

Neunzehn Jahre alt hatte ich die Universität München bezogen und den Cursus der Philosophie begonnen. Der Naturphilosoph Oken und der Philologe Thiersch fesselten den Studiosus des ersten Jahres am meisten. Im zweiten hörte ich Schelling, und seine Vorlesungen übten auf mich eine außerordentliche Wirkung. Zugleich machte ich eine Bekanntschaft, die ich besonders erwähnen und charakterisiren muß; denn ihr verdanke ich, neben dem philosophischen Lehrer, die fruchtbarsten Anregungen nicht nur für die folgenden Jahre, sondern für mein ganzes Leben.

Dies war der Naturforscher, Denker und Dichter Karl Schimper, der vor wenigen Jahren in Schwefingen



bei Heidelberg verstorben ist. Geboren im Jahre 1803, hatte er damals schon die „Gefetze der Blattstellung“ entdeckt und ging in seinen botanischen Forschungen unausgesezt weiter. Seine Naturwissenschaft war verbunden mit Philosophie, und er behauptete, daß der wahre Forscher die Beobachtung der Thatfachen mit dem Denken der Möglichkeiten verbinden müsse. Als Dichter sprach er seine Herzenserlebnisse, seinen Humor und seine Ideen in allen Formen der Lyrik aus, und er handhabte diese mit einer Gewandtheit und einer Leichtigkeit, wie sie mir kaum wieder vorgekommen ist.

Schimper war, wie Schelling ihn genannt hat, ein „brillanter Kopf“. Dies wird jeder zugestehen müssen, der ihn damals kannte und mit ihm verkehrte. Eins war ihm versagt: Maß zu halten! Maß zu halten im Forschen selber — und sich von Zeit zu Zeit die Darstellung des Erforschten abzugewinnen! Dazu ist er nicht gekommen, und dieser Mangel ist schuld daran, daß er mit seinen vorzüglichen Gaben nicht gehalten hat, was er versprach, und in Einsamkeit, in kümmerlichen Verhältnissen sein Leben beschließen mußte.

Für den kleinen Kreis von Freunden und Schülern, den er um sich versammelte, war Schimper eine lebensvolle Ergänzung der Universitätsstudien. Im persönlichen Umgang — im Wirthshause und auf Ausflügen — wurde alles, was man in den Vorträgen bemerkenswerth gefunden hatte, mit ihm durchgesprochen und durchgestritten. Er war

in allen Fächern des Kreises Autorität, der gereifteste, durchgebildetste Kopf, der Lehrer! Und er gebrauchte seine Superiorität mit großer Ungezwungenheit. Er herrschte durch Wissen, Urtheil, Humor und Witz — nicht ohne den gelegentlichen Uebermuth eines Mannes, der unbedingt sich selber vertraut. Mit seinem geistvollen, runden Gesicht saß er bei abendlichen Zusammenkünften glänzend in der Mitte der jüngern Leute, und seine natürlich gelockten blonden Haare, die er zu ungewöhnlicher Länge wachsen ließ, vollendeten das Sonnige der Erscheinung. Er saß (nach der Bemerkung eines Gastes) da, wie der Kaiser unter seinem Gefolge.

Mir persönlich nützte dieser außerordentliche Mann nicht nur positiv — dadurch, daß er die philosophischen Ideen, die in mir lagen, rascher und reiner entwickeln half —, sondern auch negativ: durch die Beurtheilung meiner Arbeiten. Wenn diese, zur Förderung des Autors, einer schonungslosen Kritik bedurften — Schimper leistete mir diesen Dienst, und zwar mit einer Genugthuung und Freude, welche nichts zu wünschen übrigließen. Ich besitze noch ein romantisches Drama mit den Randbemerkungen seines Bleistifts. Muß ich diese jetzt gerecht und witzig finden, so kann man sich denken, welchen Eindruck sie auf den jungen Romantiker machten. Ich überzeugte mich, daß ich das Product trotz einzelner gelungener Stellen, die auch der Kritiker anerkannte, beiseitelegen müsse, und es war mir nur eine melancholische Genugthuung, daß ein

Gebicht, welches ich einige Tage nachher schrieb und welches das „mörderische Blei“ und seine verheerenden Wirkungen zum abschreckenden Exempel für junge Dichter schilderte, den großen Beifall des Circels und namentlich des gefürchteten Schützen selber erhielt.

Begreiflich wird man finden, daß ich ihm nicht alle meine Arbeiten mittheilte. Ich verbarg ihm einen großen Roman in Briefen, worin ich einen Poeten zeichnen wollte, der, von leidenschaftlicher Liebe zur Natur ausgehend, in consequenter Durcherlebung aller dazwischenliegenden Neigungen und Verhältnisse zu seinen Idealen emporsteigt; — desgleichen meine lyrisch-idyllischen Gebichte, die ich nach Möglichkeit verbesserte und so zusammenstellte, daß sie in ihrer Reihenfolge meine bisherige Entwicklung ihrerseits abspiegelten. Mit diesen, die ich so schön als möglich copirte, hatte ich etwas anderes vor.

Damals lebte Goethe noch. Von der Verehrung, die der große Dichter uns jungen Leuten einflößte, hat man jetzt, in der Zeit der Politik, der übermächtigen realen Interessen und der Journale, kaum noch einen Begriff. Wenn ich persönlich einige seiner Arbeiten beanstandete, so hing ich an den andern mit um so größerer Bewunderung, und der Genius, der diese ganze Reihe entzückender, erleuchtender, bildender Dichtungen geschaffen hatte, war mir ein Gott. Unwiderstehlich bemächtigte sich nun meiner der Gedanke, über meine Bestrebungen ein Wort des Urtheils von dem Meister selbst zu erhalten und ihm nicht nur meine

Gebichte vorzulegen, sondern ihm auch meine Ideen und Projecte in Bezug auf die Weiterführung deutscher Poesie mit rücksichtsloser Offenheit mitzutheilen. In einer Art von heroischem Taumel führte ich, am Ende des Jahres 1831, die Waghthat aus und zeigte namentlich in dem langen Schreiben, das ich den Gedichten beilegte, eine Aufrichtigkeit, die den alten Herrn sicher ergötzt hat. Etwa einen Monat wartete ich auf Antwort. Ich hatte niemand, auch meine intimsten Freunde nicht, in das Unternehmen eingeweiht und trug also die Aufregungen, die Sorgen allein. Endlich kam das Päckchen an mich zurück. Bei meinen Gedichten lag ein Schreiben, das der Altmeister für solche Fälle schon bereit hatte und das in der Gesamtausgabe seiner Werke unter dem Titel: „Für junge Dichter“ veröffentlicht ist. Dieses fiel mir zuerst in die Hände und wirkte begreiflicherweise (da es nur an die Gattung gerichtet ist und eigentlich vor der Hingebung an die Poesie warnt!) sehr abkühlend. Wer schildert nun aber meine Freude, als ich noch ein anderes Schreiben entdeckte — ein Schreiben, das sich auf mich persönlich bezog und das den Beweis lieferte, daß der Alte die Gedichte und den langen Brief nicht nur gelesen, sondern einen bestimmten Eindruck davon empfangen hatte! Dieses zweite Schreiben lautete wörtlich:

„Außer befliegendem Allgemeinen wäre dem Verfasser hier zurückkommender Gedichte vielleicht Folgendes angenehm und nützlich.

„Man muß Ihm zugestehen, er habe kindlich-jugendliche, menschlich-allgemeine, ländlich-einfache Stoffe, wie sie Ihm vorlagen, wie sie Ihm sich bildeten, treu, mit Leichtigkeit und Anmuth behandelt. Gewährt Ihm die Folgezeit berberen Gehalt und weiß Er denselben auf gleichmäßig gehörige Weise zu benutzen, so ist kein Zweifel, daß Er auch im erhöhten Kreise sich glücklich bewegen werde. Seine prosaischen Eröffnungen geben dazu eine willkommene Aussicht, veranlassen aber zugleich ein gewisses Bedenken, indem das als Zweck angedeutet steht, was eigentlich als Erfolg erwartet werden sollte. Doch wird sich der junge, muthige Mann aus diesen Gefahren selbst herausfinden.

Und so fortan!

Weimar  
d. 22. Januar 1832.

J. W. Goethe.“

Das Schreiben hatte der Altmeister dictirt, aber das bekannte „Und so fortan“, Datum und Namen — weil er sich wohl denken mochte, wie lieb es dem Empfänger sein werde — hatte er mit eigener Hand daruntergesetzt.

Meine Genugthuung war über alle Maßen groß. Es liegt in der Natur der Dinge, daß niemand weniger Glauben findet als ein junger Poet in seinem Streben und in seinen Verheißungen. Auch die besten Freunde setzen auf sein Talent nur zeitweiliges Vertrauen und fallen immer wieder dem Zweifel anheim. Aeltern, Verwandte und Lehrer stellen ihm entschlossenen Unglauben entgegen. Viel hatte ich in dieser Beziehung gelitten, und manche

Abmahnung war in mein Ohr gedrungen, die meine Seele aufs tiefste verletzte. Nun hatte ich ein Zeugniß von der ersten Autorität in der Kunst! Von dem größten Dichter deutscher Nation! — In der That war mir das Urtheil auch sehr förderlich. Wenn ich trotz allem, was dagegen sprach, den Weg eines deutschen Schriftstellers gehen konnte (was in jener Zeit ungleich bedenklicher erschien als gegenwärtig!), so danke ich es zunächst dieser liebevollen Beurtheilung von Seiten Goethe's.

Eine Stelle in der Antwort verlangt eine Erklärung: wo der Erfahrene den Jüngling warnt, sich nicht etwas als Zweck vorzusetzen, was vielmehr als Erfolg erwartet werden müsse! — In jener Zeit war ich nämlich auch davon begeistert, daß Goethe in den Stilarten der verschiedenen Zeiten und Nationen seine Ideen auszubringen und damit gleichsam ein Spiegel der Menschheit zu werden vermochte; — ich hatte ihm darüber mit Bewunderung geschrieben und den Weitergang auf diesem Wege unter die Aufgaben der Gegenwart gerechnet. Das erregte sein Bedenken! Mit Recht nimmt er aber an, daß hierin keine dauernde Gefahr liegen werde. Denn wer sich dergleichen nur als Zweck vorsetzt, der wird nicht einmal dazu kommen, diesen auch nur zu erstreben. Führt ihn nicht productiver Drang zu einer solchen Nachdichtung, dann wird er sich nicht einmal die Aufgabe stellen. Wer aber, bei innerlicher Fülle, von dem Reiz einer überlieferten Weise getroffen ist und sein Gefühl aus wahrer Neigung in die

ihm lebendig gewordene Form ergießt, der bereichert die deutsche Literatur.

Auf den Freundeskreis, dem ich angehörte, brachte das Schreiben eine mächtige Wirkung hervor. Auch Schimper, der die Werke Goethe's und Schiller's mit sonderlich kritischen Augen betrachtete und sich darin gefiel, ihre Mängel, oder was er dafür ansah, hervorzuheben, empfing einen bedeutenden Eindruck. Einem gleichalterigen Freunde, der als Arzt in Nürnberg verstorben ist, hatte ich den Empfang der Sendung noch in später Nacht mitgetheilt. Er kam andern Tags am frühesten Morgen zu mir, um das Document zu lesen, indem er mir gestand, daß er vor Aufregung die ganze Nacht kein Auge zugethan habe.

Auch das längere Schreiben „Für junge Dichter“ sollte mir nicht fruchtlos zugesendet sein. Bekanntlich schließt es mit dem Reim:

Jüngling merke dir in Zeiten,  
Wo sich Geist und Sinn erhöht,  
Daß die Muse zu begleiten,  
Doch zu leiten nicht versteht.

Ueber den Sinn dieser Worte sprachen wir viel. Schimper fand den Rath und die ganze Anschauung „phillisterhaft“; wir Jüngern konnten aber nicht glauben, daß der Meister nicht auch hierin recht habe. Da nun der schon erwähnte medicinische Freund eine Veranlassung erhielt, im Sommersemester 1832 die Universität Heidelberg zu beziehen, so

erklärte ich ihm, daß ich ihn begleiten würde, um — dem Rathe Goethe's zu folgen und Jura zu studiren.

Die Nachricht von des Dichters Tode (am 22. März), die wir in einer Akademiesitzung aus dem Munde Schelling's vernahmen, machte eine erschütternde Wirkung auf uns. Aber für welch ein Glück mußte ich es ansehen, daß dieser Mann dem jungen Verehrer noch einen so freundlichen Gruß geschickt und ihm, wie zum Abschied, noch die Hand gereicht hatte!

Dem Vorsatz, auf der Pfälzer Universität mich der Jurisprudenz zu widmen, stand von Seiten meines Vaters natürlich kein Hinderniß entgegen. Das Urtheil Goethe's über meine Dichtungen gefiel ihm sehr; aber noch höher schätzte er den Erfahrenen und Weisen, der dem jungen Menschen zur Ergreifung eines Faches gerathen, welches die Aussicht auf Anstellung gewährte.

In Heidelberg hörte ich die Collegien, welche ich belegt hatte, gewissenhaft. Aber mein Herz gehörte der Dichtkunst! Ich fiel nicht ab von ihr, obwohl sie mir eine neue, höchst schmerzliche Enttäuschung bereitete. Jener Roman in Briefen, in welchen ich die wesentlichen Culturelemente der Epoche niederzulegen versucht hatte, war fertig geworden und das sauber copirte Manuscript mochte für drei Bände reichen. Meine nächsten Freunde, die ich sehr neugierig darauf gemacht hatte, lasen es. Ihr Urtheil war, daß ich das Werk, trotz mancher schönen Stellen, in dieser Form nicht veröffentlichen dürfe! Meine fortgesetzten



Fragen lockten endlich alle ihre Gründe heraus, und diese übten auf mich Belehrbaren die Wirkung, daß ich das Product vollständig mit den Augen meiner Kritiker ansah. Die Uebertreibungen und die Geschmacklosigkeiten, zu denen ich mich eben im Ueberschwang poetischen Gefühls hatte verleiten lassen und die ich nun als solche deutlich erkannte, verbroffen mich so, daß ich das Manuscript weglegte, um es später den Flammen zu übergeben.

Der dichterische Drang ließ sich aber nicht unrecht thun. Nachdem ich die Schmerzen der Selbsterkenntniß und die Leiden über das Mislingen des großen Werkes gelitten hatte, rückte sich mir ein bescheideneres Thema vor die Seele. In meinem neunzehnten Jahre hatte ich eine erzählende Dichtung entworfen, worin ich meine Rieser Bauern nach der Wahrheit zu schildern gedachte. Dies fiel mir nun ein; ich theilte den Plan meinen Freunden mit, und sie, welche mir den Trost gönnten, hielten mich lebhaft zur Ausführung an. In der sanften Stimmung des Entfagenden machte ich mich an die Aufgabe und schrieb noch im Sommersemester 1832 eine Reihe von Gefängen in Hexametern. Denn zu jener Zeit glaubte man idyllischen Gegenständen nur in Versen die rechte poetische Ehre anthun zu können, und daß ich für meinen Entwurf Goethe's „Hermann und Dorothea“ als Muster vor Augen hatte, wird man aus allen Gründen begreiflich finden.

Nach München zurückgekehrt, führte ich das „ländliche Gedicht“, wie ich es nannte, zum Schluß. Diese Arbeit

gewann endlich dem Kritiker Schimper Beifall ab. Er tabelte mit Anerkennung und sprach sich über die empfundensten und frischesten Partien des Idylls mit wahrer Herzlichkeit aus. Ich änderte und besserte nach seinen Vorschlägen, und zuletzt wurde das Werkchen druckreif. Bis zur Auffindung eines Verlegers gingen aber noch ein paar Jahre hin. Erst 1835 verstand sich die münchener Buchhandlung von Georg Franz dazu, „Wilhelm und Rosina“, ländliches Gedicht in acht Gesängen, honorarlos herauszugeben.

In der Zwischenzeit hatte ich noch Panbekten gehört, aber dann, trotz Goethe, die Vernunftsthe mit der Jurisprudenz wieder gelöst. Der Gedanke einer Beamtenlaufbahn war ersetzt durch einen andern soliden Plan: für Aesthetik und Literaturgeschichte Universitätslehrer zu werden! Daß ich hierzu die nöthigen Gaben besitze, dafür sprach doch manches, und so wurde denn endlich auch von väterlicher Seite die Aenderung gutgeheißen.

Die Vorlesungen Schelling's und der Umgang mit Schimper übten erst jetzt ihre befruchtendsten Wirkungen auf mich. Es erzeugte sich in mir die erste philosophische Einsicht, welche meinem eigensten Denken entstammte: die Einsicht in das Grundgesetz irdischer Entwicklung. Und da meine Gedanken doch immer wieder die poetisch-ästhetische Richtung nahmen, so schrieb ich nach der Vollendung des Idylls eine Abhandlung über die Aufgaben deutscher Poesie. In dieser Arbeit machte ich auf den Geistesgehalt und auf die Stoffe aufmerksam, welche uns auch

die letzten Classifier, nämlich unsere eigenen deutschen, noch keineswegs vorweggenommen hätten! Ich zeigte auf die Wirklichkeit in Natur und Geschichte, auf die wunderbare Eigenthümlichkeit der realen Erscheinungen und auf die philosophische Erkenntniß derselben hin und behauptete und suchte nachzuweisen, daß dies alles zusammen die gegenwärtigen und kommenden Geschlechter zu ganz originalen Schöpfungen befähigen müßte. Insbesondere wurde die philosophische Erkenntniß Gottes und die Einsicht in das edelste Verhältniß des Menschen zu Gott als Quelle einer neuen Poesie bezeichnet.

Man wird sich nicht darüber wundern, daß ein junger Mensch, der in Poesie und Philosophie nur die höchsten Ziele und Leistungen vor Augen hatte, zur gerechten Schätzung der Nachfolger unserer großen Poeten nicht so gleich zu gelangen vermochte. Dies war bei mir der Fall! Dichtungen von Uhland, Platen, Rückert und Heine hatten schon Beifall errungen und gelangten auch an mich. Aber gegen sie verhielt ich mich kritisch — mit einer gewissen Sprödigkeit! Meine Seele war eingenommen, mein Herz vergeben: wie sehr mir nun einzelnes von den neuen Poeten gefiel — mit meinen großen Lieblingen konnten sie sich nicht vergleichen, und die Werke derselben und meine eigenen Ideale gaben mir einen Maßstab, gegen den sie nur sehr schwer aufzukommen vermochten. — Ich mußte lernen, den lebenden und strebenden Dichtern gerecht zu werden! — Dazu kam es nun aber glücklicherweise auch.

Uhland und Heinrich Heine, wie verschieden unter sich, haben den unmittelbaren poetischen Naturlaut und den Anklang an das deutsche Volkslied miteinander gemein. Dadurch wirkten sie auf mich, jeder in seiner Weise; und ich glaube nicht, daß ich ihnen als mitfühlender Leser ihrer Dichtungen etwas schuldig geblieben bin. Platen und Rückert waren schwerer zu würdigen. Ihre Vorzüge lagen nicht auf Seiten der Natur, sondern in der Sphäre des Geistes: sie konnte nur derjenige liebgewinnen, der ihnen in diese Sphäre nachging! Bestehen auch zwischen ihnen Unterschiede genug, so gleichen sie sich doch in dem Punkte, daß jeder von ihnen als Dichter eine ethische Tendenz verfolgt, und diese mußte man selbst in sich erwecken und lieben lernen, wenn man ihre Dichtungen und zumal das Beste, was sie geschaffen haben, sich wahrhaft zu eigen machen wollte. Bei der Verwandtschaft meines Geistes und Strebens hat eine solche Würdigung, eine ernste, tiefe Sympathie mit den eigenthümlichsten Erzeugnissen dieser Poeten nicht ausbleiben können. Ich gelangte aber schneller dazu, als es sonst wol geschehen wäre, durch die enthusiastische Verehrung, welche der eine wie der andere Dichter in unserm Freundeskreise fand.

Es waren nicht dieselben Menschen, welche Platen und Rückert hochhielten. Die Anhänger Platen's bewunderten ihren Liebling uneingeschränkt und stellten ihn mit dem vollsten Ernst nicht nur über Schiller, sondern großentheils auch über Goethe. Einer der glühendsten Verehrer, der

zu früh verstorbene Lyriker Deeg, wußte sich Abschriften neuer Oden und Hymnen seines Meisters zu verschaffen und theilte sie uns mit. Mit Weihe vorgetragen, hinterließen sie in uns tiefe Einbrücke. Es gab eine Zeit, wo Platen für uns in der ersten Reihe deutscher Poeten stand, und in dieser Zeit konnte Rückert neben ihm nicht aufkommen. Für ihn erhob sich nun aber die mächtigste Stimme in unserm Cirkel — Schimper!

Dieser war mit einer schönen und geistvollen jungen Dame verlobt und erhielt von ihr die „Gedichte“ Rückert's zum Geschenk. Besser konnte der Poet bei ihm nicht eingeführt werden. Mit Entzücken las er die reichen Liebesgaben, namentlich des „Liebesfrühlings“, durch, und mit wahren Jubel trug er uns die schönsten Gedichte daraus vor. Natürlich verschafften wir uns das Buch auch und studirten es, und ich kann wohl sagen, daß mir unter diesen Einwirkungen die eigenthümlichen Vorzüge der Rückert'schen Lyrik tief in die Seele drangen. Die Höhe der Betrachtung, die Pracht der Bilder, das Sinnige und Tiefsinnige der Gedanken und eine gewisse Feierlichkeit des Ausdrucks, welche die Schule orientalischer Poesie verrieth; sodann der ungemaine Reichthum an Situationen und Stimmungen im „Liebesfrühling“, die heitere Laune und die schöne Herzlichkeit des Liebenden, der Grundcharakter des Muthes und Trostes, der über das Ungemach des Lebens zu fliegen versteht — — alles das ergriff mich und richtete meine Aufmerksamkeit auf diesen Dichter vorzugsweise. Verhehlen

will ich aber nicht, daß ich manche Stücke, die mir zu wenig aus dem Herzen und zu einseitig aus dem Kopfe hervorgegangen schienen, verwarf und sie aus der Sammlung hinwegwünschte.

Unter diesen Beschäftigungen und Genüssen kam das Jahr 1835 heran. „Wilhelm und Rosina“, in schöner Ausstattung, erblickte endlich das Licht der Welt. Ich beehrte mich, dem Sängere des „Liebesfrühlings“ ein Exemplar meines Idylls unter den wärmsten Ausdrücken meiner Verehrung nach Erlangen zu schicken.

---

## Brieflicher Verkehr mit Friedrich Rückert.

---

Raum eine Woche war verfllossen, als ich folgende Antwort erhielt:

Erlangen d. 18. Mai 35.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie meinen lebhaftesten Dank für die liebliche Dichtung, die Sie mir mitgetheilt haben. Es hat mir eine recht reine Freude gemacht, an einem solchen Beispiel zu sehen, wie unter uns, trotz aller Verbildungen und Verwirrungen der Zeit, die rechte Einfalt der Poesie sich immer wieder aus ihrem unerschöpflichen Quell, der Natur und des ungestörten Gemüthes, neu gebiert. Ein solcher Anfang, wie Sie hier gemacht haben, verspricht einen noch schönern Fortgang. Mögen Sie auf jeder weitem und höhern Bahn nur immer so wie hier der Natur getreu bleiben und so gute Muster vor Augen haben wie hier Hermann und Dorothea, dessen edles Gepräge, mehr als das der Luise und anderer, Ihrer Dichtung, ja auch dem

Ausdruck aufgedrückt zu sehen, ich mich besonders gefreut habe. Ich habe mit unge störtem Genuß die einfachen ländlichen Zustände, die sie schildern wollten, sich vollkommen klar und wahr vor mir entfalten sehen ohne Beimischung von etwas störendem Fremdartigen, es müßte denn etwa die kurze Partie im Ges. 3 von dem zu romantischen Räuber sehn. Leben Sie wohl und behalten mir auch meine Lieder lieb. Ihr ergebenster Rückert.

Diese höchst wohlwollende Zuschrift erfreute mich in tiefster Seele. Ueber meine Dichtung hatte ich schon ähnliche Urtheile vernommen — ich mußte glauben, daß mir etwas damit gelungen sei; aber eine in ihrer klaren, ruhigen Fassung so herzliche Anerkennung des Guten in meinem Werkchen und in meinem ganzen Streben war mir noch nicht zugekommen. Das Schreiben ist für Rückert charakteristisch und macht ihm wahrlich alle Ehre. Der gereifte Dichter läßt vornehmlich die Lichtseite in der Arbeit des jungen Autors auf sich wirken; er erfreut sich der Natur und der Naturwahrheit, ohne sich an Einzelheiten der Ausführung zu stoßen, wogegen sich so manches hätte bemerken lassen. Er gibt ihm, welcher der Aufmunterung bedarf, nur Erfreuliches zu hören, das aber seines Herzens wahre Meinung ist, und die einzige Stelle, die ihm widerstrebt, rügt er so schonend als möglich. — Einem Verhältniß, das so begonnen hatte, konnte wohl eine schöne Entwicklung prophezeit werden.



Zu jener Stelle in meinem Iphyl, welche Rückert nur „zu romantisch“ zu finden die Freundlichkeit hat, war ich übrigens dadurch gekommen, daß Schimper eine ähnliche charakterisirende That, wie sie von Wilhelm erzählt wird, auch für die Heldin Rosina forberte. Er hatte damit ganz recht. Aber ich, nach dem Abschluß der Arbeit, war nicht mehr im Fluß der Erfindung, und so fiel mir nichts Klügeres ein, als das Bauernmädchen ihren Muth und ihre Geistesgegenwart beweisen zu lassen gegen einen Räuber, welche Species im Ries doch schon lange ausgestorben ist und nur in einer Geschichte aus frühern Zeiten noch figuriren könnte. — Wenn es mir so gut würde, das „ländliche Gedicht“ in zweiter Auflage bringen zu können, sollte es unter andern Verbesserungen auch die haben, daß die Hieserin nur mit Tugenden geziert erscheint, die man ihr zutrauen kann.

Ich muß übrigens bei diesem Anlaß bemerken, daß ich in „Wilhelm und Rosina“ die erste deutsche Dorfgeschichte geschrieben habe. Denn was man jetzt so nennt, ist es nicht durch die Abfassung in Versen oder Prosa, sondern dadurch, daß die Erzählung die wirklichen Bauern einer bestimmten Landschaft vorführt und nicht phantasirte, sentimental idealisirte Bauern oder Schäfer. Mein ländliches Gedicht schildert aber das Landvolk des Rieses und seine Gebräuche im wesentlichen ebenso treu nach der Wirklichkeit wie nur irgendeine meiner spätern Prosa-Erzählungen. Die meisten Personen darin sind aus dem Leben genommen

und wurden im Ries auch als solche erkannt. Der alte Geistliche, der mir zu meinem Pfarrer gesessen hatte, bemerkte sein ehrwürdiges Conterfei noch mit großer Genugthuung. Mir, dem Sohne des Dorfs, welcher Poet geworden, kam es auch zu, diesen Schritt für mich zu thun, und ich brauchte dazu keiner andern Anregung als die von „Hermann und Dorothea“. — Unserm Berthold Auerbach wird niemand die Ehre rauben wollen, die specifische „Dorfgeschichte“ (ist doch auch das Wort von ihm!) — die Dorfnovelle in Prosa — erfunden und siegreich zur Anerkennung gebracht zu haben. Wenn aber ich wegen meiner „Erzählungen aus dem Ries“ unter seine Nachfolger oder gar Nachahmer gestellt werde, so ist das vollkommen ungerecht. Ich habe der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ (die ich übrigens mit größter Freude begrüßte!) nicht bedurft, um die Poesie des realen Landlebens zu fühlen und eben dieses künstlerisch abzuspiegeln — meine viel früher entstandenen Idyllen beweisen das! Sonst hätte freilich auch schon die Art meiner Erzählungen, die vollständige Eigenthümlichkeit derselben im Aufbau und in der Durchführung, Kritiker und Litterarhistoriker abhalten sollen, hier an Nachahmung zu denken!

Warum hat aber „Wilhelm und Rosina“, diese von Friedrich Rückert so sehr gelobte Dichtung nicht durchgegriffen? Warum hat sie — um von „Hermann und Dorothea“ zu schweigen — nicht ähnliche Gunst gefunden wie „Hannchen und die Röchlein?“ — Wer das zu sagen

wüßte! Die von mir zugestandenen Mängel in der Ausführung können daran nicht schuld sein; denn sie haben gebildete Männer und Frauen — ja wahre Kenner, wie z. B. den Professor Thiersch — nicht gehindert, die Erzählung mit Antheil und Freude zu lesen. Auch die öffentlichen Beurtheilungen konnten nicht abschrecken; sie lauteten zum Theil sehr günstig, und nur wenige Stimmen hoben hervor, daß das Idyll nicht mehr — zeitgemäß wäre! Freilich regierte damals die Politik — und in der Literatur der Weltschmerz. Eine der Besprechungen hielt mir wörtlich entgegen, daß der poetische Mensch jetzt nicht mehr die vollen Halmen des Saatfeldes, wenn sie an sonnigem Tage von keiner Wolke bedroht wären, sehen wolle, sondern nur, wenn sie der Sturm zu Wogen peitsche! Aber diese einseitige Liebhaberei war doch nicht allgemein, und es gab noch immer Freunde des Naturwahren und einfach Schönen. — Es erging mir eben bei dieser ersten Gelegenheit, wie es mir später noch gar oft ergangen ist! Hunderte von Lesern ließen sich mein Werk von Herzen wohlgefallen. Wären es so viele Tausende oder Zehntausende gewesen, so hätte der Erfolg es gekrönt; aber an diese gelangte es nicht! — Bücher haben ihre Schicksale — und Menschen auch. Was diese Schicksale hauptsächlich bewirkt, ist noch immer nicht zweifellos erforscht worden.

Glücklicherweise bedarf ich nicht des Glücks, um ungeschwächten Muthes weiter zu arbeiten — und ich bedurfte es auch damals nicht. Hauptsächlich bereitete ich mich im

Laufe des Jahres 1835 auf den Lehrstuhl der Literaturgeschichte vor; ich studirte und kritisirte zunächst unsere deutschen Autoren mit großer Gewissenhaftigkeit, aber mit ebenso viel Strenge. Dazwischen entstanden Gedichte, und endlich machte ich auch den Versuch einer Prosanovelle, worin ich den Stoff jenes von Schimper kritisch vernichteten romantischen Dramas glücklicher zu behandeln gedachte.

Meine Beurtheilung deutscher Classiker und die neuen Gedichte theilte ich im Herbst Rückert mit. Ich erhielt von ihm nachstehende Antwort:

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundlichen zutrauensvollen Mittheilungen. Mögen sich immer so gut der Poet und der Kritiker in Ihnen vertragen; ein solcher Bund ist durchaus von der Zeit gefordert. Auch die Gegenstände Ihrer Sonette sind gewiß zeitgemäß; mit der einen Seite, dem kleinen Krieg gegen die Frommen, bin ich selbst ganz einverstanden; die andere Seite, die Poesie der Sünde, gehört mehr für Heine. Höchst gelungen und besonders anmuthig im Ton, so wie treffend im Inhalt, scheint mir das Sonett: «Verschiedene Gönner». Es ist aber auf den ersten Blick so unzweideutig anwendbar, daß Sie wol mit dessen Bekanntmachung Ihre vorhabende Laufbahn in München nicht fördern würden. . . . Doch weiß ich nicht, ob Sie sich wirklich an den Dienstkarren wollen spannen lassen!“

Das hervorgehobene Sonett ist mir nicht mehr zur

Hand. Es rühmte (wenn ich mich recht erinnere) die Erhabenheit des Gönners, der in schwungreichen Versen klage, daß er zur Zeit eines verstorbenen Dichters noch nicht in der Lage gewesen, seine Lebensnoth heben zu können; fordert dann aber auch für jenen eine gewisse Anerkennung, der ohne alle Poesie in die Kasse greife und ganz einfach den Lebenden beschenke.

Noch in demselben Jahre kamen mir Erzeugnisse Rückert's vor Augen, die auf mich, wie ich damals war, den tiefsten Eindruck machen mußten und die unser Verhältniß um so fester knüpfen sollten. Ich meine die „Bruchstücke eines Lehrgebichts“ („Die Weisheit des Brahmanen“), die im „Deutschen Musenalmanach für 1836“ erschienen. Während der Lectüre, unter dem vollen Eindruck derselben, schrieb ich Bemerkungen nieder, welche ich zum kurzen Entwurf einer Beurtheilung ordnete. Diesen glaubte ich einem Schreiben, das ich dem Dichter gegen Weihnachten sandte, beilegen zu müssen. Die Antwort (vom 25. December) machte nicht nur mich glücklich, sondern fand zugleich die ganze herzliche Theilnahme Schimper's, und auch jetzt wird man sie noch mit Interesse lesen.

Geehrter Herr und Freund!

Sie haben mir mit Ihrem Brief eine rechte Weihnachtsfreude gemacht. Zuerst sieht es ja nun ganz anders mit Ihrer äußern Lage aus, als ich mir nach Ihren frühern Aeußerungen vorstellen mußte. Es treibt Sie nichts, dem

lieben Brote nachzulaufen, und Sie können ungestört einer allseitigen Bildung, die Ihr Bedürfniß ist, nachgehen. . . . Ich wünsche nur, daß Sie zu Ihrem Vater stehen, wie ich einst zu meinem, der, ohne eigentlichen Sinn für mein Bestreben zu haben, doch Glauben daran hatte und mich waltten ließ. . . . Geben Sie uns nur bald eine gründliche Würdigung Klopstock's und nebenher Goethe's, dessen Gegensatz zu Schiller Sie mir so zu Danke gefaßt haben. Es thut jetzt fast noth, sich unfres größten Dichters anzunehmen, nicht bloß für die Halbgebildeten, die immer an Schiller hängen bleiben werden, sondern auch für die Eingeweihten oder Einzuweihenden, die irre werden durch das rasende Geschrei solcher Bluthunde wie Menzel. Ich bitte, rüsten Sie sich im Stillen zu einem ordentlichen Kampfe gegen diesen insolenten Usurpator des Thrones der Kritik. Er muß doch endlich wieder herunter. Oder denken Sie besser von ihm als ich? Ich glaube kaum, da Sie ganz so wie ich über seine Antipathie, Goethe, denken. Auch daß Sie an die Sammlung Ihrer Gedichte schon jetzt gehen wollen, gefällt mir; es ist nicht leicht gut, so lang zu warten wie ich es gethan. Die kleinen, die Sie mir jetzt, wie die Sie mir schon früher mittheilten, deuten alle erfreulich und vielversprechend auf einen eigentlichen Kern und Mittelpunkt, eine innere Bildungsgeschichte, deren Momente zu ordnen Sie schon jetzt als Ihre Aufgabe bezeichnet haben. Sollte sich's noch nicht rund und Ihnen zur Genüge machen lassen, so warten Sie noch ein wenig

zu, da Sie ja doch noch nach allen Seiten hin im Wachsen sind. Das Blättchen folgt hier zurück; der reinlich scharfgezeichnete, doch wie spielend hingeworfene Entwurf hat meinen vollen Beifall, und ich wünsche die Ausführung recht bald zu sehen; meiner Poesie thun solche Entwicklungen und Einleitungen noth, wenn sie ordentlich Eingang finden soll; und mir selbst muß solche Ermunterung zutheil werden, um über innere Hemmung und Zertwürfniß zu siegen. Ich schreibe seit einem Jahr und länger lauter solche Bruchstücke eines Lehrgebichts. Möchte endlich eine schöpferische Begeisterung hineinfahren und das Chaos zur Welt, zu einem Ganzen machen. Sehen Sie doch auch die Stücke an, die ich in Schenk's „Charitas“ gegeben. Für's nächste Jahr werde ich unsere Taschenbücher und auch Zeitschriften mit ähnlichen überschwemmen. Wären Sie hier, so gäbe ich Ihnen einige Mappen voll zum Durchblättern; aber abschreiben, auch nur aussuchen kann ich nichts, sondern nur immer Neues schreiben. Es muß Alles hinein, was ich eben lese: vor 8 Wochen Spinoza, vor 14 Tagen Astronomie, jetzt Grimm's überschwenglich gehaltreiche deutsche Mythologie, alles unter der nachlässig vorgehaltenen Brahmanenmaske, auf die Ihr Blättchen keine Rücksicht nimmt. So eben ist die zweite Auflage meiner Gedichte fertig geworden; Sie erhalten durch Buchhändlergelegenheit davon ein Exemplar. Ich möchte Ihr Urtheil, ob ich am Liebesfrühling, besonders dem dritten Strauß, zum Schaden oder Nutzen geändert habe. Es war vor

eine Störung der innern Einheit, die ich dadurch zu heben suchte, daß ich sie — noch größer machte. Leben Sie wohl!

Das Vertrauen, womit der verehrte Dichter mir sein Herz erschloß, rührte mich in der Seele. Ich fühlte, daß ich ihm etwas zu sein vermochte, und ich freute mich, sein Vertrauen zu rechtfertigen. Nachdem ich die Bruchstücke in Schenk's „Charitas“ gelesen, machte ich mich an die Besprechung.

Bemerken will ich nur noch, daß ich Rückert's heftigen — unbedingten Groll gegen Wolfgang Menzel nicht zu theilen vermochte. Ich nahm diesem seine Anfeindung Goethe's allerdings auch sehr übel und erblickte darin eine Art Manie, aber ich war in meiner Denkweise zu sehr Idealist, Goethe stand mir zu hoch und zu sicher, als daß ich in solchen Angriffen irgendeine Gefahr für ihn hätte erblicken können. Der Halbgott war in den Olymp aufgenommen, kritische Tadelsucht konnte ihn nicht mehr erreichen. Diese Tadelsucht konnte mich daher wol noch verlegen, wenn sie mir entgegentrat, vermochte aber keinen dauernden Grimm in mir zu erzeugen. Von der stereotypen Goethe-Feindschaft abgesehen, brachte das damalige „Literaturblatt“ manches, was mir zu Danke gesagt war, und ich ergötzte mich daran mit der Unbefangenheit der Jugend. Rückert, wie man sehen wird, blieb in seiner Indignation fest, und hauptsächlich die Befehdung Goethe's regte sie stets wieder an.



Soviel ich mich erinnere, beurtheilte Menzel Rückert günstig. Als dieser den ersten Band der „Gedichte“ hatte erscheinen lassen, machte das „Literaturblatt“ die weder unwitzige noch unfreundliche Bemerkung: bei den meisten neuen Dichtern frage man sich, warum sie ihre Gedichte herausgeben; — bei Rückert habe man sich schon lange gefragt, warum er die seinen nicht herausgebe! — Es war die Verunglimpfung der deutschen Literatur in ihrem größten Repräsentanten, die den Poeten den Kritiker in Stuttgart so gründlich in Antipathie nehmen ließ. Später kam noch etwas Persönliches hinzu.

Meine Beurtheilung der „Druckstücke eines Lehrgedichts“ wurde im Januar 1836 fertig. Ich hatte sie mit wahrer Gehobenheit verfaßt, und als ich sie, in sauberer Abschrift, prüfend durchging, glaubte ich, sie gutheißen zu können. Bevor ich sie aber in ein Journal zu bringen suchte, sandte ich das Manuscript an Rückert und erbat mir sein Urtheil. Er schrieb mir am 24. Januar:

„Ungefäumt sende ich Ihnen den Aufsatz zurück, der mich erfreut, bestärkt und belehrt hat. Wenden Sie sich wegen der Aufnahme im Morgenblatt an Cotta selbst, der mir leidlich wohl will, mit dem Redacteur hab' ich kein Verhältniß. Geht es hier nicht, so sind mir beide junge Redacteurs der eleganten Welt und des Fönix (der aber wol wenig gelesen ist?) hinlänglich befreundet, um gewiß den eben so kurzen und bündigen als trefflich geschriebenen Aufsatz gern aufzunehmen. An den Fönix sende ich so eben

eine neue Zusammenstellung von einigen und 80 Bruchstücken, entstanden als Gegenstück großer Noth und Trübsal, die ich zum neuen Jahr zu bestehen hatte und deshalb vielleicht etwas minder allgemeingültig gehalten, weil mir selbst zur Arznei bestimmt; die Schlußzeilen sind ein an Sie gemeinter Dank. Was ich in Ihrem Manuscript mit Bleistift am Rand bemerkt, wischen Sie eben wieder weg; der Beifallszeichen hätte ich gar viel mehr machen mögen. Meine herzlichsten Glückwünsche zu dem guten Verhältnis mit Thiersch, das Sie für Ihre Hexameter bestens benützen mögen. Ich muß ihm selbst in diesen Tagen schreiben, danken für den letzten Band der Akademie, den er mir zugesandt, worin eine mir besonders interessante Abhandlung über die Sprache der Latonen.“

Mit dieser Anerkennung, wahrlich, konnte ich zufrieden sein! Sie fesselte mich an den Schriftsteller und Menschen um so enger. Den Artikel sandte ich an die Redaction des stuttgarter „Morgenblattes“, und diese brachte ihn gern und bald. Meine Münchener Freunde lasen ihn mit aufrichtigem Beifall. Ich erinnere mich noch des Vergnügens, das ich empfand, als der schon damals ausgezeichnete Rechtslehrer Dollmann, eine meiner Ausbacher und Heibenbergers Bekanntschaften, aber in München als Docent an andern Verlehr gewiesen, mich aufsuchte, um mir seine volle Zustimmung zu dem Artikel auszusprechen, welcher „die Goethe'sche Schule verrathe“.

Ueber diesen Aufsatz muß ich nun hier doch einiges

sagen, denn er charakterisirt nicht nur meine Beziehung zu Rückert, sondern spricht auch meine eigenen poetischen Ideale aus; Ideale, die gegenwärtig so wenig veraltet sind, daß sie vielmehr ihre Anerkennung erst noch zu finden haben. Wir haben sie sich im Verlaufe meiner Fortbildung nur immer mehr bestätigt, und gegenwärtig sind sie das Ziel meines Strebens mehr als jemals.

Das Lehrgebicht Rückert's wird in der Beurtheilung froh begrüßt als ein gelungener Versuch, die höhere, wahrhaft sittliche und religiöse Denkweise mit der Natur und ihrer Schätzung in Einklang zu bringen. Diese Verbindung sei jetzt an der Zeit und sie müsse sich vollziehen im Kampfe gegen die Richtung, welche die Natur dem Geist, und gegen eine andere, welche den Geist und das höhere Leben der Sinnlichkeit opfern wolle. Es wird gefordert, daß der menschliche Geist vom bloßen Glauben zum Erkennen fortschreiten, daß er durch Erkenntniß frei und in Freiheit gerecht werden müsse gegen die Natur und Sinnlichkeit ebenso wie gegen sich selber. Daß Rückert dieser Forderung in der „Weisheit des Brahmanen“ so lebensvoll nachgekommen, wird aufs rühmendste hervorgehoben.

„Aus der Haupteigenschaft der auf Erkenntniß gebauten Sittlichkeit“ (heißt es unter anderm), „daß sie nämlich frei ist, entspringt ein Vorzug, den wir besonders betrachten wollen. Wenn der sittliche Bedant sich fast immer rohstreng und hochmüthig äußert, so trägt bei dem Freisittlichen alles den Stempel der Milde und der Bescheidenheit,

und wenn namentlich der fromme Bedant nur durch Verwerfung der Welt seinem blinden Respect vor dem Himmlischen genugzuthun glaubt, so versteht der Weise, der durch die Welt, durch Befugung des «Wesens der Natur» zur Sittlichkeit aufgestiegen ist, indem er sich frei fühlt, auch das Schöne der Welt zu erkennen und die irdischen Bilder so zu fassen, daß sie verklärt den Himmel erfüllen und zieren. Der Brahmane drückt diese Aufgabe in folgenden Zeilen aus:

Ring an, den Himmel mit der Erde auszugleichen,  
 Wer das errungen hat, der trägt das Siegeszeichen.  
 u. s. w.

„Die Würdigung und Benutzung des Irdischen“ (wird dann fortgeföhren) „ist aber hier freilich ganz was anderes, als was in unserer Zeit sinnlich-poetische Gemüther unter dem Ausdruck «Emancipation des Fleisches» als Erweiterung und Verbesserung des Christenthums angerathen haben. . . . Die Würdigung der Erde ist ein sittlich-gerechtes und liebevolles Auffassen irdischer Erscheinungen, nicht um des blinden Genusses willen, sondern um diese Erscheinungen selbst in die höhere Region des Geistes zu retten und so einem mächtigen innern Ruf zu genügen, der den Tüchtigen treibt, aus der Mannichfaltigkeit irdischer Dinge, statt fromm die Hände in den Schoß zu legen, sich ein Reich zu schaffen, das ihm unverlierbar angehören und die Verbindung mit Gott selbst nicht hindern, sondern befördern wird.“

Der Kritiker, wie man sieht, verlangt hier schon die philosophische Erkenntniß Gottes und der Welt und damit eine Moral und Religion, welche der Welt und allem Guten und Schönen in ihr gerecht zu werden vermag. Er verlangt die harmonische Cultur des geistigen und natürlichen Lebens, wie sie allein gebehlich ist: unter der Vorherrschaft des freien Geistes! Und was Rückert unter der Maske des Brahmanen in dieser Beziehung lehrt und leistet, hebt er mit der frohesten Anerkennung hervor, indem er nur zu wenigen Versen einschränkende Bemerkungen macht.

Schon diese Fragmente brachten mich auf einen Gedanken, welcher der Idee Rückert's in Bezug auf die Form, die er dem Ganzen geben zu müssen glaubte, widersprach. Ich drückte die Hoffnung aus und freute mich, diese Bruchstücke zu einem Ganzen verbunden zu sehen, fügte aber hinzu, dies werde hier nur in dem Sinne herzustellen sein, wie man auch sonst nacheinander entstandene kleinere Gedichte zu einem geistigen Ganzen zusammenstellen könne. „Die gegliederte Gestalt eines Lehrgebichts, in welchem ein einzelner bestimmter Gedanke in allen seinen Wendungen verfolgt und erschöpfend dargelegt ist, kann und soll es nicht mehr erhalten. Es bleibt immer ein Schatz von Perlen und Blumen der Weisheit und der Poesie, hat aber damit auch in der Form seine eigenen Vorzüge und Annehmlichkeiten.“

Der Schluß des Artikels lautet: „Wird dieses didaktische

Wert im Lauf der Zeit noch unterstützt von Dichtungen, in welchen das Hohe und Heilige in seiner lebendigen Erscheinung episch und dramatisch gefaßt und dargestellt erscheint, so ist bestimmt zu hoffen, daß auch die Dichtkunst gründlich und siegend das Ihrige zur Würdigung und Verehrung des Göttlichen beitragen wird, was im Grunde ihr höchster Zweck, ihre letzte Aufgabe ist, die sie aber freilich nur in ihrer eigensten Weise lösen darf."

Diese Stelle beweist, daß ich, bei aller Anerkennung Rückert's, eine Entwicklung der Dichtkunst ins Auge faßte, welche über die Begabung des Dichters und Lehredichters hinausging und im Grunde zu den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft gehört.

Im Frühjahr 1836 bekam ich neue Bruchstücke des „Brahmanen“ zu Gesicht, und ich schickte dem Dichter wieder meine Bemerkungen ein. Darauf erhielt ich einen Brief, der nicht nur interessant ist durch weitere Erklärungen über das Lehrgedicht, sondern durch das erste Hervortreten einer Differenz zwischen dem Schreiber und der Schwäbischen Dichterschule.

Zunächst gratulirt mir der Theilnehmende zur Erlangung der Doctorwürde; dann sagt er: „Für Ihre freundliche und verständliche Besprechung meiner neuen Fragmente danke ich Ihnen ebenso wie für die ausgearbeitete im Morgenblatt. Vermuthlich habe ich es Ihrer Hinzeigung hauptsächlich zu verdanken, daß ein Stuttgarter Buchhändler sich bewarb um den Verlag dieser Fragmente, die ich aber

inzwischen einem Leipziger Liebhaber zugesagt habe; ich hoffe, Ihnen im Laufe des Sommers oder Herbstes ein erstes Bändchen aus 3—4 Abschnitten bestehend mittheilen zu können. Ich habe, von Ihren Andeutungen eines Bessern belehrt, den immer noch gehegten seltsamen Gedanken aufgegeben, aus diesen geborenen Bruchstücken ein künstliches Ganzes zusammenzuflicken zu wollen; blos mehrere natürliche Gruppen werden sich von selbst rangiren, und ein hiesiger Freund ist mir behülflich, das bunte Chaos nach einigen Rubriken auseinanderzulesen, doch wird dieses hauptsächlich erst den spätern Abtheilungen zu Gute kommen, die bereits gedruckten werden nur etwa durch einige Ergänzungen und Umstellungen in etwas bessere Verbindung gebracht werden.“ Hierauf erwähnt er eines journalistischen Unternehmens in Erlangen und fährt dann fort: „Ich selbst kann mich nicht in Reih und Glied mit diesen Strebenden stellen, die man das hiesige junge Deutschland (ein sehr zahmes, unschuldiges) nennt, da ich nunmehr dem alten angehöre, was auch die närrischen Schwaben meinen mögen von meiner etwaigen Neigung zu jenem von Menzel zerschmetterten Ungeheuer. Das junge Deutschland, zu dem ich gehöre, muß doch ein anderes seyn, als das von dem in den Fragmenten gesagt ist:

Die Jungen staun' ich an, die sich so jung geberden,  
Als fürchteten sie nie, noch hofften's, alt zu werden.

Es ist wohl das junge Deutschland, zu dem Sie vor allen mir gehören, nämlich die jüngern, die mich nun endlich

auch noch wollen gelten lassen, und von mir lernen, was zu lernen ist. Wenn auch nie eine Coterie daraus entsteht, wie die der schwäbischen Poeten, so bin ich doch nicht gesonnen, eine solche freie Anerkennung irgend zurückzuweisen oder zu verleugnen, die ich für meinen einzigen, wohlverdienten, langverrethhaltenen Lohn halte. Das sagen Sie gelegentlich unserm Freunde Schwab, und dazu: sie sollen je eher je lieber entschieden sich von ihrem schlechten Vorsechter, dem Schänder deutschen Namens, dem heuchlerischen Bekämpfer der von ihm selbst ausgebrüteten Dräcklein, Menzel, losfagen, damit sie nicht mit ihm in Verruf kommen. Von Herzen Ihr Rückert."

Bisher hatten wir nur Freundlichkeiten und Zustimmungungen getauscht. Nun sollte ich aber von Rückert ein Urtheil über mich hören, welches mir nicht erfreulich klingen konnte und mich bedenklich machen mußte. Ich schickte ihm nämlich eine Zusammenstellung meiner neuen Gedichte, deren Zahl stetig gewachsen war; darauf bekam ich die Antwort:

„Sie erhalten hier, mit meinem schönsten Dank, Ihre trefflichen Lieberproben zurück, denen ich viel zum Lobe sagen könnte, was ich absichtlich bei mir behalte, um Ihnen dafür nur zu sagen, was ich hauptsächlich daran zu tabeln habe: daß so wenig singbares, innerlich gesungenes Lied darin ist, und so viel poetische Selbstzergliederung. Gleichsam zu wenig vom jungen Goethe und zu viel vom alten, obgleich zum Theil in Formen des jungen. Man kann



zwar keineswegs sagen, diese Gedichte entsprängen aus Reflexion; sie gehen wirklich aus gefühlten Zuständen hervor und lassen diese sehr deutlich erkennen; aber überall steht eine scharfe, peinlich klare Selbstbeobachtung dahinter, die das Unbewußte, Verhüllte, worin allein das Unendliche, Allgemeingültige sich adäquat aussprechen kann, aufzuheben droht. Vielleicht fällt mir das nur so auf, weil die Unschuld von «Wilhelm und Rosina» mich nichts der Art vermuthen ließ, woran mich aber allerdings von der andern Seite Ihre kritische Virtuosität hätte erinnern sollen. Nehmen Sie hieraus, was Sie brauchen können; wenn nicht fördern, wird es Sie doch auch nicht irren.“

Bevor ich mich über dieses Thema meinerseits erkläre, muß ich noch eine Stelle desselben Briefes mittheilen, weil sie die Spannung zwischen Rückert und den schwäbischen Poeten gewachsen zeigt und die Stellung charakterisirt, die ich in diesem Streite einnahm.

„Mein Handel mit den schwäbischen Herren wird immer seltsamer. Den Aufsatz in der Eleganten hab' ich, als mir zugesendet, allerdings gelesen, und Sie müssen ihn eben auch lesen. Er ist nicht gegen Uhländ, sondern gegen einen Gelschnabel gerichtet, der die nicht unwichtige Rolle übernommen, unseren Nachbarn jenseits des Rheins einen Begriff unserer Poesie zu geben, und die Sache ganz apodiktisch so vorträgt, als habe sich unsre ganze Kunst-, Gemüths- und Fantasiwelt in Uhländ concentrirt, abgeschlossen und vollendet, und dessen französischen Aufsatz

man als eine wichtige Erscheinung und Entscheidung im Literaturblatt hervorgehoben und geltend gemacht hat. Dagegen wird nun mit Recht protestirt und unter andern auch mein Anrecht gewahrt, aber nicht bloß das meine, sondern vieler andern, z. B. der ehrenwerthen lebensfrischen österreichischen Dichterschule. Daß Uhland darin mißhandelt sei, ist nicht wahr; wol aber, was natürlich, ist in der Hitze des Kampfes etwas zu weit gegangen, eine natürliche Gegenwirkung, hervorgerufen von dem Coteriewesen Menzel's, dergleichen noch mehr vorkommen wird, wenn sich die schwäbischen Poeten nicht dieses schlechten Vertreters entledigen. Uebrigens haben alle bedeutenderen Beurtheilungen meiner Gedichte, ganz einverstanden, Uhland und Heine als die beiden Punkte angenommen, zwischen denen sie mich bald so bald anders unterzubringen suchen; lassen wir sie also wägen und vergleichen. Meine eigene Gesinnung gegen Uhland habe ich ganz kürzlich auszusprechen Gelegenheit gehabt in einem Zwischenworte zum zweiten Bande meiner Gedichte, der so eben gedruckt wird; Sie werden finden, daß sie der seinigen gegen mich, von der Sie mir aus Schwab's Munde sagen, nicht nachsteht. Aber meinen Sie im Ernste, ich sollte einen auf's Maul schlagen, der sagt, ich sei ein größerer Dichter als Uhland, da dieser auch keinen geschlagen, der ihn den größeren genannt? Ja ich muß darauf bestehen, daß ich der Idee nach höher stehe, da ich der Form nach immer unter ihm bleiben werde."

Diese Ergießung zeigt, daß ich zwischen beiden Parteien stand und, soweit es anging, auszugleichen suchte. Die Bekanntschaft Gustav Schwab's hatte ich schon 1832 gemacht. Ich sandte ihm von Heidelberg aus dieselben Gedichte zu, die Goethe in Händen gehabt hatte; er wählte zwei davon für den „Mufenalmanach“, den er mit Chamisso herausgab, und schrieb mir über die ganze Sammlung mit wahrer Herzlichkeit, indem er unter anderm sagte: er rechne es diesen Liebern hoch an, daß sie wirklich Erlebtes und Empfundenes aussprechen und nicht aus bloßer Phantasie hervorgegangen seien, wie so viele Producte jetziger Poeten! Auf der Heimreise von Heidelberg zu meinen Aeltern, die das Gut Neidegg bei Donauwörth erworben hatten, besuchte ich den liebenswürdigen und gastfreien Dichter in Stuttgart und blieb von da an mit ihm in literarischer Verbindung und Briefwechsel, wobei ich seine treue Freundschaft nur zu rühmen habe. Eine in den „Heidelberger Jahrbüchern“ veröffentlichte Kritik Heinrich Heine's, dem ich, bei aller Anerkennung seiner poetischen Süßigkeiten, mit meinem ethischen Ideal scharf zu Leibe gerückt war, hatte mich dem Stuttgarter Dichterkreise sehr empfohlen; und als ich im Juli 1835 mit meinem Vater eine Geschäftstour nach Stuttgart machte, gab mir Gustav Schwab einen Abend, wozu er, unter andern, die beiden Pfizer und das Ehepaar Uhland geladen hatte. Man sprach über Politik und Literatur, und Uhland, neben dem ich meinen Platz erhalten hatte, war gesprächiger, als er mir geschildert

worden (wenn auch lange nicht so redefroh wie seine höchst lebendige, echt schwäbische Frau!) — er sagte mir nicht nur freundliche Worte über „Wilhelm und Rosina“, sondern zeigte sich auch als Kenner des Rieses und rühmte die Bibliothek und die Gemäldesammlung des Fürsten von Wallerstein, die er genau kannte. Von allen sehr freundlich behandelt, nahm ich die angenehmsten Eindrücke mit hinweg und schätzte mich glücklich, die Bekanntschaft solcher Männer und Frauen gemacht zu haben. Durch diese Beziehung zu den schwäbischen Poeten war mir ein vermittelndes Bestreben zwischen ihnen und Rückert offenbar vorgezeichnet, und so hatte ich nun Schwab's briefliche Klage über jenen Artikel in der „Eleganten“ und Uhland's warme Anerkennung des alten Freundes und Kunstgenossen nach Erlangen gemeldet, wahrscheinlich auch meine bescheidenen Wünsche hinzugefügt. Durch mein ganzes Wesen und meine eigenste Tendenz stand ich aber doch mehr auf der Seite Rückert's! In ihm hatte ich unter den wetteifernden Lyrikern den reichsten erkennen müssen; seine ethischen und religiösen Ziele waren auch die meinen, und er verherrlichte, was meines Herzens innerste und höchste Verehrung hatte. Also konnte es mir auch damals nicht in den Sinn kommen, von ihm zu verlangen, daß er einem Kritiker, welcher ihn über Uhland stellte, dafür den Kopf wasche — und was er schließlich über sich im Verhältniß zu Uhland sagte, mußte ich unterschreiben.

Was nun den Tadel betrifft, den Rückert gegen einen

Theil meiner Gedichte aussprach, so beschäftigte er mich natürlich sehr. Ich konnte dem Meister nicht unrecht geben; allein ich hatte auch meine Mittel der Vertheidigung. Ich wußte zu gut, was ich mit meiner Lyrik wollte, beanspruchte gar nicht den Ruhm einer andern und verlangte nur, an derjenigen, zu deren Pflege ich mich berufen hielt, die positive Seite nicht verkannt zu sehen. In diesem Sinne schrieb ich an den poetischen Kritiker.

Natürlich konnte ich meine Lanze nur für die Gattung einlegen. Die einzelnen Gedichte, in welchen auch mir eine „peinlich klare Selbstbeobachtung“ entgegentrat oder die das Prädicat „liebeszauberzerstörungslustig“ verdienten, welches Rückert einer meiner skeptischen Ergießungen beigefchrieben hatte, merzte ich aus. Ueberhaupt ist von den Stücken, die der ältere Freund gerügt hat, keines später an die Oeffentlichkeit gelangt. Meine „Gedichte“, die ich so früh schon sammeln wollte, konnte ich erst 1857 dem Publikum vorlegen; und auch da hat es noch sehr viele Mühe gekostet! Diejenigen, die in den Jahren 1830—38 entstanden waren und später die Kritik des Vereiferen aushielten, bilden nicht einmal den vierten Theil des Bandes.

Jeder Mensch entwickelt sich nach seinen Anlagen, und Ziele, die nicht auf dem Wege derselben liegen, erreicht er nicht, wie anziehend sie ihm auch erscheinen mögen. Ich hing mit leidenschaftlicher Lust an der Natur, an der Wirklichkeit; ich lebte und liebte; ich hatte das tiefste Gefühl von Leib und Freud, und den Drang, es dichterisch

auszusprechen! Dennoch finden sich unter meinen Jugendgedichten nur wenige, in welchen dieses Gefühl auch die unmittelbare, natürlich reine Form erhalten hätte! Der Grund liegt in der Eigenheit meines Wesens und meiner Begabung. In meinen jüngern Jahren verleitete mich eine angeborene Festigkeit, die sich nie stark genug ausdrücken konnte, zu Uebertreibungen; und später kam das philosophische Denken hinzu und das Streben nach Selbsterkenntniß, welches zunächst immer einseitig aufzutreten pflegt und sich mit der Natur erst wieder vertragen lernen muß. Wie sehr ich nun das „innerlich gesungene Lied“ bewunderte und liebte, wie bezaubernd mir seine Töne in die Seele drangen, aus mir sollte doch eine sehr kleine Zahl dergleichen herausklingen! — Meine Aufgabe war, zur „Poesie des Geistes“ fortzugehen und eine Lyrik zu cultiviren, in welcher der Geist vorherrscht, wenn auch mit aller Innigkeit, deren er selber fähig ist, und im engen Lebensverband mit dem Herzen und mit der Sinnlichkeit des Einen Menschen. Diese Poesie kann warm, schwungvoll, mächtig und ergreifend, sie kann feierlich und erhaben sein; aber sie wird sich in ihrem Grundcharakter stets unterscheiden von den reinen, einfachen Klängen des Gefühls und diesen den Preis der Lieblichkeit und der Natursüßigkeit lassen müssen.

Das „innerlich gesungene Lied“, das reine Gefühlslied, ist, wie man weiß, auch die Stärke Rückert's nicht gewesen. Hier steht er nicht nur hinter Goethe zurück,

sondern auch hinter Uhland und Heine — um nur diese beiden zu nennen. Er selber mußte davon ein Bewußtsein erlangt haben; denn er schrieb mir im Juni 1836:

„Sie haben für Ihre Lieder oder Nichtlieder gegen meine kritischen oder unkritischen Ausstellungen eine ganz gute Schutz- und Trugrede gehalten, die ich um so lieber mir gefallen lassen kann, da sie so vielen meiner eignen derartigen Productionen auch zu statten kommt.“

Die Zuschrift, welche diese Erwiderung brachte, sollte vorläufig die letzte sein. Rückert, um sich von „allerlei Buchmacherei“ zu erholen, trat eine längere Reise an, die ihn (während ich mich in Meidegg befand) auch nach München und mit Schimper zusammenführte. Ich aber faßte im Spätjahr den Entschluß, nach Erlangen überzusiedeln. Mit dem Dichter und Denker, an den mich so viele Bande knüpften, persönlich zu verkehren und alles, was mir am Herzen lag, mit ihm durchzusprechen — dieser Gedanke war zu lockend für mich, als daß ich ihm nicht hätte folgen und alles Widerstrebende besiegen sollen. Von Rückert war ich brieflich dazu ermuntert; meinen Vater wußte ich durch Vorführung aller Gründe zu gewinnen, und im November ging ich in die Universitätsstadt ab, in welcher ich auch schon andere Freunde hatte, noch mehr aber finden sollte.

## Persönlicher Verkehr mit Friedrich Rückert.

---

Die Freunde, die ich in Erlangen wieder treffen sollte, waren Dr. Karl Hagen, Privatdocent der Geschichte, und Karl Weinmann, Kaufmann. Hagen, Mitghymnasiast in Ansbach, gehörte längere Zeit dem Schimper'schen Kreise an und hatte dann an der Erlanger Universität seine akademische Laufbahn begonnen. Er lehrte später in Heidelberg und zuletzt in Bern, wo er vor wenigen Jahren gestorben ist. Im Jahre 1848 saß er in der Paulskirche auf der Linken, und vorher und nachher hat er eine Reihe anerkannter historischer Werke veröffentlicht. Der Kaufmann (später Bürgermeister in Erlangen und Mitglied der bairischen Kammer der Abgeordneten) war aus Nördlingen im Ries und einer meiner frühesten Jugendfreunde. Er hatte sich in Erlangen verheirathet, und mit der jüngern Schwester seiner Frau war Hagen verlobt. Die wohlhabende Schwiegermutter der beiden konnte mir in dem einen ihrer Häuser ein paar Zimmer anbieten — und so hatte ich, abgesehen von der Familie Rückert's, einen befreundeten Kreis, in dem ich mich heimisch fühlen konnte.



Der erste Gang des Eingeweihten war zu Rückert, der in einer abgelegenen Straße ruhig wie auf dem Lande wohnte. Die Aufnahme von seiner Seite war sehr herzlich; wir kamen bald in ein vertrautes Gespräch, und mein Tagebuch verzeichnet schon in Erwähnung der ersten Zusammenkunft das „höchst liebenswürdige Lächeln“, das man an dem Dichter bemerken konnte. Rückert war von hoher Gestalt und hielt den Kopf etwas vorgebeugt, aber in erregtern Momenten konnte er strack durch's Zimmer gehen. Mit einer bedeutenden Stirn, tiefliegenden, dunkeln, feurigen Augen, zierlicher, leichtgebogener Nase und feinen Lippen drückte das ovale bräunliche Gesicht den tiefen und reichen Geist aus, den man aus seinen Dichtungen kannte. Das schwarze Haar war gescheitelt und nachlässig heruntergefämmt; daß dies aber keinen nazarenischen Eindruck machte, dafür sorgte die Physiognomie. Die ganze Erscheinung war zugleich imponirend und vertrauenerweckend. Er stellte mich seiner Frau vor, deren zierliche Gestalt neben der seinen klein erschien. Die anmuthige Form ihres Gesichts war etwas gestört durch eine gewisse Röthe um Nase und Mund, aber das vergaß man bei dem herzlichen Frohsinn ihres Wesens. Mir sagte sie bald: „Aus «Wilhelm und Rosina» dürfen Sie mich ausfragen, so gut kenn' ich's; der Fritz“ (ein Bauernbube, der in die Handlung eingreift) „ist mein Günstling.“ — Nach Tisch lernte ich in dem Professor Kopp jenen Freund und Verehrer des Dichters kennen, der ihm bei der Sortirung der

Brahmanenfragmente geholfen und später auch die erste Auswahl der Gedichte mitbesorgt hat.

Der Anfang des persönlichen Verkehrs verhielt einen schönen Fortgang — und er hat Wort gehalten! Nach unsern Individualitäten paßten wir zusammen. Ich war hingebend, für alle Mittheilungen des Dichters empfänglich und zur Anerkennung geneigt; aber ich hatte meine Ueberzeugungen, ich vertrat sie und ließ mir nichts nehmen. Dies war unstreitig der Grund, warum Rückert an dem Umgang so lange Gefallen fand und die letzten Unterredungen so lebendig und vertraulich waren als die ersten. Ich kam oft und mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu ihm und blieb ein volles Jahr in Erlangen. Zu Gegenständen der Gespräche hatten wir unsere eigenen neuen Arbeiten, die wir uns mittheilten, und die uns berührenden neuen Erscheinungen der Literatur. Wir gingen immer zur Sache, waren offen alle beide, und so kann ich sagen, daß ich nicht einmal bei ihm war, ohne daß etwas Interessantes zur Sprache gekommen wäre.

Die Unterhaltungen zu reproduciren, wäre mir unmöglich. Aber das Bedeutsamste davon ist in meinem Tagebuch und meinem Gedächtniß aufbewahrt, und dies kann ich zur Charakteristik Rückert's nacheinander mittheilen. Die Wahrheit, der ich folge, wird von selber auch den nöthigen Schatten ins Gemälde bringen.

Das erste, was in den Unterredungen hervortrat, war eine Auseinandersetzung Rückert's mit den Poeten, die mit

ihm um die Palme rangen — ein kritischer Kampf gegen sie. Wenn ich sehen mußte, daß er mit Vorliebe auf die Schattenseiten der Mitbewerber hinzeigte, so konnte ich ihm doch eine gewisse Verechtigung dazu nicht absprechen. Wer auf irgendeinem Felde ein Ziel erstrebt und dieses für das gebotenste und rühmlichste hält, der muß den Anwalt dieses Zieles, d. h. seinen eigenen machen; und wird er dabei gegen andere auch ungerecht, so ist sein Verfahren doch viel besser, als wenn er aus Klugheit schwiege oder sein wahres Urtheil in einer allgemeinen Anerkennung verbürge. Die ehrlich auftretende Einseitigkeit kann später berichtigt werden und zur gerechten Würdigung des Besprochenen dienen, aber das anstandsvolle Schweigen dient zu gar nichts!

Ueber Uhland sagte Rückert: „Zum wahren Lyriker fehlt ihm eine Hauptsache: er hat keine erotische Ader! Anstatt ein glühendes Gefühl darin auszuströmen, gibt er seinen Liebern eine epigrammatische Wendung. Er hat hier nur Einfälle. Es ist nur ein Spiel.“

Rückert kannte die Lyriker des Occidents und des Orients, die eine solche Ader hatten, und neben ihnen mußte Uhland verlieren! Wenn er die erotische Lyrik dieses Dichters für poetischen Nachtsch erklärt, so konnte er sich auch bewußt sein, daß er selber in seinem „Liebesfrühling“ eine Mahlzeit aufgetragen habe, woran die Liebhaber sich zu sättigen vermochten.

Zwischen dem schwäbischen und dem fränkischen Dichter herrschte eine persönliche Spannung, welche sich von des

letztern Aufenthalt in Stuttgart herschreibt. Rückert war ein Freund Wangerheim's, der „das Bessere gewollt, während Uhland mit seinem schwäbischen Patriotismus in das alte Recht sich verbissen habe“. Er trat öffentlich für Wangerheim auf, er kämpfte für ihn als Dichter, und dies hat ihn mit dem Sänger des „guten alten Rechts“ in Conflict bringen müssen.

Das bekannte Urtheil Goethe's über die schwäbischen Poeten und über Uhland, in Eckermann's „Gesprächen“, kam Rückert sehr zu Passen. „Es ist wahr“, sagte er einmal zu mir, „es ist nichts Mächtiges und viel Schwächliches in Uhland. Ich habe diesen Dichter immer mit Matthison verglichen. Aber Matthison's Bilder sind farbiger! — Was ist der jetzige Dichterruhm“, fuhr er nach einer Weile melancholisch fort, „gegen den Ruhm Goethe's und Schiller's? Was ist Uhland's Ruhm? Damals kam's von allen Seiten! Jetzt bilden die Verehrer ein Conventikel, keine Kirche!“

Gleich nach meiner Ankunft in Erlangen war mir als „etwas sehr Starkes“ mitgetheilt worden, Rückert habe in einem Briefe gesagt: „Der Uhland wird noch in den Winkel geworfen werden, wie Matthison!“ Mir war das zu stark, und ich glaubte, man habe es ihm bloß nachgeredet. Auf diese gegen mich ausgesprochenen Bemerkungen hin konnte ich aber an jener brieflichen Aeußerung nicht mehr zweifeln. — Sie ist ungerecht! Uhland hat vor Matthison nicht nur das echte poetische Naturgefühl, sondern

auch die meisterliche Gestaltungskraft voraus. Von Matthison können wir nur mehr einzelne Gedichte gelungen finden, von Uhland die meisten.

An Gustav Pfizer's Broschüre: „Uhland und Rückert“ hatte unserm Poeten schon der Titel — die Stellung der Namen — ein Vergerniß gegeben. Es erfüllte ihn daher mit großer Genugthuung, als er mir eines Tages sagen konnte: „Endlich hat einer eine Broschüre geschrieben: «Rückert und Uhland!»“

Aus derselben Zeit ist das Wort: „Ich habe Stationen durchgemacht, Uhland nicht. Er muß neben mir verlieren!“

Was ich bei solchen Bemerkungen Rückert's meinerseits einwendete, oder wie ich schwieg, findet sich in meinem Tagebuch nicht verzeichnet; und ich habe davon keine bestimmte Erinnerung. Aber eine Scene ist mir noch genau gegenwärtig. Es war an einem nachkalten, verstimmenden Tag, an welchem ich gegen Abend bei Rückert einsprach. Er war nicht in der besten Laune. Auf ein Buch zeigend, welches auf dem Tische lag, sagte er: „Da hab' ich eine poetische Blumenlese von Gustav Schwab! Zu den Sachen von Uhland hab' ich mein Urtheil geschrieben!“ Ich gestand ihm meine Neugierde. Er las die Titel der Gedichte und seine kritischen Beiworte, die meistens tabelnd lauteten. Unter ein Gedicht hatte er gesetzt: „Nichts.“ Ich hörte das stumm an. Als er hierauf die Ueberschrift las: „Der Wirthin Töchterlein“, entgegnete ich: „Nun, da werden Sie was anderes daruntergesetzt haben!“ Er,

nicht ohne Spott, erwiderte: „Da steht «gar nichts».“ „Ach!“ rief ich mit unverhohlenem Unmuth und Tadel, — „Das ist ja eins seiner schönsten Gedichte!“ — Nun wurde er doch etwas verlegen und schwieg. Dann, mit einer gewissen Ergebung, sagte er: „So kann es einem gehen!“

Wenn ich jetzt die Strenge — die Gereiztheit des einen Poeten gegen den andern erwäge, so muß ich zur Erklärung auch noch an die große Verschiedenheit ihres Talents und ihrer Bestrebungen denken. Rückert hatte für die Gegenstände der Umland'schen Poesie kein Herz mehr, weil seine Neigung auf ganz andere Ziele gerichtet war; und von dem, was ihm am höchsten stand, fand er in dem romantischen Lyriker und Balladendichter wenig oder gar nichts. Dazu kam, daß ihm Umland beim Publikum den Rang abgelaufen hatte und ihm stets vorausblieb. Rückert mochte schon damals fühlen, daß er dem Glücklichen in der Gunst der Nation zeit lebens nachstehen werde.

Auch zu Platen hatte Rückert eine Beziehung, wo er sich wehren zu müssen glaubte. Er erzählte mir einmal, Platen habe sich für den Einführer der Ghasele ausgegeben, aber er, der seinen „Dschelaleddin Rumi“ 1819 gedichtet, habe es ihm scharf verwiesen. „Ich war auch stolz!“ fügte er hinzu. „Die Wahrheit ist: ich bin diesen Weg zuerst gegangen, Platen ist mir nachgefolgt.“

Daß sich der Autor der „Abfassiden“ in dem Prolog mit Joseph verglichen, welcher, seinen Traum verkündend,

den Neid der Brüder erregt habe — diese Selbsterhebung und diese „Verleumdung der Brüder“ nahm ihm Rückert höchlich übel. Wie wenig ihn die Vergötterung Platen's durch Minckwitz erbaute, denkt man sich. Er sprach von diesem Jünger mit großer Geringschätzung, fand die Versicherungen desselben, daß die Form seiner und der Uhland'schen Gedichte nur einen kurzen Sommer dauern werde, und daß er, der Autor des „Brahmanen“, ein Poet für Frauen sei, mehr als albern, und lachte herzlich, als er der letztern gegen mich erwähnte. Die Aeußerung des Plateniden, daß sein Meister eine höhere Weltanschauung habe als Rückert, theilte mir dieser als eine Prahlerei mit, die keiner Widerlegung bedürfe.

Seiner Denk- und Dichtart nach war Rückert nicht geeignet, die besondern Vorzüge Platen's zu würdigen und sich ihrer zu freuen. In den reinen Formen desselben trat ihm mehr das Künstliche entgegen; er vermifste in seinen Gaben den Reichthum und die Herzenswärme der wahrhaft schöpferischen Natur. Von den „Abfassiden“ sagte er, die Figuren darin seien ohne Bedeutung und dem Ganzen fehle der nöthige Gemüthsgehalt.

Daß Rückert durch die Würde seiner Poesie und durch die Reinheit seines Wollens über Heinrich Heine sich erhaben fühlte und diesen bloß im Vorhof sich herumtreiben sah, während er selber ins Heiligthum eingetreten sei, das wird niemand verwunderlich finden. Er war sehr empfänglich für die schönsten Lieder dieses Dichters; aber er sagte —

mit dem entsprechenden Humor, versteht sich: „Ich kann nicht zugeben, daß Heine diese Lieder selber gemacht hat; — ich kann ihn hier nur als Organ gelten lassen!“ Den Sänger des „Buches der Lieder“ würde dieser Spruch, wenn er ihn vernommen hätte, sicherlich ergötzt haben. Ich glaube fast, er hätte entgegnet: „Bravo, Freund Rückert! Besser hat mich noch niemand gelobt! Weißt du, was es heißt, Organ sein? Genie sein! Ich wünschte, daß du in deinen Liedern auch etwas mehr und etwas öfter Organ gewesen wärest!“

Heine erinnerte Rückert an Ludwig Tieck, der auch vor frivolen Phantasien, vor Ironie, Spott und Spiel nie zum wahren poetischen Ernst gekommen sei.

Rückert war am liebenswürdigsten, wenn er bewunderte; unter den deutschen Poeten bewunderte er aber eigentlich nur Goethe. Der Dichter und der Mensch Goethe standen ihm gleich hoch; seine Verehrung galt der Einen, für ihn unvergleichlichen Persönlichkeit. „Die Schiller'schen Ideale“, sagte er einmal in einer Abendgesellschaft, „könnte jede franke, verbildete Natur noch zu erreichen hoffen; aber an Goethe's von vornherein gesunden Menschen müßte sie verzweifeln, — westwegen man sie dann beiseiteschiebt. — Goethe war der eigentliche Mann des Jahrhunderts. Napoleon, an äußern Resultaten reicher, war nicht so ganz. Goethe war der Normalmensch; auch die Arzneien, wie seine Ärzte versichert haben, wirkten auf ihn alle normal.“

Wiederholt kam er in Gesprächen mit mir auf den



Umfang des Goethe'schen Geistes zurück und wie er alles in seine Sphäre gezogen. Er freute sich der herrlichen Natur und der überaus reichen Cultur, die sich in seinen Werken spiegeln. Seine Stimme bekam immer einen herzlichern Klang, wenn er von Goethe sprach.

Bei alledem überschätzte er denselben als Dichter nicht und hob zu anderer Zeit ebenso entschieden hervor, was ihm fehlte. Einmal kamen wir auf den sittlichen Zweck der Dichtkunst zu reden. Wir vereinigten uns in folgenden Sätzen: Goethe's Natur war gehalten und geschirmt durch ihren eigenen Adel und durch die harmonische Bildung des Menschen; das eigentliche sittliche Leben und Streben, das männliche Ringen des sittlichen Geistes, hat er nicht poetisch empfunden, und darum ist er zur wahren poetischen Verherrlichung desselben nicht gekommen. — Daß diese Verherrlichung noch eine Aufgabe sei, war uns unzweifelhaft. „Ich weiß ja selber“, äußerte Rückert, „wie ich über den Naturtraum hinausgekommen bin!“ — „Sittlichkeit und Schönheit“, fuhr er fort, „müssen vereinigt werden; das ist das Ziel der Menschheit. Schiller hat es angestrebt, aber ohne die erforderliche Naturbasis. Dies“, fügte er lächelnd hinzu, „mag freilich eben der Grund seiner großen Verbreitung sein!“

Wenn Rückert Schiller nicht in gleiche Linie mit Goethe stellte, so war er doch zu einer höhern und ernstern Schätzung dieses Dichters gelangt von einer eigenthümlichen, kaum glaublichen Unterschätzung her, die er mit

Andern theilte. Eines Tages drückte er gegen mich seinen Verbruß über die Art aus, wie die schwäbischen Poeten und Kritiker jetzt Schiller — zum Theil gegen Goethe — auf den Schild erhöben. Er bemerkte dazu: „In der Zeit, als ich noch bei ihnen war, haben die Schwaben den Schiller ungehörlich verachtet. Ich selber mit! Schiller war uns ein Dichter für den Böbel!“

Wie man weiß, hat der „Lieblingsdichter der Nation“ auch in andern Kreisen eine ähnlich misgünstige Beurtheilung erfahren. Dergleichen gehört jetzt als Curiosum in die Geschichte des Geschmacks.

Kam Rückert auf die schwäbischen Dichter zu reden, so fiel ihm fast immer ihr „Vorsechter“ Menzel ein, und die Entrüstung seiner Seele machte sich in heftigen Ausdrücken Luft. Er betrachtete das kritische Treiben dieses Mannes als ein Nationalunglück, weil dadurch verkehrte, grundfalsche Kunstansichten verbreitet würden. „Daß einer einen Goethe ungestraft so schänden darf“, sagte er einmal in größerer Gesellschaft, „das könnte entmuthigen für jede literarische Thätigkeit. Und es ist diesem Menschen nicht beizukommen! Upland (wenn er es auch wollte!) — ich selber, oder auch Tieck, wir vermöchten nicht ihn zu stürzen. Schiller, wenn er noch lebte, der könnte ihn zermalmen.“

Bei dieser Gelegenheit zeigt sich wieder, daß nicht nur die Liebe überschätzt, sondern auch der Haß. Vor der Seele des Poeten stand die Macht des Kritikers viel größer, als sie war! Wo sind denn gegenwärtig — kann man

fragen — die weitreichenden übeln Einflüsse des Stuttgarter Literaturblattes? Wir, die wir in der eigentlichen Zeit der Zeitungen leben, haben die Sache anders ansehen lernen. Wir wissen: das Hagelwetter, das von einem Journal aus broht, löst sich in einen Regen auf, dessen Wasser man von sich abschütteln kann. Alles Echte besteht die Probe des ungerechten Angriffs. Und Goethe contra Menzel hat sie bekanntlich auch bestanden.

Ich habe schon erwähnt, daß wir uns wechselseitig unsere neuen Arbeiten mittheilten, was unsern Gesprächen immer wieder Stoff zuführte. Zu meinen Arbeiten gehörten aber kritische Abhandlungen über die jetzigen Poeten, in deren Würdigung ich die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft anschaulich zu machen gedachte. Ich wollte zu den Artikeln über Heine's „Reisebilder“ und Rückert's „Weisheit des Brahmanen“, die schon existirten, Beurtheilungen der Gedichte Heine's, Rückert's, Platen's und Uhland's fügen, dem „Jungen Deutschland“ eine Besprechung widmen, um das Ganze dann als Buch herauszugeben.

Die Arbeiten über Platen und Uhland theilte ich Rückert mit. Bei der Abfassung hatten mich nur die erhaltenen Eindrücke geleitet; ich tabelte, was mir nicht gefallen, und hob alles, was mich erfreut und ergriffen hatte, nach dem Gefühl meines Herzens mit warmer Anerkennung — mit Bewunderung hervor. Aus den Bemerkungen, mit welchen Rückert mir die Manuscripte zurückgab, konnte ich sehen, daß ich ihm in der Anerkennung viel zu weit gegangen sei!

Mein Lob der Platen'schen Oden erklärte er sich aus meinem „gegenwärtigen Standpunkt“ — der vorwiegenden Neigung zum Ethischen. Nach seiner Ansicht wären diese Oden und ebenso die Festgefänge — die ich noch über die Oden stelle! — erotische Gewächse, die für das deutsche Volk immer etwas Fremdartiges haben würden. Die Kritik Uhland's, obwohl ich auch hier alles, was mir als mislungen und schwach erschienen war, unbedenklich gerügt hatte, brachte ihm des Lobes doch noch viel zu viel. Er sagte: „Der Eindruck ist ein ähnlicher wie bei Platen. Im Grunde ist das für die Verehrer Uhland's geschrieben. Ich lasse, was hier gelobt ist, einfach gehen. Sie rühmen neben so vielem, was ich nicht gelten lassen kann, auch die Sonette, die sogar Schwab fallen läßt!“

Diesen Einwurf ließ ich nicht ohne Erwiderung. Ich hielt mein Urtheil über diejenigen Sonette, die ich sinnig und zierlich gefunden, aufrecht und sprach meine Meinung dahin aus, daß man im Tabel Uhland's, ohne ungerecht zu werden, nicht weiter gehen könne, als ich gegangen sei. Endlich brachte ich ihn so weit, daß er erklärte: jetzt allerdings könnte man eine Kritik Uhland's nicht wohl anders fassen! Dies war auch nicht in meinem Sinn; denn ich hatte die Kritik nicht nach der jetzigen Geltung des Dichters geschrieben, sondern nach den Bemerkungen, die ich während des Lesens aufzeichnete. Allein ich ließ es gut sein.

In Rückert's Wesen lag eine schneibige Schärfe; und allerdings lehrte er sie nicht nur gegen rivalisirende Kunst-

genossen, sondern auch gegen sich selber. Eines Tages gab er mir eine Mappe voll neuer Brahmanenfragmente. Er sagte: „Gehen Sie das durch! Ich fürchte, es wird viel Schund darunter sein; hoffentlich werden Sie aber auch was Gutes drin finden!“

In seinen „Gebichten“ wies er selber auf die „minder bedeutenden“ hin, die er nur habe abdrucken lassen, weil sie einen gewissen Werth als „Denkmäler“ ansprechen könnten.

Ein Kritiker (irre ich nicht, Wohl!) hatte ihn auf Kosten Goethe's gelobt. Rückert nahm ihm das ernstlich übel und belegte den Passus mit einem sehr wenig ehrenden Prädicat.

Seinen Mitbewerbern wollte Rückert keineswegs in jeder Beziehung den Rang ablaufen. Der Theologe und Dichter Buchta hatte den Ausspruch gethan: Platen besitze das feinere Gehör, Rückert den schärfern Blick. Dadurch fühlte sich dieser geehrt! — Was die Form betrifft, so erblickte er (wie wir gesehen) Umland über sich, und ein ähnliches Verhältniß gab er sich zu Platen; nur fand er, daß gar manche der Formen dieses Poeten mehr absichtlich als natürlich entstanden seien. Einzelne Gebichte, die ihm eben gefallen hatten, pries er ohne Rückhalt — um den Ruhm der Consequenz bei dieser Gelegenheit unbekümmert.

Bei meinem Bestreben, sie ästhetisch zu würdigen, kamen wir zum öftern auf die sogenannten „Haarzöpfe“ zu reden. Rückert sprach ihnen mehr das Wort und freute sich an manchem Product, über welches die Romantiker

hinweggesehen hatten. Von Hagedorn sagte er: „Aus seinen Liedern klingen wahre Brusttöne! Wir Neuern sind verzwickter.“

Die Kritiken, welche in jenen Tagen zu seinem Lobe erschienen, nahm er gar nicht immer wörtlich. Ueber einen seiner literarischen Anwälte äußerte er: „Wenn er ehrlich wäre, so würde er auch meine Sachen unter diejenigen stellen, über die man jetzt seiner Ansicht nach hinaus ist!“

Am liebsten war ihm die Anerkennung von denkenden, geistig selbständigen Männern, die ein dem seinen ähnliches Ziel erstrebten. Darum erfreute ihn besonders eine Recension des Philosophen Weiße, der mehrere seiner Werke zusammen besprochen hatte. Er empfahl mir den Artikel mit Wärme; derselbe habe ihn wahrhaft belehrt und ihn über sich selbst aufgeklärt!

Die Unbefangenheit und Umsicht, die in Rückert lag, trat namentlich bei Gelegenheit einer ästhetischen Frage hervor, die uns immer wieder beschäftigte. Wir bekamten uns beide zu dem Gedanken: daß Geist und Sittlichkeit jetzt in der deutschen Dichtung mit Natur und Leidenschaft einen neuen Bund schließen mußten. Wir sahen in der Poesie der Sittlichkeit die höhere und edlere, hatten aber stets die Gefahr vor Augen, durch einseitige Hingabe an die Sphäre des Sittlichen die für die Kunst unentbehrlichen Reize der Natur zu verlieren. Rückert ließ kein neues Product, das ihm zu weit nach jener Seite gegangen schien, ungerügt und verurtheilte einzelne mit großer Strenge.

Der ethische Dichter (das erkannten wir immer mehr!) darf am wenigsten der „guten Mutter“ vergessen, wie Goethe die Natur nennt. Die wahre Sittlichkeit, ebenso wie die wahre Religiosität, legt ihre Probe ab, wenn sie die Natur wieder als Mutter ehrt und sie in das volle Recht derselben einzusetzen strebt. Rückert sprach in Bezug auf die Dichtkunst von einer „Armuth der bloßen Sittlichkeit“, und er wies zur Veranschaulichung auf die Figuren des pius Aeneas und des Achilleus hin. Ein schlagenderes Beispiel konnte er nicht wählen!

Stimmten wir über das Verhältniß des Geistes zur Natur, des Ethos zum Pathos, im wesentlichen überein, so wurde eine gewisse Differenz bemerklich in der Frage der Religion. Mein Bekenntniß war damals ein durch Philosophie von kirchlicher Einseitigkeit und Starrheit befreites, geistig vollendetes Christenthum, und ich hatte namentlich in gewissen Sätzen der christlichen Theologie eine ihnen zu Grunde liegende Wahrheit erkennen lernen, der nach meiner Ansicht nur eine andere Fassung zu geben war. Für den Dichter des „Brahmanen“ waren diese Dogmen (wie ich sehen mußte) ganz ohne Sinn, und er warf sie gelegentlich mit einem gewissen Humor über Bord. Seine Anschauung des Christenthums überhaupt gab er dadurch zu erkennen, daß er es für weiblich erklärte, während der Islam männlich sei. An der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ von Gerwinus gefiel ihm besonders, daß sie anschaulich mache, wie das Germanenthum durch das

Christenthum in seiner Entwicklung gehemmt und alterirt worden sei.

Wir konnte es nicht einfallen, deswegen mit ihm Streit anzufangen und dem Selbstgewissen mit Ansichten entgegenzutreten, die ich für philosophischer halten mußte, mit denen ich aber wenig gegen ihn ausgerichtet hätte. — Im Grunde war Rückert doch nur ein Gegner der engherzigen und fortschrittfeindlichen Orthodaxie, und hierin stimmten wir zusammen. Einmal sagte er zu mir: „Welchen Schluß geb' ich meinem Lehrgebicht? Soll der Brahmane zum Christenthum bekehrt werden?“ Ich, die Frage würdigend, entgegnete: „Wenn das Christenthum nicht mehr knebelt, dann wird sich kein freier Geist mehr dagegen sträuben!“

Ich muß es an Rückert besonders hervorheben, daß er über gewisse Verstimmungen, wie sie das Leben herbeizuführen pflegt, immer schnell wieder Herr wurde und den erfreulichen Ton des Humors wieder fand. Er scherzte gern — und er verstand auch Spaß.

Einmal sprach er sehr hübsch über die Verfänglichkeit des Titels „Dichter“ und führte an, daß Freunde Uhland's, bei der Einführung desselben in Nürnberger Familien, es diesen zur Bedingung gemacht hätten, den Gast nicht als Dichter zu behandeln! In Deutschland verbinde man mit der Beschäftigung eines Poeten immer noch den Begriff des Unsoliden, wo nicht gar Ungesunden. „Wenn Sie“, fuhr er zu mir fort, „nicht schon zu tief drin stecken, so



würde ich Ihnen auch davon abrathen!“ — Ich bedauerte, daß es zu spät sei.

Von den Producten des „jungen Deutschlands“ gefielen ihm keineswegs alle; und die Wichtigkeit, mit welcher ephemere Arbeiten dieses Kreises besprochen und in Journalen hervorgehoben wurden, erschien ihm unangemessen und komisch. Allein das muthige Streben dieser Autoren und ihr Ausgehen auf etwas Neues hatte seinen Beifall. Gutzkow (wegen seines „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte“), Laube und Gustav Schlesier erhielten sein Lob. Nicht ohne Laune sagte er einmal zu mir: „Sie sollten von dem «jungen Deutschland» auch etwas lernen und etwas von ihm annehmen! Im Grunde sind Sie doch mehr conservativ, auch in Ihrem Stil! Sie sollten das «Interessante» in Ihrem Kreis ziehen! Was wollen Sie? Diese Leute brilliren! Ich glaube, Sie würden am besten fahren, wenn Sie sich ganz ihnen angeschlossen. Wenn ich jung wäre, ich würde es thun!“

Ein solcher Rath konnte mir damals nur scherzend ertheilt werden. Ich war meines Zieles und des Weges, der mich zu ihm hinführen sollte, allzu sicher und machte daraus kein Geheimniß. Ein gewisses langsames Tempo in meiner Schreibweise und etwelche Abhängigkeit von Goethe wollte ich nicht leugnen; aber ich hatte das Gefühl, daß ich das alles bald von mir streifen würde. Dem „jungen Deutschland“ hatte ich vor, meinerseits einen Rath zu ertheilen, und ich war mit mir in dieser Be-

ziehung ganz ins Reine gekommen. Demnach hörte ich die Ermahnung Rückert's mit Vergnügen an, um darauf zu erwidern, ich zöge doch vor, zu bleiben, wie ich wäre! — Er zuckte die Achsel und sagte: „Ihnen ist nicht zu helfen!“

In gewisser Beziehung hatte er recht! Ich ging meinen Weg weiter, und es gelang mir endlich auch, die Arbeiten auszuführen, die ich in der Seele trug. Ueber den Werth derselben zu reden, steht mir nicht zu; daß ich aber äußerlich nur wenig mit ihnen erreicht habe, ist eine Thatsache. Bald nach unserer persönlichen Bekanntschaft war ich mit Rückert über seine Erfolge als Dichter und Schriftsteller zu reden gekommen. Er verhehlte seine Unzufriedenheit nicht, indem er mir zeigte, wie langsam er vorgeschritten sei; und mit beinaß verlegener Miene setzte er hinzu: „Ich hoffe, daß es Ihnen nicht so schlecht gehen wird wie mir, und daß Sie nicht so lange auf Anerkennung warten müssen!“ Diese Hoffnung hat das Geschick so erfüllt, daß es mich ein Jahrzehnt länger warten ließ, als Rückert, ohne mir übrigens seine damaligen guten Aussichten zu eröffnen.

Unserm Dichter brachte eben das Jahr 1837 eine günstige Wendung, und ich rechne es zu meinem Lebensglück, daß ich diese mitansehen und mitgenießen konnte. Am 16. Mai besuchte ich ihn. Die Frau kam in das Arbeitszimmer und sagte zu mir: „Haben Sie ihm schon zu seinem Geburtstag gratulirt?“ Ich war überrascht — denn ich hatte den Tag übersehen — und wünschte ihm,

dem im schönen Monat Mai Geborenen, herzlich Glück! Die Gattin war wieder hinausgegangen und kehrte mit einem großen silbernen Pokal zurück. „Den haben ihm“, sagte sie mit inniger Freude, „Berehrer seiner Muse aus Leipzig geschickt. Dieser Pokal wird auf Kind und Kindeskind vererbt werden und immer der Stolz der Familie bleiben!“ Wir betrachteten die Verzierungen: die Kyr auf dem Deckel mit dem Lorbeerkranz, um den Pokal selber das Eichenlaub, Weinlaub, Trauben und Rosen. „Diese bedeuten die «Westlichen Rosen»“, erklärte die Frau mit dem schönsten Glücksgefühl. Dem Dichter mochte es nun zu viel werden, und er entgegnete mit gespielter Derbheit: „Der Pokal ist zu groß! Was soll ich damit anfangen? Die ganze Familie kann sich daraus betrinken!“

Aus einer norddeutschen Freien Stadt liefen damals auch ein paar Kisten Havannacigarren ein, die dem leidenschaftlichen Raucher sehr erwünscht kamen. — Das waren Zeichen! Die Hauptsache lag in der wachsenden Theilnahme des Publikums an seinen Werken, wovon der Dichter die Beweise erhielt.

In der frohen Stimmung dieser Tage erstand in ihm der Plan, einen „Erlanger Musenalmanach“ herauszugeben. Ferdinand Enke war zum Verlag bereit, und Rückert ging mit Eifer ans Werk. Ich steuerte nicht nur selbst eine reiche Auswahl aus meinen Gedichten bei, sondern half auch als Mitredacteur. Wir hatten viel Vergnügen zusammen: über die guten Einsendungen, die uns Freude

machten, und über die schlechten, die wir unter großer Heiterkeit nach Verdienst charakterisirten.

In jener Zeit wurde zuerst über die Berufung des Dichters nach Berlin unterhandelt. Barmhagen hatte in dieser Angelegenheit an ihn geschrieben, und Rückert hatte seine „Gedichte“ an den Kronprinzen von Preußen gesandt. Darauf wurde ihm eröffnet, man wüßte ihn für Berlin zu gewinnen — er möge seine Bedingungen machen! Rückert lehnte das ab, er wollte lieber noch warten; allein er war sehr verdrüsslich, als eine Zeitung meldete: er habe den Ruf selber abgelehnt! Die Frau, wie er mir dies mittheilte, zeigte keine Besorgniß. Sie sagte zu mir: Das werde nicht schaden! Der Kronprinz halte zu viel von ihm und sei zu sehr für seine Gedichte eingenommen! — Die Zuversicht der Gattin glättete die Stirn des Erregten wieder.

Auch die Kaiserin von Rußland gab sich in jenen Tagen als Verehrerin des Dichters zu erkennen, was das Ehepaar mit großem Behagen erfüllte. —

Bevor ich nun zum Schluß meines persönlichen Verkehrs mit Rückert fortgehe, möchte ich, wenn auch nur kurz, meine anderweitigen Verhältnisse in Erlangen berühren. Durch meine alten Freunde Hagen und Weismann lernte ich einen Kreis von jungen Männern kennen, deren wissenschaftliche Bestrebungen ihrer Lebenslust nicht den geringsten Eintrag thaten. Der erste Gasthof der Stadt, der „Walfisch“, war gewissermaßen unsere Herberge; wir aßen zu Mittag und verbrachten die meisten Abende dort.

Im Winter besuchten wir Concerte und Bälle, in der schönen Jahreszeit machten wir Ausflüge; und ein guter Genius sorgte dafür, daß immer neue Elemente des Vergnügens herbeikamen, sodaß dieses wachsen konnte, bis mit den schönen Tagen auch die Zeit meines Aufenthalts in der Fränkischen Stadt zu Ende ging.

Das Nähere über das gefellige Treiben im Frühling und Sommer dieses Jahres würde nur in Mittheilungen „aus meinem Leben“ seinen Platz haben. Hier genüge die Andeutung, daß für die Feder eines Autobiographen wenige Gegenstände erfreulicher sein möchten.

Der Austausch der Gedanken, der mit jeder verheißenden neuen Bekanntschaft vorgenommen wurde, lehrte mich in Erlangen die verschiedensten Anschauungen kennen. Im „Walfisch“ herrschte der Materialismus und der verwandte Pantheismus. Dort wurde behauptet und verfochten: der Schlechte könne nichts dafür, daß er schlecht sei; Gutes und Böses sei gleich nothwendig und darum gleich gut; die Jurisprudenz werde noch so weit kommen, daß „Verbrechen“, wie Mord u. s. w., gar nicht mehr bestraft würden! — Dagegen lernte ich in einem sonst begabten jungen Theologen einen der leidenschaftlichsten Anwälte der christlichen Orthodorie kennen. Er eiferte gegen den Pantheismus, in welchem leider nicht nur Goethe, sondern auch Rückert und ich selber noch befangen sei. Der Pantheismus sei ein Erzeugniß der Hölle und der gefährlichste Feind der wahren Erkenntniß. Den Goethe verschlinge er, wie er

gestehen wollte; aber er hasse ihn zugleich. Diese Seele könne nur von Gott aus dem Feuer gerissen werden! Wie es mit unserer Zeit bestellt sei, das sehe man am besten daraus, daß sie ganz das Knieen verlernt habe. Der Mensch habe eben diesen Körperbau erhalten, um vor Gott zu knien, und solange nicht wieder alles auf den Knien liege, werde es nicht besser werden!

Nach solchen Herzensergießungen eines „Positiven“ pflegte sich in mir wieder eine lebhaftere Neigung zu den „Negativen“ zu regen, mit denen ich wenigstens in geselliger Fröhlichkeit harmonirte.

Der junge Dichter Deeg, der auf der Durchreise zu den Seinen ein paar Tage in Erlangen verbrachte, lenkte meine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände. Eine echtere, tiefere — unbedingtere Verehrung Platen's ist mir niemals vorgekommen. Er gestand mir, die „Abfaffiden“ zehnmal gelesen zu haben, mit stets wachsendem Genuß. Seine Antipathie war — Schiller! Er nannte die Werke desselben, im Vergleich mit denen seines Lieblings, Declamationen — Lügen! Da wir jetzt, meinte er, keine Hoffnung hätten, über Platen hinauszukommen, so sollten wir uns lieber dazu hergeben, die Pflichten der Politik erfüllend, für höhere Dichtung Stoff zu werden!

Dieser talentvolle und strebende Jüngling wäre sicher noch zu reifern Anschauungen gelangt; aber seinen politischen und poetischen Tendenzen machte der Tod ein Ende, der den Mit-herausgeber der Zeitschrift „Braga“ in Heidelberg ereilte.

Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß ich mit Schimper durch einen lebhaften Briefwechsel in Verbindung blieb. Sein Einfluß währte fort, und ich versäumte nicht, auch Rückert und seine nächsten Freunde mit den neuen Ideen des Naturforschers und Philosophen bekannt zu machen.

Wie reich und wie befruchtend dieses Jahr für mich geworden ist, glaube ich durch das Bisherige wenigstens angedeutet zu haben. Der Sommer ging hin und der Herbst kam herbei. Im September erschienen bei Heyder meine Kritiken unter dem Titel: „Die poetischen Richtungen unserer Zeit“ — und bei Ferdinand Enke der „Erlanger Musenalmanach“.

Der Almanach fand als Unternehmen Rückert's zunächst große Beachtung, er wurde viel besprochen, erfüllte aber schließlich die Erwartungen, die der Herausgeber und der Verleger damit verbunden haben mochten, keineswegs. Wenn ich durch meinen Beitrag zu der Sammlung mich in die Gilde der deutschen Poeten einführte und mit einzelnen Liebern auch Glück machte, so waren es doch die kritischen Arbeiten, die nicht nur mehr Aufmerksamkeit auf sich und mich zogen, sondern in der Folge auch auf mein Lebensgeschick mitbestimmend einwirkten.

Aus der nächsten Umgebung drang über die „Poetischen Richtungen“ mehr des Tadel's als des Lobes in mein Ohr. Der „Walfisch“ war davon sehr wenig erbaut und that sich in seinen Urtheilen keinen Zwang an. Erfreulichere Stimmen gelangten nach und nach brieflich an mich in

Antworten, womit Freunde und geachtete Schriftsteller, denen ich das Buch zugesandt hatte, mir ihren Dank sagten. Allein auch hier machte ich eine betrübende Erfahrung. Unter den ersten, denen ich die Schrift zusandte, war Gustav Schwab. Ende September erhielt ich folgende Antwort:

Verehrtester Freund!

Ganz in die Sorgen meines Abzuges von Stuttgart vertieft, kann ich Ihnen nur mit zwei Linien für die gütige Uebersendung Ihrer Schrift über die poetischen Richtungen unsrer Zeit herzlich danken. Ich gestehe Ihnen, daß ich mit Ihrer Kritik Uhland's nicht einverstanden bin und mehrere Gedichte, welche Sie kurzweg bald als schwach, bald als phantastisch abfertigen, für die ersten Zierden unsrer deutschen Poesie halte. Ich glaube auch hierin nicht den Eingebungen einer falschen Pietät zu folgen, denn ich theile jenen Glauben mit vielen Hunderten. Die Zeit wird zwischen uns entscheiden.

Uebrigens lehre ich dem literarischen Verkehr jetzt so ziemlich den Rücken, werde den Redactionen des Morgenblatts und des Almanachs entsagen und auf der Pfarre Gomaringen bei Tübingen einer Gemeinde und im Stillen noch der Muse leben. Bleiben Sie mir daher gut, auch wenn Sie wenig mehr von mir hören. Empfehlen Sie mich auch Rückert freundlichst. Von Herzen der Ihrige  
G. Schwab.



Das war ein freundlich ertheilter Abschied, aber ein Abschied! Ich mußte dem brieflichen Verkehr mit dem theilnehmenden, von mir stets hochgeschätzten Manne entsagen; denn mich anzubrängen, wo nicht mehr Neigung mich willkommen hieß, war meine Sache nicht. Wenn man sich nun erinnern will, daß Rückert eben diese Beurtheilung als „für die Verehrer Uhland's geschrieben“ ansah und mir namentlich vorhielt, ich sei in Belobung eines Theils der Uhland'schen Gedichte über G. Schwab hinausgegangen, so wird man einen neuen Beweis haben, wie schwierig die Aufgabe des Kritikers ist. — Mit meiner Beurtheilung Platen's machte ich eine Zeit nachher eine ähnliche Erfahrung, die mich aber viel weniger berührte. Joh. Minckwitz nämlich konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, für seinen Herrn und Meister eine Lanze einzulegen, und schalt und höhnte meine Kritik und meine Gedichte nach Herzenslust.

Für alle Unannehmlichkeiten, die ich bis dahin erduldet hatte, entschädigte mich ein Schreiben Rückert's, das mir der Dichter nach Nürnberg sandte, wo ich im September für einige Wochen meinen Aufenthalt genommen hatte. Es lautete:

„Ich danke Ihnen, lieber Mehr, für Ihr nettes Büchelchen, das recht vielen wie mir gefallen möge. Ich habe an allem Neuen, was ich bis jetzt gelesen, mich recht erfreut, besonders am Vorwort und Nachwort, wo Sie ein entschiedenes Glaubensbekenntniß klar und überzeugend aus-

sprechen, so daß es hoffentlich vielen noch Verblendeten die Augen öffnen, viele Unentschiedenen und Schwankenden bestimmen und befestigen wird. Ich selbst habe besonders im Namen des Brahmanen Ihnen herzlichen Dank zu sagen. Wie er zu der Maske gekommen, haben Sie im Vorbeigehen, von einer Seite richtig, angedeutet. Mir fiel dabei ein, daß ich an einem hellern Ort als Erlangen vielleicht nicht diese Zuflucht gesucht hätte; da diese mir nun ganz erwünscht ist, so seien die Dunkelmänner dafür gepriesen. Die andere, von Ihnen nicht berührte Seite, die äußere Hinleitung dazu sind meine orientalischen Beschäftigungen, zwischen denen und meiner eigensten Poesie ein Vergleich zu schließen war, der schon vor dem Brahmanen in mancher Art versucht wurde, und nach diesem wol noch anders versucht werden wird. Ein neuer Versuch der Art sind, von der einen Seite, die morgenländischen Sagen und Erzählungen; von der andern sollten sie die Romanzenform aus der Manier, in der sie nach Goethe durch Uhland's Schule sich verstockte, wieder zu befreien suchen. Vielleicht wird dieß in einem zweiten Theil, den ich jetzt eben erwachsen lasse, besser erhellen, als im ersten. Daß Sie hierüber, so wie über Hariri (wozu noch Nal und Damajanti abzuwarten) etwas in Ihrer Art zu sagen hätten, freut mich; es würde wieder zur Verständigung des Publikums und meiner eigenen beitragen. Doch wichtiger scheint mir Ihr ange deuteter Vorbehalt und gleichsam vorläufiges Versprechen, aus den dereinst vollständig vorliegenden Akten

den Gang nachweisen zu wollen, wie meine Poesie aus manchen Irren und Wirren in ihre jetzige Richtung, die Sie auch für die Ihrige und für die der Zeit zukommende erklären, gekommen sei. Bis zu diesem Aktenschluß ist aber nicht soweit mehr, es genügt dazu am vierten Band der Gedichte, der jetzt gedruckt wird; und ich wünsche lebhaft, daß Sie Zeit finden mögen, jenes, was ich für ein mir gegebenes Versprechen annehme, auszuführen, unbeschadet Ihrer eigenen Arbeiten, so wie besonders unbeschadet allem, was Sie zunächst für's Reifestipendium und das übrige Praktische zu thun haben. Noch vor 14 Tagen hoffe ich Sie in Erlangen zu sehen. Ihr ergebenster Rückert."

Wie man aus diesem Briefe sieht, hatte Rückert die ersten widerstrebenden Eindrücke, welche ein Theil der kritischen Arbeiten auf ihn gemacht hatte, überwunden (was ihm freilich durch die Beurtheilung seiner eigenen Werke sehr erleichtert war!) und er konnte dem Ganzen seine Anerkennung nicht versagen. Wohlthuend war es mir, daß er Vorwort und Nachwort (die Anrede an das „junge Deutschland“!) besonders hervorhob; denn hier hatte ich meine eigensten literarischen Ziele rückhaltlos ausgesprochen. Die Art, wie er mir zwar eine fernere Beleuchtung seiner Dichtungen und des von ihm zurückgelegten Entwicklungsganges wünschte, aber doch noch mehr Sorge für meine eigene productive Thätigkeit und mein persönliches Fortkommen an den Tag legte, mußte mir Freude machen; sie charakterisirt Rückert und unser Verhältniß.

Mit dem Reifestipendium und „dem übrigen Praktischen“ verhielt es sich so. Im Jahre 1835 hatte ich dem damaligen Minister des Innern, des Cultus und des Handels, Fürst Ludwig Wallerstein, der, als Kaiser Standesherr, meinen Vater und mich kannte, ein Exemplar von „Wilhelm und Rosina“ überreicht. Der wohlwollende Herr, der seine Besucher, wo es irgend anging, in möglichst gute Stimmung zu versetzen liebte, nahm das Geschenk sehr freundlich entgegen und forderte mich im Verlauf der Unterredung, die ihn mit meinem Vorhaben bekannt machte, selber auf, um ein Reifestipendium einzukommen! Hätte ich praktischer gedacht, so würde ich das alsbald in's Werk gerichtet haben. Allein da für die nächsten Jahre mein Vater noch einzustehen verhielt, so glaubte ich besonders klug zu handeln, wenn ich mir die Unterstützung des Ministers für eine spätere Zeit aufsparte, wo ich sie dringender bedürfen würde. Diese Zeit war nun aber in jeder Hinsicht gekommen, und mit den „Poetischen Richtungen“ in der Tasche glaubte ich meinen Zweck bei dem wohlgenigten Regierungshaupt um so sicherer erreichen zu können.

Es war die Nothwendigkeit des Lebens, die mich zwang, neben so mancher schönen Beziehung auch dem persönlichen Umgang mit Friedrich Rückert zu entsagen! — Am 30. October, nach herzlich genommenem Abschied, kehrte ich nach München zurück.

## Erlebnisse in München. Briefwechsel mit Rückert. Störung des Verhältnisses.

---

In München hatte ich einen Freund aus der Ansbacher Gymnasialzeit her, Gustav von Bezold, welcher damals im Ministerium des Innern beschäftigt war. Diesen suchte ich auf und theilte ihm mein Vorhaben mit. Bezold war ein sehr guter Gesellschafter, und wir kamen selten zusammen, ohne uns aufs angenehmste zu unterhalten. Bei dieser Gelegenheit, als ich die Sache berührt hatte, zeigte er indeß eine bedenkliche Miene. Er verhehlte mir nicht die Gesinnung, welche in den höchsten Kreisen gegen den Minister Wallerstein herrsche, und glaubte dessen Sturz kommen zu sehen. Ein paar Tage später begegneten wir uns auf der Straße; er rief mir zu: „Mein lieber Freund, wenn du beim Minister Wallerstein noch etwas erreichen willst, dann eile dich! Abel ist schon Staatsrath!“

Es war zu spät! — Mein Gönner, der Fürst aus dem Ries, trat ab, und mit Abel begann ein Regiment, das einem Protestanten und Philosophen keine Aussicht auf Unterstützung und Förderung gewährte.

Dieser Charakter der neuen Regierung trat freilich erst später in seiner ganzen Consequenz hervor; fürs erste konnte man noch hoffen — und für mich galt es den Versuch!

Ich beschloß, auf die „Poetischen Richtungen“ hin, um ein Reifestipendium bei dem Ministerium Abel einzukommen! — Mein Vorsatz, an der Universität zu lehren, bestand noch; dazu war aber eine solche Unterstützung die herkömmlich beste Einleitung. Wer sich auf Kosten der Regierung ein paar Jahre in der Welt umgesehen hatte, der wurde auch um so eher Professor.

Mit Hülfe meines Freundes schrieb ich die Eingabe, um sie nebst meinem Buch an den Minister gelangen zu lassen. Eine Audienz bei diesem war nicht sehr ermutigend. Mit offenerer Hindeutung auf seinen Vorgänger, dem das Versprechen an sich Vergnügen gemacht hatte, sagte er: „Ich verspreche Ihnen nichts. Es ist nicht meine Art, etwas hoffen zu lassen, was ich möglicherweise nicht erfüllen kann. Ob etwas geschehen kann, das wird sich zeigen.“

Die Behandlung der Angelegenheit wurde dem Ministerialrath Zenetti übertragen, und nun kam es doch zu einer Maßnahme, die mir wieder einige Aussicht eröffnete. Die Mitglieder der philosophischen Facultät sollten mein Werkchen zu dem Ende prüfen: ob der Autor einer Unterstützung von Seiten der Regierung würdig sei!

Daß diese Urtheile größtentheils zu meinen Gunsten ausfallen würden, hatte ich allen Grund anzunehmen. Die

beiden einflußreichsten Mitglieder der Facultät, Schelling und Thiersch, hatten sich gegen mich schon sehr freundlich über das Buch erklärt. Thiersch allerdings hatte sich einigermaßen an den Umstand gestoßen, daß ein so junger Mann über die Arbeiten anerkannter Poeten mit so großer Sicherheit Lob und Tadel spende; allein die Tendenz des Autors hatte seinen Beifall, und er war nicht der Mann, sich einem Vorwärtstrebenden in den Weg zu stellen: Helfen und Fördern war seine Freude! Mit ganz besonderer Wärme hatte sich aber Schelling über die Schrift ausgesprochen. In Erlangen war ich mit seinem Sohne Paul näher bekannt geworden, und dieser hatte mich, während eines seiner Besuche, in die Familie geführt, sodaß ich von nun an, zu Mittags- und Abendgesellschaften, öfter eingeladen wurde. In einer der letztern kam Schelling auf mich zu und sprach mit mir gleich über das Werkchen, das er kurz zuvor gelesen hatte. Er rühmte den sittlichen Maßstab, den ich, mit der nöthigen Milde, an die poetischen Werke gelegt habe, bemerkte, daß dies an der Zeit sei, und hob es besonders hervor, daß ich mich ebenso entschieden wie gegen frivole Tendenzen auch gegen die Frömmeler erkläre! Als ich, durch diesen Beifall aus dem Munde eines solchen Mannes ordentlich betroffen, schickliche Einwendungen machte, setzte er hinzu: „Ich kann Ihnen sagen, daß ich das Buch mit Erquickung gelesen habe!“

Schelling konnte und mußte sich freilich überzeugen, daß der Verfasser der „Poetischen Richtungen“ nicht ohne Frucht

seine Vorträge gehört und daß er seine Ideale der Dichtkunst in Uebereinstimmung mit der von ihm gelehrten Wissenschaft aufgestellt habe. Daß man einen jungen Mann, der bei verwandtem Streben der gleichen Sache zu dienen verheißt, ermunthigt und hebt, liegt in der Natur der Dinge.

Von Seiten dieser beiden Facultätsglieder der Förderung sicher, wollte ich aber auch sonst nichts versäumen, und benützte vielmehr die Gelegenheit gern, mich im „Praktischen“ zu üben. Sämmtlichen Herrn, die über mich ihre Stimmen abzugeben hatten, machte ich Besuche. Von den meisten erhielt ich die besten Zusicherungen; einer indeß, der gegenwärtig eine wesentlich andere Haltung zeigt, hörte mich sehr gemessen an, um dann zuerst die Frage an mich zu richten, ob ich Protestant sei! Als ich das bejahte, sagte er: „Dann werden Sie an die Universität Erlangen zu kommen suchen?“ —

Die Partei war also bereits entschieden, die möglichste Trennung der Confessionen durchzuführen. Erlangen sollte die rein protestantische Universität werden, München und Würzburg die rein katholischen, und hier sollte ein Protestant auch nicht Aesthetik und Literaturgeschichte dociren dürfen! — Von einem Ministerium, das auf eine solche Partei sich stützte und ihr Ausdruck, ihr Organ sein wollte, hatte die Förderung eines Protestanten allerdings etwas sehr Unwahrscheinliches! Ich gestehe, daß nach dieser Unterredung meine Hoffnung wieder tief heruntersank.

Um es kurz zu machen: die Urtheile über mein Buch



lauteten der großen Mehrheit nach zu meinen Gunsten. Ihnen konnte man einen Grund, mich abschlägig zu bescheiden, nicht entnehmen. Allein es gab immer noch einen andern, und zu diesem wurde denn endlich gegriffen. Obwol es mit der Einholung von Urtheilen durchaus im Widerspruch stand, so erklärte man doch: mein Streben sei sehr löblich, allein um es auf die gewünschte Weise zu unterstützen, fehle es der Regierung an den nöthigen Mitteln!

Mit dieser feinen Ausrede mußte ich mich begnügen.

Glücklicherweise erhob sich nach der so verschwundenen Hoffnung eine neue, die besser fundirt war. Schon früher hatte mir Schelling erklärt, im Fall dieses Mittel fehlschläge, gebe es noch ein anderes, mir zu helfen! Als ich ihm nun den Bescheid meldete, versetzte er nach einem eigenthümlichen Kopfschütteln, er wolle versuchen, mir eine Reiseunterstützung beim Kronprinzen Maximilian auszuwirken.

Schelling war nicht nur der Lehrer des Kronprinzen in der Philosophie, sondern auch sein Rathgeber bei den Erwägungen, die der nachmalige König schon damals anstellte, Wissenschaft und Dichtkunst zu fördern, — und dieser war geneigt, für junge Männer etwas zu thun, welche mit Aussicht auf Erfolg unterstützt werden konnten! Im Leben gehen aber oft scheinbar leichte Dinge doch nur sehr langsam vorwärts, weil Zufälligkeiten genügen, ihren Gang zu stören und zurückzuhalten. Die Nothwendigkeit, den Gönner selbst eine Ueberzeugung von den Fähigkeiten des

Empfohlenen gewinnen zu lassen — Verstimmungen, welche die Vertagung des Besuchs rathsam machen — Reisen, deren Ende abzuwarten ist: dies und Aehnliches kann sich zwischen den Gedanken und die Ausführung stellen und das gewünschte Ziel immer wieder in die Ferne rücken.

Ich hatte eine Hoffnung; aber ich hatte sie so lange und mußte so lange von ihr zehren, daß ich zuletzt nicht mehr an sie glauben konnte.

Es war eine seltsame Zeit! Ich verkehrte mit meinen alten Bekannten und setzte die gewohnten Beschäftigungen fort. Hier und da entstand ein Gedicht; ich vollendete die schon erwähnte Novelle, welche die Belehrung eines phantastischen Idealisten zu gesunder Würdigung des Lebens veranschaulichen sollte, und unternahm endlich gar ein Lustspiel, in welchem ein Journalist und ein Dichter um die Gunst und die Hand einer Schönen kämpften. Daneben führte ich meine wissenschaftlichen Studien weiter und las Antikes und Modernes vom Gesichtspunkt einer Geschichtsphilosophie, welche die letzten und höchsten Aufgaben des Menschengeschlechts zu erkennen trachtet; wobei ich durch die Vorlesungen Schelling's und Schimper's immer wieder neue Anregungen erhielt. Endlich entzog ich mich nicht den gefälligen Vergnügungen und verbrachte in befreundeten Häusern manche genussreiche Stunde; denn Literatur und Philosophie hielten mich damals nicht ab, einer der eifrigsten Tänzer zu sein. Dieses Leben, wie reich es an einzelnen schönen Momenten war, entbehrte gleichwol des wahren

Behagens und der innern Zufriedenheit. Der Boden unter meinen Füßen gerieth unter den erwähnten äußern Voraussetzungen mehr und mehr ins Wanken; neue literarische Erfolge, deren ich zur Festigung bedurft hätte, waren nicht zu erreichen, und nun kam zu alledem noch ein Zweifel an meinen Fähigkeiten und an meiner Bestimmung in mir auf, der mich einer schlimmen Krisis entgegenführte.

Anwandlungen von Misstrauen in Bezug auf meine Begabung hatte ich schon öfter erfahren, allein immer wieder überwunden. In jenen Tagen, unter der Beihülfe körperlicher Leiden, die sich zu der innern Unsicherheit und der äußern Hoffnungslosigkeit gesellten, wuchs der entstandene Zweifel; er übermannte mich endlich und gedieh zur Verzweiflung. Und zwar zu einer sehr gründlichen! Monatelang währte sie und führte mich durch alle Abgründe, die sich uns um so tiefer öffnen, je höher unser Selbstvertrauen, je beglückender die Bilder unserer Seele gewesen sind. Ich lernte damals den Spruch verstehen: „Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird auch das noch genommen, was er hat!“ Diese grausame Wahrheit erfuhr ich an mir selber buchstäblich. Wer verzweifelt, der kann begreiflicherweise nicht mehr schreiben, geschweige denn schön schreiben; je weniger ihm dies aber gelingt, um so mehr wächst bei dem Schriftsteller, der sein Metier nicht mehr üben kann, die Verzweiflung; endlich überwältigt sie ihn, und die Anschauung eines verfehlten Lebens, dessen Bild nicht mehr von seiner

Seele weichen will, vollendet seine Niederlage. — Nützlich ist eine solche Verzweiflung, das ist nicht zu leugnen — wenn man sie übersteht! Wer nie von ihr ergriffen war, dem ist eine sehr bemerkenswerthe Seite des Lebens unbekannt, und nie wird er die Unglücklichen verstehen, die ihren Angriffen zum Opfer fallen. — Ich war dahin gekommen, daß ich den Gedanken des Sieges gar nicht mehr fassen konnte. Ich erblickte mich in einer Klust, aus welcher ich ohne ein Wunder nimmermehr zu erretten war. Seine Existenz auf das Denken gesetzt zu haben und keinen Gedanken mehr zu Ende denken, keinen mehr in Worte fassen zu können, das hieß dem Untergange geweiht und verloren sein!

Die Zeit, die in eine solche Gemüthslage versetzt, hat allerdings die Macht, auch wieder aus ihr zu befreien, wenn im Menschen die Bedingungen zur Heilung vorhanden sind. Man muß nur fortleben! Eine Hoffnungslosigkeit, an die man sich gewöhnt, übt schon viel geringern Druck auf unsere Seele. Wenn man nichts mehr erwartet, wirken die kleinen Freuden, welche der Tag bringt, um so wohlthuernder. Zuletzt findet der Lebende, daß doch noch eine Kraft — daß noch ein Keim in ihm liegt, der nur guter Witterung bedürfte, um aufzubrechen zu schöner Entfaltung — und das nöthige Selbstvertrauen kommt wieder!

Seit ich nach München zurückgekehrt war, wechselte ich mit Rückert wieder Briefe. Die gegenseitige Theilnahme und das gute Vernehmen dauerten fort. Er sandte mir

seine gedruckten Werke (die fernern Bände der „Gedichte“ und des „Brahmanen“) — und ich schickte ihm dafür Manuscripte (unter anderm die fertig gewordene Novelle), um sein Urtheil zu vernehmen. Die Briefe, die er mir damals schrieb, habe ich leider bis jetzt nicht auffinden können; ich weiß aber, daß sie alle von Herzen freumblich waren, und daß insbesondere seine Antwort auf die Zusendung einer Kritik Lenau's die wohlgemeinte und (wie ich jetzt gestehen muß!) ebenso begründete Warnung enthielt: im Tadel nicht weiter zu gehen, als es mir später lieb sein möchte! — Endlich kam doch auch in dieses schöne Verhältniß eine Störung, und zu den Lasten, welche meine Seele drückten, eine neue.

Rückert hatte von mir eine Darstellung seines Entwicklungsganges als Dichter und Denker gewünscht und erwartet. Seine neu erschienenen Werke schickte er mir eben auch aus diesem Grunde nach München, und endlich glaubte er der Nachricht entgegensehen zu dürfen, daß die Arbeit in Angriff genommen sei. Bei dem Zustand meines Gemüths war ich aber dazu gänzlich unfähig. Ich freute mich der neuen Poesien und brachte meine kritischen Gedanken über sie zu Papier — dazu reichte meine Kraft! Aber diese Gedanken zu einem größern Ganzen zusammenzustellen, das vermochte ich damals nicht; mir konnte gar nicht einfallen, es nur zu unternehmen! In Rückert mochte nun die Vorstellung aufkommen, ich wolle mich seinem Wunsch und dem von mir geäußerten Vorhaben, das er als Versprechen

aufgefaßt hatte, ganz entziehen; und dies wird ihn verstimmt und argwöhnisch gemacht haben. Endlich kam noch etwas hinzu, das gemißdeutet werden konnte, — die Geiztheit, die in seinem Wesen lag, siegte und machte sich auf eine seltsame Weise Luft.

Im Spätjahr 1839 forderte er mich auf, ihm Beiträge für den „Musen Almanach“ einzusenden, den er bei Tauchnitz in Leipzig herausgeben wollte. Lyrische Gedichte hatte ich aber während meines neuen Aufenthaltes in München nur sehr wenige fertig gebracht, und mit diesen Geburten einer unruhigen und schweren Zeit glaubte ich im Almanach kein Glück machen zu können. Ich antwortete ihm also, daß ich leider in der ganzen Zeit nichts Neues, das producibar wäre, zu Stande gebracht hätte. In ganzen zwei Jahren keine neuen Gedichte! Das mußte einem Rückert, der jeden Tag neue schrieb, höchst unwahrscheinlich vorkommen; und wenn er nun diese Erklärung mit dem Stillschweigen über den erwarteten ästhetischen Artikel zusammenhielt, so konnte er in ihr nur eine Ausrede erblicken, die ein für ihn kränkendes Motiv hatte. Während ich also die wenigen Gedichte, über die ich hätte verfügen können, nicht einsandte, weil sie mir nicht gut genug erschienen, nahm Rückert an, ich sträubte mich, weil ich sie für zu kostbar hielt! — Von diesem Moment an bekam ich keine neue Zusendung mehr! Der „Leipziger Musenalmanach“ brachte aber unter dem Titel: „Der deutsche Dichterwald“ ein Einleitungsgebidht, dessen drei erste Strophen lauteten:

Singst du etwa bessere Lieder  
 Als der Meister? Schäme dich!  
 Seines Ruhmes Glanzgefieder  
 Läßt dein Flattern unter sich.

Und du bist das Königsgedächtn  
 Unterm Adlerflügel nicht,  
 Das noch höher fliegt ein Streckchen,  
 Wo dem Aar die Schwinge bricht.

Sondern strebst auf eignem Fittich,  
 Wie er eben tönen mag.  
 Plappern lernt am Hof der Pfittich,  
 Und der Fink im Wald den Schlag.

Alles wohl erwogen, mußte ich diese Verse als gegen mich gerichtet ansehen. Ich hatte dem Freund natürlich weder das Urtheil Schelling's über mein kritisches Werk, noch die Aussicht verschwiegen, mit einer Unterstützung von Seiten des Kronprinzen Maximilian ein paar Jahre reisen zu können. Die Phantasie des Dichters bildete daraus gleich ein ganzes Menschengeschick, und während jene Aussicht mit allen ihren glänzenden Fernen mir bereits wieder entschwunden war, sah mich Rückert schon zum Hofmann gebiehn und die Kunst zu lernen beflissen, die ein solcher nach seiner Ansicht vor allen zu erstreben hat.

Dieser Misgriff konnte mich natürlich nur ergötzen! Wenn trotzdem noch einiges Rachegefühl in mir zurückblieb, so geschah demselben Genüge durch eine Kritik des Almanachs, welche, die vielen schwachen Gedichte darin beklagend, es höchst verwunderlich fand, daß der Heraus-

geber an diesen nicht einmal genug gehabt zu haben scheine, da er einen jüngern Dichter, welcher nichts beigetragen, deswegen auszankt! — Dem unbekanntem Autor dieser Kritik fühle ich mich heute noch zu Dank verpflichtet.

Gründlicher, als in dieser poetischen Ansprache, bin ich wol niemals verkannt worden. Zum Hofmann hab' ich von der Natur ungefähr ebenso viel Talent erhalten wie der Dichter des „Brahmanen“. Dies ist bekanntlich äußerst mäßig gewesen, und ich für meine Person habe die mir verliehene Gabe nicht einmal so weit auszubilden und zu benutzen verstanden wie Friedrich Rückert!

Daß eine Beziehung, die einen so schönen Anfang und Fortgang genommen hatte, dieses Ende finden sollte, war mir doch sehr betrübend, und in meinen düstern Stunden empfand ich es als ein großes Misgeschick. — Ich nahm mir vor, die Sache nicht zu lassen, wie sie war. Ich erwog das mir gegen Rückert vorgeschriebene Benehmen und beschloß, von der ersten Gelegenheit einer Wiederanknüpfung Gebrauch zu machen.

Einen Trost fand ich in jenen schlimmen Tagen im Umgang mit guten Freunden, deren jeder zwar auch seine Sorgen hatte, aber doch nicht in so vielerlei verstrickt war wie ich. Der Schimper'sche Preis hatte sich erhalten und erneuert. Zu ihm gehörte unter andern der Kupferstecher Hermann Schütz, der Freund Genelli's und Platen's, welcher an ihn das bekannte schöne Festlied gerichtet hat, und, seit seiner Rückkehr aus Frankreich und Holland, der Orientalist



Markus Joseph Müller, später Professor an der Universität München. Wir aßen zu Mittag bei dem Jugendfreunde Schimper's, dem Rheinpfälzer Ott, königlichem Hofkellereimeister und Inhaber einer berühmten Weinwirthschaft. Eben in jener Epoche war Schimper als Poet vorzugsweise productiv, — er brachte fast jeden Tag ein neues Gedicht mit, welches er den Tischgenossen vortrug; diese konnten natürlich die schönen Klänge nicht vernehmen, ohne sich durch entsprechend edles Getränk in die rechte Stimmung zu versetzen, — und der vereinten Kraft der Poesie und des Weines gelang es, die Sorgen zu brechen, womit jeder von uns heimgesücht war, und die Geister über die Misere des äußerlichen Daseins zu erheben. Es begriff sich, daß wir diese Mittel immer wieder aufsuchten und, wenn der eine der beiden Rheinpfälzer uns im Stiche ließ, um so dankbarer die Gaben des andern entgegennahmen.

Geistig anregend und übend in hohem Maße waren diese Zusammenkünfte, wenn unser Treiben auch den Uneingeweihten nur lustig im gewöhnlichen Sinne des Worts und nur leichtsinnig erscheinen mochte. Wir waren alle (möge das hier gesagt sein!) vornehme Geister: nur die höchsten Probleme der Philosophie und Poesie beschäftigten uns; und ich darf wohl sagen, daß wir in jenen Tagen fruchtbare Gedanken erörtert und uns in die Seele geprägt haben. Vom Wein ermutigt, sprach auch ich wieder als einer, der eine Aufgabe hat, und die versunkenen schönen Bilder der Zukunft traten mir wieder vor die Seele.

Keinem von uns war es zu verdenken, wenn er das Leben, das er einstweilen führen sollte, von der besten Seite ansah.

Eines Nachmittags saßen wir in einem Caffeehaus beisammen, das wir zu besuchen liebten, als ein mir bekannter Student hereintrat, den ich lange Zeit nicht gesehen hatte. Mich erblickend ging er auf mich zu und rief: „Wie, Sie sind noch hier? Sie wollten ja schon vor einem halben Jahre nach Berlin gehen!“ — Eine solche Erinnerung an einen verschwundenen schönen Traum konnte mir begreiflicherweise nicht angenehm sein; ich faßte mich indeß und erwiderte: „Allerdings glaubte ich das zu können; aber — meine Hoffnung ist zu Wein geworden!“

Die Ott'schen Zechgenossen begrüßten den Salembourg mit Beifall.

Wie sich denn alles in diesem Leben erschöpft, auch die Widerwärtigkeiten, die sich uns entgegenstellen, so war die Unsicherheit meiner Lage ihrem Ende nahe gekommen und ein Umschlag zum Bessern stand bevor.

Bereits war es Schelling gelungen, für Schimper, der sich in den letzten Jahren der Geologie und Geognosie zugewandt hatte, beim Kronprinzen eine Dotirung zu erlangen zur Bereisung und wissenschaftlichen Untersuchung der bairischen Gebirge. Dadurch wurde auch in mir die entschlafene Hoffnung wieder aufgeweckt, und diesmal täuschte sie mich nicht! In der Mitte des März 1840 lud Schelling mich ein, ihn zu besuchen. Als ich bei ihm

erschienen war, theilte er mir mit: der Kronprinz habe ihm eine Unterstützung für mich zugesagt; ich solle mich nun erklären, wohin ich zu gehen und welcher Arbeit ich mich zu widmen gedenke!

Obwol ich mit einer guten Erwartung gekommen war, übte die vollendete Thatsache doch eine außerordentliche Wirkung auf mich, und ich dankte dem edeln Vermittler mit einer Wärme, die ihn den ganzen Werth erkennen ließ, welchen die Gabe für mich hatte. Es war, wie die Dinge lagen, nicht nur eine Förderung und eine Besserstellung, sondern eine Rettung.

Nach reiflicher Erwägung entschied ich mich für das schon in Aussicht genommene Berlin, weil ich durch einen Aufenthalt in Preußen meine Kenntniß des deutschen Landes vervollständigen wollte, ehe ich die Reise nach Paris unternahm, die ich mir in Gedanken vorbehielt. Die Arbeit, welche ich zu liefern verhieß, war eine ästhetische Würdigung Goethe's, für die ich schon soviel gethan hatte. Ich schrieb in diesem Sinne an den damaligen Secretär des Kronprinzen, den jetzigen Staatsrath von Daxenberger, und dieser konnte mir bald melden, daß meine Pläne die volle Zustimmung des Gönners erlangt hätten. Bei der Audienz, die ich in der Folge bewilligt erhielt, war der Kronprinz nicht nur voll gütiger Theilnahme, sondern sprach auch schon den philosophischen Freisinn aus, von dem er später thatsächliche Beweise gegeben hat, sodasß ich das Königsschloß unter den frohesten Empfindungen verließ.

Der ehrenvollen Unterstützung sicher, glaubte ich deren Empfangnahme vertagen zu müssen. Ich wollte zur Kräftigung meiner Gesundheit einige Monate bei einem Jugendfreund im Allgäu verbringen, dann mich vorbereiten und erst im Spätjahr in die „Metropole der Intelligenz“ einziehen. Die Reise sollte über Nürnberg und Erlangen gehen, und hier wollte ich Rückert besuchen, um in alter Weise mit ihm zu verkehren und das gestörte Verhältniß dadurch wiederherzustellen, daß ich es als ein ungestörtes behandelte.

---

## Wiederanknüpfung. Rückert in Berlin.

---

Im November 1840 trat ich meine Reise nach Berlin unter den günstigsten Vorzeichen an. Durch den mehrmonatlichen Aufenthalt in Immenstadt, bei meinem Rieser Landsmann, Dr. Brebifius, hatte ich meine volle Gesundheit wiedererlangt und alle Hypochondrie aus mir verbannt. Mit erneuter Kraft freute ich mich der eigenthümlich günstigen Folgen, welche die durch Schelling vermittelte Kronprinzliche Begabung für mich hatte. An ihr war nämlich die Ehre, welche mir dadurch zufiel, noch die Hauptsache. Zu meiner Verwunderung sah ich, daß viele meiner Bekannten ähnliche Gedanken hatten wie Friedrich Rückert. Man nahm an, daß diese Unterstützung nur der Beginn sei eines dauernden Verhältnisses der Gunst; man prophezeite mir eine „glänzende Laufbahn“; man sah mir nicht nur ungewöhnliches Glück in Aussicht gestellt, sondern auch ein höchst rühmliches, indem der liberale Prinz, der stille Gegner der jetzigen Regierung, die Hoffnung der kommenden Zeiten, seine Gewogenheit mir geschenkt habe.

Die Einwände, mit denen ich solchen Aeußerungen entgegentrat, fruchteten nichts; man wußte, was man wußte! Daß nun aber die Art, wie ich mich damals beachtet, ja gefeiert sah, einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hätte, könnte ich nicht behaupten.

Die Hauptfreude wurde bei alledem den Meinigen, insbesondere meinem Vater zutheil. Dieser hatte sie aber auch reichlich verdient! Denn man denkt sich wohl, daß hauptsächlich er es war, der mich zum Erwarten des schönen Zieles befähigt hatte.

Am 27. November fuhr ich von Nürnberg, wo ich mehrere Tage verweilt hatte, nach Erlangen. Das Wiedersehen Rückert's war viel unbefangener und froher, als man hätte denken sollen. Der Vergnügte besuchte den Vergnügten! Die Unterhandlungen des Dichters mit Berlin waren ihrem Abschluß nahe. Rückert sollte eine Stellung erhalten zu freier Thätigkeit, und man war nur noch nicht ganz über die Höhe des jährlichen Bezugs im Reinen. Hier vertraute aber der Sänger dem König; und der Ausgang hat gezeigt, daß er es mit gutem Fug that.

Ich konnte bald wahrnehmen, daß Rückert seine Uebersiedelung nach Berlin als gewiß ansah und auch seine literarischen Pläne schon darauf eingerichtet hatte. Er wollte in Berlin zur *Lyrik* die *Dramatik* fügen! — Wie man weiß, hatte auch ich auf diesem Felde schon Versuche gemacht. Ich trug mich seit Jahren insbesondere mit einem historischen Drama, worin die geschichtliche Wirklichkeit in

Poesie gewandelt sein sollte — im Gegensatz zu dem Verfahren Schiller's und Goethe's, welche mit den historischen Thatsachen zu subjectiv umgesprungen seien! Die Dornen in diesem dramatischen Unternehmen sah ich damals noch nicht, ich sprach daher mit Rückert sehr vertrauensvoll. Als er bemerkte, die deutsche Geschichte biete wenig gute Stoffe, entgegnete ich: „Für die bisherige Formung! Aber der Stoff muß eben construirt und nach der Idee — d. h. nach der Idee des Stoffes — gestaltet werden. Wenn man die Begebenheiten durchschaut und richtig zu fassen weiß, dann wird sich aus sehr vielen, die unsere deutsche Geschichte bietet, etwas machen lassen.“

Rückert, obwol er mit einem eigenen Bedenken lächelte, schien dergleichen doch nicht ungern zu hören; denn er mochte schon damals daran gedacht haben, nach brauchbaren dramatischen Stoffen in der preussischen Geschichte zu suchen! — Mir kam er ordentlich verjüngt vor. Sein Gesicht hatte mehr Rundung als früher, und die bräunliche Farbe trug den Glanz der Gesundheit. Nimmt man dazu die ungewöhnliche Größe seiner Gestalt, so wird man begreiflich finden, daß er auf mich wieder einen imponirenden Eindruck machte. Mein Tagebuch enthält das Wort: „Ein Titane!“

Wiederholt kam ich mit ihm zusammen, und einmal theilte ich sein Mittagessen.

Bei den dramatischen Interessen, von denen wir beide voll waren, unterhielten wir uns über die Großen auf

diesem Felde. Rückert hatte soeben die „Eugenie“ von Goethe gelesen. Er sagte: „Hier tritt uns der Mangel Goethe's besonders deutlich entgegen! In dieses Drama gehört durchaus ein böser Kerl. Ein Mensch, der mit Offenheit böse ist und in seiner Bosheit lebt und webt. Aber so einem ist Goethe aus dem Wege gegangen. Anstatt die Intrigue durch Leute vollführen zu lassen, die con amore — mit Frechheit selbstsüchtig sind, schildert er die ganze Bande mit vornehmer Milde, als ob sie nur einem unausweichlichen Fatum gehorchte. Shakspeare, der hat's verstanden! Der hat wirklich böse Menschen gezeichnet! Goethe hat aber dazu nicht das Zeug gehabt; und darum hat er auch wohl gethan, sich niemals an einen historisch-ethischen Stoff zu wagen!“

Wenn man bei solcher Gelegenheit Shakspeare allzu hoch stellen wollte, so erwachte in Rückert doch wieder die Zärtlichkeit zu Goethe. Im ganzen stellte er diesen dem englischen Poeten als einen Höhern entgegen! Er bewunderte Goethe wegen der mannichfaltigen poetischen Formen, die er erfunden oder wiedererfunden, während Shakspeare überkommene Stoffe nur in seine Dramenform zu bringen gewußt habe. Goethe habe sich die „Bildung aller Jahrhunderte“ angeeignet; davon könne bei Shakspeare keine Rede sein!

Im Laufe des Jahres war Karl Schimper nach Erlangen gekommen, um einen Verleger für seine Gedichte zu suchen; den er endlich auch in Ferdinand Enke fand. Er besuchte



Rüdert, und dieser sollte über das Manuscript sein Urtheil abgeben. Mehrere Gedichte erlangten nicht den Beifall des Erlanger Meisters, er schlug Aenderungen vor; Schimper war aber der geschworene Verteidiger dessen, was er gemacht hatte, und als er, nach dem Abschluß mit Enke, wieder nach München heimkehrte, beklagte er sich über Rüdert, der ihn habe nöthigen wollen, bei einer Reihe von Gedichten einer gefälligen äußern Form den Sinn zu opfern!

Auf diese Verhandlungen mit Schimper kam Rüdert mit mir wieder zu reden. Er sagte: „Ich habe mich seiner Gedichte mit Begeisterung angenommen, und es sind in der That herrliche Sachen darunter. Aber andere sind geschmacklos — Pöffen, Schnurrpfeifereien! Das hab' ich, mit der nöthigen Schonung, ihm zu verstehen gegeben; aber dem ist nicht beizukommen! Er ist ganz schussfest! Auf alles, was man ihm einwendet, hat er ein selbstgefällig spöttisches Rächeln, das einem die Lust benimmt, weiter zu reden. Er ist in Eitelkeit erstickt!“

Dieser starke Ausdruck trifft eine Eigenheit Schimper's, welche mit das Unglück seines Lebens geworden ist. In Bezug auf seine Person war er wohl der Selbstkritik fähig; er konnte auch über sich selber scherzen, und wenn er es that, war's gut. Aber die Arbeiten, die er einmal aus der Hand gegeben hatte, selber zu richten, war ihm ver sagt. Griff man sie an, so war er an Verteidigungsgründen unerschöpflich; und wenn man das einigemal

erprobt hatte, dann unterließ man es. — Damit sollen freilich Kritik und Publikum nicht entschuldigt sein, daß sie die Schimper'schen Gedichte ganz und gar übersehen haben. Eine große Zahl derselben ist vortrefflich, fein gedacht, schön empfunden und meisterhaft ausgeführt. Vielleicht sehe ich mich selber noch in den Stand gesetzt, eine Auswahl für die Liebhaber zu veranstalten, die mir's danken werden.

Einmal sprach ich mit Rückert über den Kronprinzen Maximilian und rühmte das höhere geistige Streben, die wahrhaft humane Gesinnung desselben. Der Dichter erwiderte: „Mein Freund Wangenheim, der mit ihm gesprochen hat, erzählte mir von ihm nur Gutes. Er fand es besonders schön, daß er, ohne seine Gesinnung zu verleugnen, doch über die Regierung seines Vaters mit Schonung sich ausdrückte, während ein älterer Prinz seinen Widerwillen in Kraftworten an den Tag legte. Ob übrigens der künftige König die Stärke haben wird, Bayern in eine andere Bahn zu lenken und darin zu erhalten, das müssen wir erst sehen!“

Bei dem Mittagessen war Rückert besonders heiter und liebenswürdig. Er schalt mit energischem Humor über die castrirte Schulausgabe der alten Classiker, die man damals in München veranstaltete. „Jeder meiner Söhne“, fügte er hinzu, „muß sich die Classiker neu anschaffen. Im Horaz haben sie sogar das Donec gratus eram tibi weggelassen! Es ist ein verwünschtes Pflaffenvolk!“ —

Als der Braten gegessen war, entfernte er sich, um sein gewohntes Mittagschlöpfchen zu halten; alsbald kam er aber wieder: er hatte es (höchst bemerkenswerthe Ehre!) dem Gaste geopfert! Dafür tändelte er nun mit seinem Töchterlein, einem lebhaften, lieben Geschöpf, in herzlichster Vaterfreude; er trug es Huckepack unter Scherzen und Lachen, und naschte förmlich an dem kleinen Ding. Seine Frau sagte lächelnd zu mir: „Das ist sein Nachtisch.“

Rückert war geboren, der Sängere der Familie zu werden! Er hat in seiner „Weisheit des Brahmanen“ den Vater getadelt, welcher „sich an seinen Kindern nichts zugute thue“. Er selber hat hier nichts versäumt, und seine Hauslieder beweisen uns, wie er das Familienglück in Poesie zu wandeln und den Schatz deutscher Lyrik damit wahrhaft zu bereichern gewußt hat.

Als ich am folgenden Tag Abschied zu nehmen kam, gab er mir Empfehlungskarten mit an die Professoren Wolff und Hofmann in Jena und an den Geheimenrath John in Berlin. Wir schieden als die besten Freunde, ich mit den Worten: „Auf Wiedersehen in Berlin!“

Rückert wurde nach Berlin durch ein königliches Handschreiben berufen, das ihm die Professur der orientalischen Sprachen und den Titel „Geheimerath“ zusagte. Im October 1841 rückte er in die Residenz ein, der er so wenig Erfreuliches abgewinnen sollte! Im Grunde ist Rückert in Berlin nur aufgetaucht, um, sobald es anging,

wieder unterzutauchen und in dem Gütchen Neuseß bei Koburg festes Land und sein irdisches Paradies zu finden. Soll die Schilderung meines in der preussischen Metropole fortgesetzten Umgangs mit ihm irgends Interesse und Reiz gewinnen, so muß es mir erlaubt sein, die misslungenen Versuche des Poeten, sich in einen Berliner Geheimrath zu verwandeln, nach der Wahrheit zu berichten und den „Humor davon“ an den Tag treten zu lassen.

Rückert erschien mit den besten Vorsätzen, dem Vertrauen des Königs Friedrich Wilhelm IV. zu entsprechen. Er wollte an der Universität nicht nur orientalische Sprachen dociren, sondern durch populär gehaltene Vorträge über Literatur und Cultur des Orients ein größeres Auditorium fesseln. Er wollte sich der Bühnendichtung widmen und zur Hebung des Theaters in jeder Hinsicht behülflich sein. Nicht umsonst wollte er endlich einen Gehalt von 3000 Thalern jährlich beziehen: er wollte ein Haus machen und ein Mittelpunkt geistreicher Geselligkeit werden. In der That ließ er es nicht an Energie fehlen und trat seinen liebsten Angewöhnungen, sofern sie diesen seinen Plänen sich widersetzen wollten, tapfer entgegen. Jeden Dienstag in der Woche konnte man sich Abends bei ihm einfinden und theetrinkend unterhalten. Er entsagte für diese Zeit seinem geliebten braunen Flausrock, worin er mir immer so ehrwürdig erschienen war, und empfing seine Gäste im Frack, obwohl dieser ihn bei seiner langen Gestalt nichts weniger als hübsch kleidete. Rückert hat den Frack nie zu

tragen verstanden; an ihm machte dieses Garberobesüß in der That einen komischen Eindruck. Von demselben behängt, war er auch gar nicht mehr der Alte; sein Humor verließ ihn, und anstatt über Menschen und Dinge sich frisch auszulassen, wie er es sonst gepflogen, schwieg er jetzt meistentheils und ließ andere reden. Aus diesem Grund suchte ich ihn lieber an Tagen auf, wo ich sicher war, ihn im Flausrock anzutreffen; da fand ich meine Rechnung!

Was helfen alle guten Vorsätze, wenn sie gegen unsere innerste Natur gerichtet sind! Vergebens kämpft man gegen die Forderungen dieser Urmacht! Wenn man nun auch noch findet, daß die Dienstleistungen, die man sich abringt, gar nicht einmal gewürdigt werden — daß diejenigen, denen sie Vortheil bringen sollen, nicht nur nicht darüber erfreut, sondern kritisch und bedenklich sind —, dann gibt man den ungleichen Kampf auf und kehrt wieder zu seinen geliebten Neigungen zurück.

Rückert fand bald in allen Sphären, denen seine Anstrengungen zugute kommen sollten, eine Rauheit, die ihn nicht erimuthigen konnte, oder ein Widerstreben, das ihn abschrecken mußte.

Was die Dramatik und die Bühne betrifft, so war er mit den besten Hoffnungen nach Berlin gekommen. Nicht nur trug er sich schon mit den Entwürfen, die er nach und nach wirklich ausgeführt hat, sondern er wollte auch eine Reihe historisch realistischer Dramen aus der Brandenburger Geschichte herausarbeiten, und studirte zu diesem

Ende mit besonderm Fleiß die Raupach'schen „**Schens-  
stausen**“, die er gegen mich, im großen und ganzen, so  
entschieden rühmte, daß ich gleichfalls ein paar Wochen  
daran wandte, sie genau durchzugehen. Die Ermunterung  
des Dramatikers von Seiten des Theaters blieb jedoch  
aus! Schon ziemlich bald sagte er zu mir: „In dieser  
Beziehung wird hier nicht viel zu machen sein! Die Schau-  
spieler dominiren! Tied will nichts thun! Und auch kein  
König ist nichts auszurichten. Ich habe neulich zu ihm  
gegen Oper und Ballet gesprochen und auf das Unstittliche  
hingewiesen, das sich hier breit mache; er hat mir er-  
widert: das Volk bezahle das Theater, also müsse auch  
gespielt werden, was es verlange!“

Von der Aufführung seiner eigenen Theaterdichtungen  
konnte begreiflicherweise keine Rede sein. Den „**König  
Arfat**“ hatte er Tied mitgetheilt, damit er das Drama  
lese und unter Umständen zur Darstellung begutachte. Tied  
behielt das Manuscript und sprach mit dem Autor lange  
nicht davon. Als dieser ihn endlich um sein Urtheil an-  
ging, versetzte der Dramaturg: er habe es leider noch gar  
nicht gelesen, es sei in seinem Hause — verlegt worden!

Rückert hatte bald vom Theater keinen andern Vortheil  
mehr, als den des freien Eintritts. Da er sich aber kein  
Kochhausgehen zu erkälten pflegte, so verzichtete er auch  
auf diesen, und an eine Einwirkung auf das Institut war  
nicht mehr zu denken.

Da vor Universität sollte er ähnliche Erfahrungen

machen. Rückert war kein Mann des Ratheders; ihm fehlte zum freien Vortrag die Neigung, das eigenthümliche Talent und — das feste Nervensystem. Zu seiner ersten Vorlesung, in einem sehr vollen Hörsaal, kam er mit einer Befangenheit, daß seine Freunde in großer Sorge waren, er möchte sie gar nicht zu Ende führen. Beim Sprechen hatte er eine eigene Manier, an sich herunterzusehen, so daß ein boshafter Berliner sagte, er rede in seine Westentaschen hinein! Allmählich thaut er aber doch auf und sprach von Herzen, ja mit Begeisterung. Bei seinen Freunden machte er damit alles wieder gut; er selbst war aber von dem ganzen Vortrag nur sehr wenig erbaut. Als ich ihn besuchte, sagte er mir: „Ich hab' am Dociren kein Vergnügen! Im Gespräch wollte ich meine Weisheit mittheilen, und auch einen Aufsatz könnte ich schreiben. Vom Ratheder zu reden ist nicht meine Sache.“

Der Dichter und Gelehrte hat den Versuch, einem größern Auditorium die Cultur des Orients anschaulich zu machen, bald aufgegeben und sich darauf beschränkt, einzelnen Studenten im Arabischen oder Persischen Unterricht zu erteilen.

Der Gedanke, die Berliner Geselligkeit fördern zu helfen, sollte noch weniger zur Ausführung gelangen. Des leichteren Tones, auf den es hier vor allem ankam, zeigte sich unser Poet ganz und gar unfähig. Er war eine viel zu innerliche Natur, als daß er sich über Themata, wie sie der Tag bringt, mit Behagen hätte verbreiten mögen und können.

Ihn interessirte das alles nicht; darum ging er auch in Gesellschaften still in sein Inneres zurück und überließ das leichte Plaudern denen, welche sich darin gefielen.

Im ersten Winter sagte er zu mir, nicht ohne eine gewisse Selbstverspottung: „Das Bekanntschaftmachen hab' ich auf den nächsten Winter verschoben!“ — Was dabei herauskommen würde, konnte man sich denken.

Von Seiten des Hofes gab man sich eine Zeit lang Mühe, den Bären zu ledern. Friedrich Wilhelm IV. nahm ihn mit aller Liebenswürdigkeit auf, die ihm so sehr zu Gebote stand, und lud ihn wiederholt zur königlichen Mittag- und Abendtafel. Der Dichter konnte hier aber seine Talente nicht verwerthen, und nebenbei bemerkte er, daß die Hofleute auf ihn mit einem Lächeln sahen, das ihm kein Vertrauen einflößen konnte. Auf dem Ordensfest erschien er gegen die Etikette mit schwarzer Halsbinde. Der Hofbeamte ging auf ihn zu und sagte mit aller Anmuth: „Eigentlich, Herr Geheimerath, ist das gegen die Regel; aber bei einem Friedrich Rückert kann man darüber hinwegsehen!“ Dieser Lehre folgte bald eine andere von einem Collegen. Unser Poet und der Geheimerath Steffens wollten einmal miteinander zu Hofe fahren. Sobald sie im Wagen saßen, zog Rückert eine Cigarre heraus, um sie in Brand zu stecken. Der Naturphilosoph und alte Hofmann stieß einen Schrei aus und protestirte heftig gegen die Einräucherung der Fräule, worauf jener die geliebte Cigarre mit bedauerndem Lächeln wieder einsteckte.



„Zwang — überall Zwang“, mochte der Poet sich sagen.  
 „Und wofür?“

Sogar mit Kunst- und Fachgenossen hatte Müdert in geselliger Beziehung kein Glück. Wie günstig er über Raupach's „Hohenstaufen“ dachte, haben wir gesehen. Er überzeugte sich, daß die Berliner Aesthetiker und Kritiker hierin mit ihm nicht einerlei Meinung seien, und glaubte nun dem Dramatiker etwas recht Erfreuliches anzuthun, wenn er ihm gelegentlich sagte: der Dichter der Hohenstaufen sei in Berlin verkannt! Er habe diese Dramen auch gelesen und gefunden, daß sie viel besser seien, als man es hier Wort haben wolle! — Raupach war von dieser Art Anerkennung durchaus nicht erbaut und rächte sich durch satirische Bemerkungen über das Äußere des Dichters.

In Berlin existirte damals ein literarischer Verein, die „Mittwochsgesellschaft“, welche sich Montags zu versammeln pflegte. Eines Abends erschienen hier Schelling und Müdert als Gäste; der Philosoph im Frack, der Poet im braunen Flausrock. August Kopisch hatte es übernommen, den Toast auf Müdert auszubringen, und deshalb schon im Laufe des Nachmittags den Professor Bachmann gefragt, ob er nicht Müdert's sämtliche Werke gelesen habe und ihm etwas darüber sagen könne. Bachmann, auf diese launig gestellte Frage, antwortete: „Wer kann Müdert's sämtliche Werke gelesen haben!“ Der gereimte Toast des Noah-Sängers fiel trotzdem recht gut aus und

machte die beste Wirkung. Ein anderer Dichter — eben der, welcher Rückert eingeführt hatte! — wollte das Verdienst seines Freundes Kopisch dadurch noch größer erscheinen lassen, daß er dem Gast mittheilte, was Kopisch Nachmittags noch Bachmann gefragt und zur Antwort erhalten hatte. Auf diese ungemeine Naivetät hin lachte Rückert zuerst und sagte: „Ich glaub', ich kenne meine sämmtlichen Werke selber nicht.“ Dann fand er die Sache aber doch zu stark, wandte dem Anekdotenerzähler den Rücken zu und unterhielt sich den ganzen Abend mit seinem andern Tischnachbar.

Friedrich Rückert fand sich nicht in die Berliner Gesellschaft, — diese zeigte ihm nicht ihre schönere Seite, er machte sich daher von ihr unrichtige Vorstellungen. Er lernte die Berliner und die Berlinerinnen in Wahrheit nicht kennen, darum verkannte er sie. Zu seiner Frau sagte er einmal, für die Berlinerinnen könnte er keine Lieber dichten! Allein er hat sie gleichwol für dieselben gedichtet; denn ich glaube kaum, daß Rückert in einer andern Stadt mehr gelesen worden ist und wird, als eben in Berlin. Davon schien er aber nichts zu vernehmen; er hielt sich an die Mißerfahrungen, die er persönlich machte, und rächte sich an ganz Berlin, indem er von Neuseß aus die bekannnten satirischen Reime dagegen schleuderte.

Rückert fand nicht für gut, später seine Familie von dem Landstüß wieder nach Berlin zu bringen. Der Plan,

hier ein Haus zu machen, war ganz aufgegeben. Er lebte in der Residenz noch einige Wintersemester ein Junggesellenleben, um seinen Pflichten als Professor zu genügen; endlich nahm er seine Pension und zog sich ganz nach Neuseß zurück.

Daß ich unter diesen Verhältnissen von 1842 ab minder häufig mit ihm zusammentam, begreift sich. Den dramatischen Versuchen, die Rückert machte, konnte ich nicht einen Antheil zuwenden, wie seinen lyrischen und lehrenbenen Dichtungen; er mußte sich das selber gesagt haben, denn er theilte sie mir gar nicht mehr mit. Für mich hatte der philosophische Kampf, den Schelling's Auftreten in Berlin hervorgerufen, ein ungleich größeres Interesse; und alle Zeit, welche mir Philosophie und Geselligkeit übrigließen, mußte ich auf die Arbeit über Goethe wenden, welche ich dem Kronprinzen Maximilian verheißen hatte. In meinem Herzen blieb ich dem Dichter treu. Meine Ansichten über die eigenthümlichen Vorzüge seiner Lyrik und Didaktik änderten sich in keiner Weise. Ich trug mich sogar mit dem Gedanken, aus seinen sämtlichen Werken eine Auswahl des Besten und Besten zu veranstalten und dadurch seine Dichtungen einem größern Publikum erst erschließen zu helfen! Zunächst gingen wir aber verschiedene Wege, die uns äußerlich auseinanderführen mußten.

Im Jahre 1842 hatte ich ihn noch für eine Angelegenheit zu interessiren gesucht, die mir sehr am Herzen lag. Auf meiner Herreise nach Berlin verweilte ich über eine

Woche in Weimar, fand bei den dortigen Verehrern Goethe's die freundlichste Aufnahme und lernte durch wiederholte genaue Anschauung das Goethe'sche Wohnhaus mit seinen Kunstschätzen und poetischen Reliquien kennen. Der Wunsch entstand in mir, daß dieses Haus Eigenthum der deutschen Nation werden möchte. In Berlin schrieb ich die Gedanken nieder, welche für die Erwerbung desselben durch den Deutschen Bund sprachen, und theilte den Aufsatz Müdert mit. Dieser billigte ihn und verbieth mir, beim König für den Plan wirken zu wollen. Nach einer Zeit gab er mir die aufgesetzten Punkte wieder zurück, indem er nicht ohne einen Ausbruch des Verdrusses erklärte: er sei nur auf Bedenken und Zweifel gestoßen, ich möge mich nach einer bessern Protection umsehen! Diesen Rath befolgte ich, und es gelang mir endlich, durch August Kopisch und Herrn von Olfers die Sache zur Kenntnißnahme des Königs zu bringen. Eben in jener Zeit sollte Herr von Radowiz eine Rundreise bei den deutschen Höfen machen; ihm wurde aufgetragen, die Regierungen für das Project zu gewinnen. In der That glückte dies, und die Sache gebieh so weit, daß in Weimar Sachverständige aufgestellt wurden, um das Grundstück mit allem, was es enthielt, zu schätzen. Das Unternehmen scheiterte aber an dem Widerwillen der Erben Goethe's, das Haus für die in Aussicht gestellte Summe abzugeben. Der Freund und Verehrer Goethe's, Kanzler von Müller in Weimar, mit welchem ich in dieser Angelegenheit correspondirt hatte, war

für die Idee sehr eingenommen, und daß sie nicht zur Ausführung kommen sollte, erfüllte ihn mit tiefer Betrübniß.

Meine „Erinnerungen an Friedrich Rückert“ nähern sich ihrem Ende. Es bleibt mir nur der Umstand noch zu erwähnen übrig, der mich bewog, mit dem Einsiedler in Neuseß auch nicht mehr Briefe zu wechseln, und mich nur noch an die Werke des Dichters zu halten.

Vorher muß ich indes über mich selber bemerken, daß die vierziger Jahre für mich viel mehr eine Zeit der Entwürfe, als der Ausführungen wurden. Die Schrift über Goethe legte ich so umfassend an, daß die Unterstützung von Seiten des Kronprinzen Maximilian mir eben zur Anlage reichte. Nach der Verfertigung dieser Quelle konnte aber von der Ausführung um so weniger die Rede sein, als meiner Feder die Aufgabe gestellt war, durch Journalarbeiten meine Existenz in Berlin zu ermöglichen. Ich schickte mich in die Zeit und arbeitete so viel als es meine Kräfte gestatteten. Endlich konnte ich meine Dramen „Franz von Sickingen“ und „Agnes Bernauerin“ vollenden, und an die letztere Dichtung knüpfte sich eine bessere Wendung meines Geschicks. Die Liebestragödie wurde nach und nach fast auf allen deutschen Bühnen gegeben, und in München konnte ich dem König Maximilian II. für die ehemalige Unterstützung durch eine gelungene Aufführung derselben danken. Ich hatte nicht versäumt, die beiden dramatischen Versuche auch an Friedrich Rückert nach Neuseß zu schicken. Die Antwort, die ich erhielt, war alles eher, als freundlich.

Der Dichter schrieb mir, er könne nicht begreifen, daß man „Franz von Sickingen“ (wie ich ihm gemeldet!) in Berlin wegen seines Inhalts nicht aufführen wolle; seiner Ansicht nach sei darin gar nichts übertrieben Freisinniges und Aufständiges; aber freilich, von Poesie habe er auch nicht sonderlich viel bemerken können! Was die „Agnes Bernauerin“ betreffe, so sei ihm dieses Thema von jeher verhaßt gewesen. — Das war alles! Er fügte nur noch bei: „Sie sehen, daß das Alter mich grämlich gemacht hat.“

Das sah ich nun allerdings! Empfindlichkeit spürte ich nicht, denn solche Erfahrungen regen vielmehr meinen Humor an; ebenso wenig konnte ich mich aber der Wahrnehmung verschließen, daß der Eremit weitere Einsendungen von meiner Seite nicht willkommen heißen würde; ich beschloß daher, sie zu unterlassen.

Rückert, indem er sich von Berlin nach Neufesß zurückzog, erreichte seine wahre Bestimmung. Er hatte sich nicht mehr mit Aufgaben zu quälen, denen er kein Herz entgegenbringen konnte; er lebte als Patriarch, geehrt und frei, mit dem für ihn unschätzbaren Glück, Winters im Haukestr. und Sommers in der „lächlichen Gärtnerjad“ seinen Grund und Boden begehen zu können. Er lebte der innern Welt und konnte sich die Freuden der poetischen Production verschaffen, wann er wollte. Dadurch beschenkte er auch die äußere Welt nur um so reicher. Eben indem er sich dem Dienste derselben entzog, leistete er ihr den größten Dienst und verdiente sich von ihr den reichsten Dank.

Eine Gesamtbetrachtung der Rückert'schen Poesie steht immer noch unter meinen literarischen Entwürfen; denn persönliche Differenzen können auf meine begründeten ästhetischen Urtheile keinen Einfluß üben. Ich darf mir sagen, daß ich zu den ersten gehörte, welche den Reichthum und die Tiefe dieser Poesie dem deutschen Volk an's Herz zu legen suchten. Die „Poetischen Richtungen“ sind nicht ohne Wirkung geblieben. Der Ernst, welcher aus diesem Buche spricht, hat Lesern und Kritikern Achtung eingeflößt. Zeugen dessen sind die ausführlichen Beurtheilungen, welche Friedrich von Sallet und Feuchtersleben der Schrift gewidmet haben, und die man der Aufnahme in die sämmtlichen Werke dieser Autoren werth geachtet hat. Der ästhetisch-sittliche Standpunkt, den ich einnahm und von welchem aus ich die verschiedenen Dichtungen würdigte, fand die ernste Zustimmung der beiden Kritiker, und mir wurde nur vorgehalten, daß ich Friedrich Rückert vergleichungsweise zu hoch stelle!

Ich kann dies jetzt nicht einmal zugeben, wenn ich in meinen damaligen Beurtheilungen und Charakteristiken auch den Tadel zurückhielt: daß unter den vielen, vielen Gedichten, welche mir vorlagen, auch eine entsprechende Zahl von schwachen und inhaltslosen sich befinde! Rückert, damals in einem Alter von nahezu fünfzig Jahren, war gleichwol eben erst im Begriff, dem deutschen Publikum eingänglich zu werden; ich glaubte unter diesen Umständen den Accent nicht auf einen Mangel, sondern auf die Tugend

seiner Poesie legen zu müssen. Um so mehr, als dieser Mangel jedem von selbst in die Augen springt! Wer unaufhörlich Verse producirt, der kann nicht lauter vortreffliche liefern; ist aber dieses unaufhörliche Produciren der Grund eines Reichthums, womit er alle seine Concurrenten aus dem Felde schlägt, so werden wir es ihm gönnen und es trotz allem und allem an ihm loben müssen. Daß er „nicht enden kann, das macht ihn groß“! Seine gesammelten Dichtungen haben infolge davon das Gute, daß man niemals mit ihnen fertig wird und für den neuen Appetit sich immer wieder neue Speise vorfindet. Da nun diese Speise im besten Sinne des Wortes nährend ist, so können wir uns zu der Ueberfülle derselben nur Glück wünschen.

Das größte Verdienst Rückert's ist und bleibt, daß er als Dichter zugleich der Lehrer echter Sittlichkeit und Religiosität geworden ist. Er, der religiös Freisinnige, der entschiedene Gegner einer starren Orthodoxie, weist in seinem „Brahmanen“ auf Gott und göttliche Dinge hin und schätzt Ewiges und Zeitliches gegeneinander ab, wie es kein Poet vor ihm zu thun vermocht hat. In dieser Beziehung ist Rückert über seine classischen Vorgänger hinausgegangen und hat der deutschen Dichtung ein Feld gewonnen, dessen Früchte eben der Gegenwart überaus nöthig und heilsam erscheinen. Ehren wir sein Andenken, indem wir von seinen edelsten Gaben den besten Gebrauch machen!





# Erinnerungen des Herausgebers

an

Melchior Meyr.



1862—1864.

---

Am 14. September 1862 schrieb ich in mein Tagebuch: „Nachdem ich mir den Roman «Bier Deutsche» von Melchior Meyr verschafft und ihn mit großem Interesse gelesen hatte, besuchte ich den Verfasser und ließ mir «Gott und sein Reich» von ihm leihen. Heute bin ich mit der ersten Lesung dieses merkwürdigen Buches fertig geworden.“ Am 30. September heißt es weiter: „Soeben bin ich mit der zweiten Lesung von Melchior Meyr's «Gott und sein Reich» fertig geworden, welches den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal durchzudenken unternimmt. Große Befriedigung.“

Mein erster Besuch hatte Meyr in einem mehr als bescheidenen Platerstübchen in der Ottostraße getroffen. Sein Empfang war würdig und herzlich. Ich theilte ihm mit, daß insbesondere das philosophische Gespräch in den „Bier Deutschen“ mich tief sympathisch berührt habe. So ergab es sich von selbst, daß „Gott und sein Reich“ von mir gelesen und dem Verfasser meine wärmste Anerkennung

ausgesprochen wurde. Warum der Philosoph bei mir einen empfänglichen Boden fand, mag aus nachfolgenden, vor der Bekanntschaft mit Mehr geschriebenen Stellen meines Tagebuchs erhellen, welchen von Mehr's Bleistift die Ehre zutheil wurde, als bemerkenswerth angestrichen zu werden:

„Die höchste Gewalt über die irdischen Dinge erlangt man nur im Glauben an die Uebereinstimmung unseres Zweckes mit den göttlichen Absichten; nur jene Religion ist wahre wirkende Kraft, welche das Zeitliche und das Ewige zugleich erfasst. Weder der begeisterte Kampf hienieden, noch die Hoffnung auf seligen Frieden jenseit des Grabes darf ihr fehlen. Dann nur ist sie eine Flamme, welche jede Art des Muthes ersetzt und übertrifft. An ihrer Glut härtet sich die Schwäche.“

„Wer mit der Gottheit über die Versuchungen und Nothheiten des Lebens rechtet, ist ein Weichling; die Sinnlichkeit, über welche er jammert, beherrscht sein Urtheil. Er hat den Wink der Natur nicht verstanden, welche in ihre Triebe einen Keim der Veredlung gelegt hat, zu dessen Entwicklung die Feuersnoth der Prüfung unentbehrlich ist. Nur auf der festen Grundlage eines gesunden Gefühles kann fruchtbares Denken gedeihen; auf dem Sumpfe der Weichlichkeit wächst das Zerrbild des Denkens, die Grillelei.“

„Es ist unentbehrlich, daß für die höchsten Güter kein Bestand, kein Zusammenhang des Lebens über den Abgrund des Todes stattfindet.“

„Der im Geist und in der Wahrheit wiedergeborene Mensch darf sich durch irgendwelche Erinnerung nicht lähmen lassen. — Hüte dich, dich zu beschmutzen; aber betrachte den Rückstand von Schmutz und Seife nicht selbstquälerisch, sondern schütte ihn weg! Wie quält sich unsere Kleinliche Zeit, von den großen Wohlthätern der Menschheit solche widrige Ablagerungen auszuspielen!“

„Schönheit der Vorstellungen ist mit Wahrheit des Geistes und mit sittlicher Güte auf's innigste verwandt.“

Ich könnte noch eine lange Reihe solcher Tagebuchgedanken hersetzen, welche beweisen würden, daß das, was in meinem Geiste arbeitete, gerade nach jener Lösung drängte, welche Melchior Mehr dem Leser anbot. Ich fand darin übrigens nicht nur Nahrung für den denkenden Geist, sondern auch Stählung der sittlichen Widerstandskraft gegen die Unbilben der Welt. Viele der Mehr'schen Gedichte habe ich wie Stahlpillen meinem Tagebuch einverleibt.

Unser Umgang hatte sich indeß regelmäßig gestaltet. Er liebte es nicht, in seiner Arbeit gestört zu werden, und ich mußte mich daher begnügen, ihn Sonntags von 12 bis 1 Uhr zu besuchen und Mittwoch Nachmittags in einem Kaffeehause zu treffen, worauf in der Regel ein gemeinschaftlicher Spaziergang folgte. Dagegen durfte ich seine Manuscripte lesen, und er verschmähte es nicht, meine Bemerkungen vor dem Druck zu berücksichtigen. Aus manchen Stellen seines Tagebuchs ersehe ich, daß meine rege Theil-

nahme dem geistig Vereinsamten Wohlthat, und ich dagegen genoß das anregende Glück, tief in die Werkstätte seiner Gedanken und in die Genesis seiner poetischen Schöpfungen hineinzublicken. Beglückender noch war die in seinem Umgange gemachte Erfahrung, daß der Mann Melchior Meyr sich mit dem Schriftsteller an Adel und sittlicher Güte vollständig deckte. Wenn ich daher in mein Tagebuch schrieb: „Es ist doch herrlich, wenn man seinen Philosophen und Dichter fix und fertig vorgefunden“, so galt das sowohl dem Menschen wie seinen Werken. Es entstand ein Freundschaftsband zwischen uns, soweit es bei so sehr getrennten Lebenssphären irgend möglich war, und dieser Seelenbund hat Krieg und Tod überdauert. Während ich „Die Deutsche“, „Emilie“, „Gott und sein Reich“ mehreremal durchstudirte, Stellen daraus niederschrieb und ihren Inhalt in Briefen verarbeitete, brachte das lebendige Gespräch mit dem Verfasser mir die schönsten Anregungen und auch ihm mitunter Reize zu neuen Schöpfungen. Einige solche Gespräche mögen hier ihre Stätte finden.

Meyr sagte eines Tages, daß die Weltregierung (also auch die Vorsehung) mit einem bloß einfachen Gott undenkbar sei, daß dagegen unter Annahme eines organisirten Gottes sich alle Zweifel an der allgegenwärtigen Wirkung Gottes lösen. Dem höchsten Herrn stehen die ihm nächstverwandten göttlichen Drei, diesen die Myriaden bewährter Geistwesen als Organe zu Gebote, um von innen heraus auf das Innere der niedern Organismen einzuwirken. So

mag wol jeder Mensch seinen Genius haben, durch welchen er mit den geistigen höhern Wesen und mit dem höchsten Herrn in Rapport steht. Diese Einwirkung durch und auf das Innere ist als so mächtig zu denken, daß der Spielraum des Zufalls wesentlich eingeschränkt wird. Der Causalzusammenhang des äußerlich Erscheinenden wird dadurch nicht unterbrochen, ebenso wenig als die Freiheit des Einzelwillens; dennoch hat die Vorsehung Mittel genug, den Weltlauf und das Schicksal der Einzelnen nicht aus der Hand zu lassen.

Ein anderes mal führte er aus, wie jener Lichtseite der Dinge eine furchtbare Nachtseite entspreche. Den drei persönlich gewordenen göttlichen Potenzen steht die ebenfalls zu eigenem Leben von Gott emanirte Negation gegenüber, welche, durch eigene Schuld böse geworden, ebenfalls Myriaden von ihr verführter Geistwesen zu Dienern hat. Durch diese wirkt er, der abgefallene Nächstverwandte Gottes, gleichfalls mit ungeheurer Macht auf Natur, Geschichte und auf das Innere des Menschen. Unser Selbstbestimmungsvermögen wird auch vom bösen Genius sollicitirt; mit welcher Macht, ist jedem bekannt genug.

Der Vorwurf des Polytheismus machte Mehr wenig zu schaffen. Möchte man immerhin aus dem Einen Herrn der ewigen Natur drei oder vier göttliche Personen entstehen sehen und sie als Untergötter bezeichnen — möchte man weiter die Kluft zwischen ihnen und uns mit unzähligen Halbgöttern ausfüllen und selbst bis in die Naturgebilde



hinab wirkende Genien einführen — diese herrliche Götterwelt war ja nichts als der lebendige Organismus, zu welchem der Eine Gott sich selbst erweiterte. Ebenso wenig störte Mehr der Einwand des Dualismus. Denn so mächtig auch der Böse ist, so entsetzlich und leidvoll der Kampf mit ihm, der endliche Sieg ist Gott gewiß. Der Böse ist dennoch nur das Werkzeug, durch welches die Kinder Gottes das höchste Gut — die freie Selbstbestimmung — gewinnen. Gott sieht in ungetrübter Hoheit auf das tragische Schauspiel herab, an dessen Ende alle Abgefallenen und endlich auch der abtrünnige Gottessohn selbst in die heilige Gemeinschaft zurückkehren. Als ein Abglanz dieser göttlichen Heiterkeit mag die Milde gelten, mit welcher in den Dichtungen Mehr's die Repräsentanten des bösen Princip's schließlich behandelt werden.

„Ich hatte gestern“, schrieb ich im Februar 1864, „mit Melchior Mehr sehr merkwürdige Zwiegespräche über den Unterschied mathematischer und philosophischer Wahrheit, empirischer und religiöser Erkenntniß, deren letztere nur durch Selbstbeobachtung des Geistes — durch Denken — erhärtet werden können, während erstere durch das sinnliche Mittel der Anschauung die scheinbare Gewißheit vor jenen voraushaben. Wir sprachen ferner davon, daß die gegenwärtige höchst verkehrte Welt unmöglich so, wie sie ist, von Gott geschaffen sein könne; daß nothwendig ein Abfall müsse stattgefunden haben, infolge dessen die Gemeinheit, das Böse und das Uebel in die Schöpfung ge-

kommen; daß die ganze Creatur, Thier und Mensch, an diesen Folgen leide und Gott solches in der Zeit geschehen lasse, damit das Geschöpf sich auf dem Leidenswege zu Ihm emporringe. Wir kamen dann auf die bekannte Frage, was früher dagewesen sei, die Henne oder das Ei, und entschieden uns für das letztere, weil der Weg der Entwicklung allein der göttliche sei; aber woher das Ei? Aus einer niedrigeren Zelle unter Mitwirkung der göttlichen Mächte. Woher der Mensch? Aus der damals edelsten Thiergattung unter eben dieser Mitwirkung. Ich drückte Zweifel aus über den Einen vorweltlichen Menschen, aus dessen Abfall diese schlechte Welt resultire, wie Meyer in «Gott und sein Reich» sich die Sache denkt. Er gab zu, daß dies der schwächste Punkt seiner Genesis sei\*), aber das Elend dieser Welt müsse eine Erklärung finden. Welche Verderbniß, welche Greuel in Natur und Geschichte! Wie mühsam gewinnen die göttlichen Mächte dem Uebergewichte der Materie und des Bösen in immer sich wiederholenden Krisen allmählich etwas ab! Wie kläglich ist der Zustand der Thiere! Wie qualvoll unbefriedigend ist der Anblick der Menschheit, nicht nur der Verbrechen und Verbrecher, nicht nur der stumpfen und gedankenlosen Menge, sondern auch der edelsten Menschen, welche sich mit aller Anstrengung am Geiste nähren! Und doch sind alle Leiden

---

\*) Er wiederholte dies in seinem „Letzten Willen“ mit dem Versuche einer bessern Lösung.

der Zeitlichkeit und deren grenselvoller Anblick zu ertragen, wenn man die Gewißheit hat, daß in der Ewigkeit alles in seiner Integrität wiederhergestellt wird. — Wir gingen über die Maximiliansbrücke durch Haidhausen in die Au; das Gespräch glitt über auf das Feld der poetischen Erzählungen, Mehr's mit der Philosophie collaterale Beschäftigung. Ich befragte ihn über den Unterschied von Wirklichkeit und Wahrheit. «Wirklichkeit», antwortete er, «ist zunächst, was sie ist; Wahrheit ist erkannte, in Beziehung auf Ursprung, Verlauf und Ziel erkannte Wirklichkeit. Die Kunst gibt Wirklichkeit und doch nicht bloße Wirklichkeit; sie läßt das Zufällige weg, hebt das Wesentliche heraus, fixirt die Schönheit des Wirklichen, verklärt es am Ideal, macht es durchsichtig, beherrscht es.» Der Raum verbietet mir, den ganzen Reichthum des Gespräches wiederzugeben.

„Sich in die Gefühle Gottes versenken“, sagte Mehr bei einem andern Zwiegespräche, „wie wunderbar und wie erdrückend! Sich in Gottes Freuden, Gottes Leiden hinein-denken! Gottes Leben fühlen und nachempfinden! Und doch muß man, kann man es. Es ist nur eine Art von Regeneration des gegenwärtigen zerfahrenen Zustandes der Menschheit möglich, die religiöse. Aus dem Innersten heraus muß eine herrschende Kraft alle übrigen Kräfte zu ihren Organen machen; nur diese Einheit ist von Erfolg. Im Grunde genommen waren es immer Religionsbildungen, welche eine neue Aera im Leben der Menschheit markirten;

die Bewegungen der Intelligenz waren immer nur ihre Vorläufer. Die Religion erfafst den ganzen Menschen, und wie muß ihn die Vorstellung eines Gottes erfassen, welcher Geist und Gemüth und Natur in absoluter Weise ist!“ Wir sprachen von frommen Romanen; daraus entstand mir nachfolgende Reflexion: Alle frommen Romane glauben das Heil nur in der blinden Unterwerfung unter die orthodoxe Symbolik zu finden. Sie wollen uns zum Cultus des Sohnes zurückführen und halten den Cultus des Geistes, auf welchen Er selbst uns hingewiesen, für gefährlich und frevelhaft. Das Publikum, soweit das Bedürfniß es nach jener Richtung lockt, findet es sehr bequem, so ohne geistige Anstrengung vergnügt und befriedigt zu werden, gerade wie die frivolen Leser ihrerseits unterhalten und gefügelt sein wollen. An Mehr gehen beide Theile theilnahmslos vorüber, die einen, weil die freie Wahrheit sie abstößt, die andern, weil sie keine Schönheit anerkennen als die sinnreizende. Mit letztern rechten wir nicht; aber die andern sollten bedenken, daß der Cultus des Geistes ebenso echter Gottesdienst als der Cultus des Sohnes ist. Ohne höchste Anstrengung des Denkens ist der Geist, der Geist Gottes, nicht zu erkennen. Nur die treuen Diener des Geistes können das Christenthum in Wahrheit verjüngen; die wohlgemeinten Bestrebungen, es im alten Stil zu regeneriren, leiden an Künstlichkeit und Lebenslosigkeit. Das Reich des Geistes ist angebrochen, nicht um das Reich des Gemüthes aufzuheben, sondern um es in die höhere

Potenz zu erheben. Es ist wunderbar, sagt Melchior Meye, wie der Glaube zu allen Zeiten und in allen Schichten eine Form gefunden, welche — dem geistigen Vermögen entsprechend — das kostbare Kleinod bergend umhüllte. Der erleuchtete Mensch muß alle diese Formen mit Gerechtigkeit beurtheilen, ohne dabei zu vergessen, daß für ihn der Weg zu Gott nothwendig durch die Wissenschaft führe. Wer in der Wissenschaft zu Hause ist, weiß überdies, daß auch der erleuchtetste Standpunkt nur ein relativer sei. Wir stehen erst an der Schwelle der Wissenschaft und dürfen uns nicht verwundern, wenn unsere Erklärungen nicht überall zulänglich sind. Wir haben nur den glücklichen Fortschritt zu der Erkenntniß gemacht, daß Philosophie und Empirie keine Gegner, sondern zusammenwirkend nöthig sind zur Erleuchtung. Zu philosophiren ist ebenso absolut nothwendig, als im Glauben festzustehen.

Im Frühling 1864 finde ich Excerpte aus „Ewige Liebe“, dem „Grobian“ und der „Religion des Geistes“, den betreffenden Manuscripten entnommen. Sie regten mich zu folgendem Dithyrambus an: Ich habe endlich durch meinen erleuchteten Freund gelernt, die ganze Mannichfaltigkeit der Erscheinungen auf den Einen Gott zu beziehen. Es ist wunderbar beruhigend, zu sehen und zu glauben, daß alles aus Einem Guß hervorgegangen, allem der Stempel des Einen Meisters aufgedrückt ist. Ich selbst bin aus des Ewigen Geistes und Natur gezeugt, bin in's Sein getreten, um es nie mehr zu verlieren, bin bestimmt, Seine Herrlich-

keit und Seligkeit zu theilen. Damit mir diese aber zutheil werden könne, muß ich mich bewähren als freies gott-ergebenes Wesen, muß in meinem Wandel auf Erden das Reich Gottes nach Kräften zu mehren trachten. Ich muß mich bewähren in der Kraft, in der Güte und in der Wahrheit, muß die liebende Hülfe der göttlichen Mächte erkennen und nützen, die Blendwerke der bösen durchschauen und ihre Lockungen abweisen, das Banner der göttlichen Abstammung hochtragen durch Noth und Tod. — Am 27. Mai spricht mein Tagebuch: Melchior Mehr hat mir, als er vor vier Wochen nach Wien ging, unter anderm die religiösen Gedichte hinterlassen, von welchen sich in diesen Blättern einzelne Proben finden. Ich hatte nun Zeit, mich tiefer in dieselben zu versenken, als mir zuerst noch möglich war. Menschenwürde und Ehrfurcht vor Gott, Geringschätzung des Weltbeifalls und des Weltlohnes, innige Liebe und inniges Vertrauen zu Gott, der Sieg des Ewigen über das Zeitliche, das ist der Inhalt dieser Gesänge, deren Schönheit ein Abglanz der göttlichen Schönheit ist, welcher sie geweiht sind. Indem man den gottesfüllten Geist mit den bösen Dämonen ringen sieht, faßt man Muth zum eigenen Kampfe, zum Ausbauern und Dulden — und für alle getäuschte Hoffnung sieht man sich entschädigt durch die Erleuchtung, welche man von dem Gotterleuchteten empfängt.

Später heißt es: Welcher Tiefsinn und Scharfsinn liegt in Melchior Mehr's „Gott und sein Reich!“ Wie blöde

ist die Welt, daß sie diese Offenbarung ignoriert! Wahrlich, wenn mir ein früher Tod bestimmt sein sollte, so hätte ich keine bessere Vorbereitung zum Sterben treffen können als das Versenken in diese Betrachtungen. Und wenn mir längeres Leben beschieden sein sollte, so wüßte ich keine bessere Grundirung für meine Denk- und Handlungsweise. Es war immer meine Sehnsucht, eine Ansicht zu gewinnen, welche Einheit und Vielheit vereinigt, Allheit aus Einem Stück und aus Einer Quelle gibt. Hier habe ich diese Ansicht gefunden und lege meinen Dank als Lorbeerkranz auf die erhabene Schöpfung meines Freundes. — Es sei hier bemerkt, daß ich „Gott und sein Reich“ nicht einmal, sondern sechsmal durchstudirt habe, ebenso „Emilie oder die Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit“ — gewiß ein seltsames Phänomen in einer Zeit, wo der Wissensstoff von allen Seiten überwältigend auf uns einbringt. Dieser Zerstreung der Geisteskräfte, welcher ich mich nicht entziehen wollte und konnte, boten Melchior Mehr's Schriften und Umgang ein hochwillkommenes Gegengewicht. Ich schrieb damals: Jeden Morgen nähere ich meine Andacht — welsch richtig bezeichnendes Wort — mit einigen Seiten aus „Gott und sein Reich“. —

Am 10. Juni lehrte Mehr von Wien zurück. Sein über diese Reise geführtes Tagebuch zeigt den Mann in seiner Naturfrische. Berge, Wälder, schöne Frauen, alles regt ihn an. Die Erde ist ihm „eine Art von Paradies“. Er betrachtet sich behaglich die Dinge und die Menschen,

pflegt liebenswürdige Bekanntschaften mit der Kunst- und Schauspielwelt und vergißt auch nie, gute Diners in seinem Notizbuch zu specialisiren. Daneben liest er Buckle und das „Leben Jesu“ und fühlt sich angespornt, den Kampf um die religiöse Weltanschauung kräftig fortzuführen. Die Zeit wird ihm zu kurz in Wien, ungern reißt er sich los. Dort hat er die Druckbogen von „Ewige Liebe“ corrigirt, Grillparzer kennen gelernt, das Versprechen der Aufführung des „Herzog Albrecht“ erhalten.

Das Verhältniß des Zweiundfünfzigjährigen zum Leben, das sich in diesen Reisenotizen spiegelt, erinnert an die Gefühle des noch nicht Zwanzigjährigen, worüber gleichfalls Aufzeichnungen vorhanden sind. An eigentlichem Dualismus hat Mehr nie gekrankt. „In meiner üppigen Jugend“, sagt sein letzter Wille, „war ich voller Begehrlichkeit, aber mit poetischem Gefühl und Humor; ich idealisirte, vergötterte die Sinnenfreude; auch ihre Nachtseite fühlte ich als tragische Poesie; bei solchem Anfang ist zu verwundern, daß ich bis zu dieser Geistigkeit und Idealität emporkam. Ohne stete göttliche Inspiration war's unmöglich.“ — Ein Stück Selbstbiographie, welches er drei Jahre vor seinem Ende schrieb, lautet: „Ich muß glauben, daß ich als Knabe besonders glücksfähig war. Ich war empfänglich für alles; für das gute Essen, für alle einzelne Speisen (Suppe, Rindfleisch, Schweine- und Gansbraten, Würste mit Sauerkraut [Kirchweihkraut mit Wein], Backwerk, Torten) — für Bier und Wein und Kaffee! Für alles, was ich sah —



für mein eigenes Vergnügen und für das der Andern, deren lachende Mienen mich beglückten. Mich freuten die lustigen Bursche, die hübschen Mädchen und ihr Putz, ihre blütenweißen Hemden und Schürzen. An gewissen Paaren, daß sie sich hatten, weil sie so schön zusammenpaßten, hatte ich das größte Interesse; ihren Triumph über Störenfriede, gegnerische Aeltern zc. genoß ich mit; dann die verschiedenen Tänze zu sehen und zu hören, war für mich reizend. Einzelne Klänge riefen den ganzen Festesjubel in mir wach. — Schon der Knabe fühlte nicht nur die frohe Wirklichkeit, sondern auch schon ihre Poesie; und bald dachte ich daran, sie poetisch darzustellen. Wie frische, würzige Blumen dufteten mich die Freuden des Tages an; die Gefühle hatten eine sinnliche Kraft, einen sinnlich leidenschaftlichen Schwung, den sie in diesem Maße später selten wieder zeigten.“ — Und ein Jahr früher schreibt er in sein Notizheft: „Was wäre die Welt ohne Poesie! Der Dichter, mit Liebe und unerschöpflich quellender Kraft, sieht alles lieblich, gewaltig — daß es erfreut, erschüttert — er verleiht dem Flüchtigen Dauer, macht das Zerbrochene ganz, das Unzulängliche genügend — mit schöner Gestalt leuchtet es in selbigem Licht — die Rose malt er vor die Seele, wie sie eben aufgeblüht; der entzückte ahnt keinen Wurm und nie kann sie ihm wehken. — Und alles, lebendig und vollendet, slicht er wie Blumen zum Kranz — im schönen Ganzen ist nichts unvollkommen, weil das Eine ergänzt ist durch alle. Und den Mangel und den Graus schildert er, daß er mächtig

ergreift und gegenüber dem ewigen Heil gefordert ist von dem Geiste, der alles will, zum Heil das Unheil, zum Lichte die Nacht — der die Schauer fühlen will der erhabenen Nothwendigkeit. Von Gott und seligen Geistern begabt und bewegt, bringt er die Fülle des ewigen Lebens in die Zeit; die Seele der Sterblichen vergißt den Mangel, den Druck, und schwebt mit dem Gottgeliebten über die schwarzen Wolken des Daseins den Regionen zu, wo sie alle Träume verwirklicht sieht, mit schauernder Wonne erkennt: Das Wirkliche ist Traum gewesen, der Traum des Dichters ist Wahrheit.“ —

Wir nahmen unsere Gewohnheiten wieder auf. Mein Tagebuch enthält im Juli 1864 folgende Notizen:

Ich habe Melchior Mehr's Aufsatz in Prutz' „Deutsches Museum“: „Die philosophische Frage der Gegenwart und ihre Beantwortung in dem Werke «Gott und sein Reich»“ wieder gelesen. Es wird jetzt klarer in mir; aber ohne tiefes, angestregtes und wiederholtes Nachdenken war und ist das nicht möglich. — „Es ist ein Vorzug der Mystiker“, sagte gestern Mehr, „daß sie unabhängig von den verschiedenen Weisen, Gott zu verehren, sich in ein unmittelbares Verhältniß der Liebe zu ihm setzen. Die tiefsten Denker wie Leibniz und Spinoza gestehen die Schwierigkeit, göttliche Dinge zu denken.“ — Gestern drückte ich Mehr für seine „Ewige Liebe“ den Dank der Nachwelt aus. Wir knüpften, in den neuen Anlagen wandelnd, eine interessante Besprechung daran. Das Leben auf Erden

ist in allen Beziehungen nur ein Anfang, in der Erkenntniß, in der Liebe, selbst im Naturglück; aber dieser Anfang ist für alle Beziehungen von entscheidender Wichtigkeit — denn der Wille, der sich darin kundgibt, wirkt bestimmend, fördernd und hindernd, in alle Ewigkeit. Wenn Gott immer ist und hat, was er will, so gilt das auch von der zur Freiheit bestimmten Creatur. Darum ist das Leben auf Erden von ungeheuern Ernst. Das Verhalten des Menschen nach innen und außen ist nichts weniger als gleichgültig. Es ist Gott daran gelegen, daß die Creatur ihn liebe und ihm als Organ diene in der Ausgestaltung des gefallenen Makrokosmos zum vollendeten, mit ihm harmonischen Kunstwerke. — Melchior Mehr gab mir Gedanken zu lesen, welche er im dreiundzwanzigsten Lebensjahre und in den beiden vorhergehenden aufgezeichnet hatte. Wir sprachen darüber, wie der Mensch sich mit dem Vorschreiten des Alters nicht so durchaus verändere, als man von sich selbst zu glauben pflege. Es ist nur eine höhere Entwicklung eines schon Vorhandenen, eine allmähliche Ausgestaltung des ursprünglich Vorhandenen. Wie in der allgemeinen Geschichte, so in der des Einzelnen. Der Stoff ist gegeben, die Freiheit hat ihn nur auszuwirken. — Ich gebe im Folgenden einige Proben von jenen Jugendgedanken:

Nichts hat einen eigentlichen Werth, als was aus der Freiheit kommt. Nur wo sie ist, ist That und Leben, Anfang, Mittel und Ende, und ohne sie wäre nichts. Nur

bei freier That ist's Ernst; absolute Nothwendigkeit wäre eine grauenvolle Spiegelfechterei. Ist denn das auch, was so sein muß? Das Nothwendige ist weder gut noch böse; weder kalt noch warm, es ist eben nichts. —

Es gibt ein Rechtes, aber das kann gewollt werden oder nicht. —

Wird man gewahr, wie mislich es mit einem vollkommenen Wissen steht, so empfindet man anerkennend, welch herrliches Band schon der Glaube ist. —

Die christliche Liebe ist nur echt, wenn sie aus der natürlichen Liebe empornwächst, wenn diese durch freien Willen zur christlichen Liebe verklärt wird. Die christliche Liebe besteht darin, daß man die natürliche, wirkliche Neigung kommen läßt um eines höhern Zweckes willen. —

Das ist noch nicht das Wahre, daß man die Liebe zeigt und beweist um eines Höhern willen; man muß es mit echter, inniger Neigung thun, mit Weisheit und Freiheit. —

Ein echtes Kunstwerk entsteht nur, wenn man die beiden Grundtriebe nach Klarheit und Wärme, nach Form und Gehalt, nach Vollendung und Erfüllung gleichmäßig walten läßt. Dazu muß man aber warten können, bis sich einer nach dem andern aufthut. Dies geschieht dem Wartenden bestimmt, da sich beim Gehalt immer die Sehnsucht nach Form, bei der Form immer die Sehnsucht nach Gehalt in kurzem zu regen beginnt. —

Wenn „die Wahrheit kennen“ so viel heißt als „von

demjenigen, was ist, wissen, wie es ist“, so kann man die echte Poesie ein Bild der Wahrheit nennen, das sie darstellt, während die Philosophie sie nur sagt. —

Dem tiefen, kräftigen Hamann fehlte die Kunst (Poesie), welche hier schon jenem Sehnen nach Veröhnung, nach ewigem, quellendreichem Bestand eine vorbildliche Erfüllung gewährt, und somit jene Unruhe, jenes Heimweh, jene göttliche Angst mäßigt, in dieser Mäßigung aber erst recht innig erhält. —

Eines, und zwar die Hauptsache, kann Gott seinen Kindern nicht im Schlaf geben: tatsächliche Geschichte, Vergangenheit. Wer sie sich nicht durch eigenes Sehen erworben, der hat sie auch nicht. Alsdann fehlt ihm aber Grund, Festigkeit und Erfüllung. —

Jede lebendige Erscheinung, auch die niedere, bringt es in sich zu einer gewissen Blüte, Vollendung, die reizend ist. Davor hat man sich bei niedern Erscheinungen am meisten zu hüten (Sinnlichkeit — List — Uebermuth). —

Die Ruhe der Entsagung wird deswegen so vielfach unterbrochen, weil das Streben doch ewig auf Besitz gerichtet ist und sein muß. Unvermerkt tauchen die Wünsche nach den reizenden Bildern wieder in uns auf, und die Entbehrung derselben muß uns auf's neue schmerzlich vorkommen, obgleich wir uns früher schon damit veröhnt hatten. —

In der Zeitlichkeit sind nun einmal alle Gefühle vergänglich, die hohen wie die niedern, die edeln wie die ge-

meinen. Will nun einer aus falscher Tugendsucht immer bloß hohe und edle Gefühle zeigen, so muß er nothwendig zum Heuchler werden. Bei dem rechten Mann ist das Edle immer da, aber geistig, hinter den Aeußerungen, diese leitend und zu seinen Zwecken benutzend. Der rechte Mann kann in edelm Sinn Gemeines sich äußern lassen, um durch dieses zu einem Höhern zu gelangen (Ironie). —

Wie dauert mich der Mensch, der sich selber verdammt, wenn er nicht fort und fort sinnlichbrünstige Liebe zu Gott empfindet! Er verlangt das von sich, was Gott nicht von ihm verlangt, was völlig gegen die Naturgesetze ist, denen wir in diesem Sinne jetzt einmal unterworfen sind. Gott verlangt nur eine geistige Liebe, welche, als das allem zeitlichen Thun still zu Grunde liegende, den mannichfaltigsten andern lauten Gefühlen ihren sinnlichen Raum gewähren kann. Der geistigen Liebe ist die Sinnlichkeit, die Natur nur ein Mittel, sich thatsächlich und mit dem ewigen unzerreißbaren Band einer wirklichen Geschichte Gott zu verbinden. —

Wer mit Gewalt immer und überall löbliche Tugenden ausüben will, weil ihn ihre Schönheit und Vortrefflichkeit begeistern ergriffen, wer nicht den wahrhaft innern Antrieb dazu erwartet oder mit geistiger Kraft hervorruft, wer nicht mit Ort und Zeit bedenkender Weisheit dabei verfährt, der muß in Abgeschmacktheit und Heuchelei dabei verfallen. Auch das Löbliche soll nur mit Freiheit geübt werden. Die Uebung einer besondern Tugend ist nur ein

Theil des ganzen Thuns; auch sie muß mit ihrem bescheidenen Plaze vorlieb nehmen. Die Natur ist hier ebenfalls wieder eine treffliche Lehrerin; wer ihre Triebe nicht respectirt, wird sich nie zu einem freien und wahren tugendhaften Handeln emporschwingen. Gibt es etwas Abgeschmackteres, als einen Menschen, der sich immer liebreich zeigen will, sich ein liebebezeugendes Wesen angewöhnt und es also gedankenlos walten läßt? Das Edelste sinkt bei ihm zum bloßen äußern Werk, zur hohlen Ceremonie herab. Ein liebreiches Wort, eine liebreiche Handlung muß jedesmal einen innigen Vorsatz zum Grunde haben, wenn es etwas werth sein soll. Die Liebe ist ein köstlich Ding; man muß mit ihr haushalten und sie nicht vergeuden. Wer wird die Perlen vor die Säue werfen? Es gibt nichts Profaneres als solch eine liebreiche Stereotypausgabe. —

Ein echtes Gefühl wird zur Lüge dadurch, daß man's immer haben will. Leugne ich denn, daß echtes, wirkliches Gefühl einen Pietisten belebt? Aber gerade dieses wird an ihm der Grund der Heuchelei, weil er es forbert, wo er's nicht haben soll, weil er sich überredet, es zu haben, wo er's nicht hat. Die Zeit ist sein Feind, den er nicht überwinden kann. —

Ein Pietist befindet sich zu dem Manne, der, geistig mit Gott verbunden, ruhig und edel in ihm lebt und wirkt, im nämlichen Verhältniß wie ein romantisch heftiger Jüngling zu dem reinen Künstler. Beiden sind diejenigen, die

sich auf solche hohe Stufe der Geistigkeit geschwungen, zu ruhig und zu kalt und nicht sentimental genug. —

Es gibt keinen leerern und schälern Zustand, als wenn ein Irdisches, nachdem es widerlich geworden, doch den Geist noch immer zur Betrachtung seiner anzieht und ihn hindert, sich in den reinen abspülenden Quell des Ewigen zu tauchen. —

Es thut nichts, daß ich mannichfach gefehlt habe; kann ich doch jetzt meine Fehler gestehen und somit wirkliche Demuth empfinden. —

Ich sehe nicht ein, wie derjenige, der nur den Gehorsam gegen das Gesetz kennt, diesen für seine höchste Bestimmung hält, die Gefahr der Heuchelei vermeiden kann. Es ist ein köstlich Ding, daß die lebendige Natur dem starren Gesetze entgegenwirkt und nur in der Freiheit mit ihm Friede macht. —

Der Gehorsam schickt sich nur für Kinder. —

Jeder Nachahmer verfällt in Affectation, die uns um so widerlicher erscheint, je würdiger die Sache ist, die dadurch entstellt wird. Ich kenne nichts Widerlicheres als den äußerlichen, sinnlich schwelgenden Gebrauch biblischer Worte und Redensarten. Diese sollten nur höchst mäßig, nur wo sie auf ein inniges Verständniß als am schärfsten die Sache bezeichnend uns entgegenkommen, in unsere Reden eingeflochten werden; nur da, wo sie wiedergeboren aus uns herausquellen. —

Die Schriftstellerei gewinnt in unsern Augen wieder,



wenn man die Haltlosigkeit und Bodenlosigkeit, sowie das völlig Unentscheidende der Gespräche, besonders mit gewöhnlichen Menschen, recht in seiner Tiefe erfahren hat. Eigentliche Fortschritte, eigentliche Resultate sind doch nur möglich durch schriftstellerische Thaten. —

Es gibt keine Speculation ohne Glauben. Viele Resultate der Speculation können nicht zugleich auch angeschaut werden; obwol man weiß, daß gewisse Zustände künftig sein werden, vermag man doch nicht ihre Art und Weise zu sehen. So stehen wir zu ihnen doch nur im Verhältniß eines Glaubenden. Wer hier hartnäckig schauen wollte, und da er nicht schaut, auch nicht glaubte, der beraubte sich in seinem Uebermuth des einzigen Rapport's mit einem Ueberfinnlichen. Es ist merkwürdig, daß bei vielen Dingen der gereifte Verstand wieder auf das kommt, was ein kindliches Gemüth einfältiglich also nahm, z. B. bei der Unsterblichkeit der Seele. Der kindliche Sinn glaubt sie unbewußt, der reflectirende verwirft sie, weil er den Vorgang nicht schauen kann, und der Erfahrene glaubt sie wissend. —

Das irdische Wissen ist nur wissender Glaube. Wer aber nicht viel weiß, kann nicht viel glauben. —

Mir, der Melchior Mehr's reiffte Werke genossen hatte, gewährten solche Zugenäußerungen desselben ein besonderes Vergnügen; sie hatten für mich einen wunderbar frischen Duft, und manches wurde mir aus ihnen klarer als aus den Werken des Mannes. Ich habe sie hier um so mehr

niederlegen zu müssen geglaubt, als sich das Heft, welchem sie entnommen sind, im Nachlasse nicht vorfindet. Es sind freilich nur Aphorismen, über deren Werth im allgemeinen Melchior Mehr äußerte: „Gute Einfälle zu haben ist noch weit von der Fähigkeit entfernt, sie zu verknüpfen, zu organisiren. Ersteres ist weiblich, empfangend — letzteres männlich.“ Aber sie enthalten die Keime zu den zusammenhängenden Schöpfungen, welche ihm zwanzig Jahre später gelangen. Die Kritik — ein paar wohlwollende Besprechungen tieferer Geister ausgenommen — hat dies nicht zugestanden. „Gott und sein Reich“ ist auf dürren Boden gefallen, und auch die damit verwandten Aufsätze, in welchen Mehr das liebste Kind seines Geistes gegen die feindliche Welt vertheidigte, haben wenig Erfolg gehabt. Selbst seine poetischen Werke erfreuten nur einen kleinen Kreis von Lesern; und wenn die „Erzählungen aus dem Ries“ davon eine Ausnahme zu machen scheinen, so vergleiche man deren Verbreitung mit jener von verwandten Producten — welchen sie an durchsichtiger Motivirung, Frische und Idealität wahrlich nicht nachstehen — um sich über das ungleiche Maß zu verwundern, mit welchem die Kritik mißt. Einen eigentlich schlagenden — wenn auch aus andern Gründen nur kurzdauernden — Erfolg haben nur die „Gespräche mit einem Grobian“ gehabt, als wollten Recensenten und Publikum mit ihrem Beifall beweisen, daß die Fabel von dem Wanderer, welchem der Sturmwind den Mantel nicht entreißen konnte, während dem Sonnenstrahl dieses Kunst-

stlich gelang, auch füglich umgelehrt werden könne. — Was mich betrifft, so schien mir Mehr's Gottes- und Weltanschauung schon deshalb die im ganzen richtige zu sein, weil sie zu weltlichen Geschäften die Lust nicht benimmt, sondern ebenso bereit macht zu tüchtigem Eingreifen in das Weltgetriebe, als fähig zu gelassenem Ertragen der irdischen Enttäuschungen. Doch auch die Zweifel blieben nicht aus, und ich benutzte ein leichtes Unwohlsein des Freundes, welches ihm meine öftern Besuche willkommen erscheinen ließ, zu eingehenden Besprechungen. Er bedauerte, durch seine Zahnschmerzen im Produciren gehindert zu sein. „Pascal“, sagte er, „litt an einem chronischen Kopfweh, und als ihn das Uebel verließ, beklagte er es, indem ihm damit die Gelegenheit zur Uebung christlicher Geduld entzogen sei. Ich möchte lieber in activer Weise Gott dienen, durch Produciren des Wahren und Schönen.“ Auf meine Frage, ob dieses schöpferische Vermögen, welches dem damit Begabten schon auf Erden „Freuden über alle Freuden“ verschaffe, in Ewigkeit das Monopol von wenigen sein werde, antwortete er: „Im himmlischen Zustande wird jedes Wesen produciren. Jeder wird sein Innerstes, seine Eigenthümlichkeit, sein Ich mit den dienenden Potenzen Natur, Gemüth und Geist herauskehren, wie dies auf Erden nur die Dichter und Denker thun. Die Poeten und Philosophen sind nur unvollkommene Abbilder jener Production, welche die Herrlichkeit und Seligkeit aller Wesen im Himmel ausmachen wird.“ — Ich sprang auf Kant über, auf dessen

Urtheil über die Selbsterkenntniß: daß nämlich kein Mensch im Stande sei, über die Motive seiner eigenen Thaten völlig in's Klare zu kommen. „So muß es sein“, antwortete Mehr. „Völlige Klarheit hierüber wird uns erst nach dem Tode zutheil; dies ist die Aufgabe der zweiten Entwicklungsstufe. Hier auf Erden, auf der ersten Stufe, handelt es sich darum, sich aus dem Größten herauszuarbeiten, und wir dürfen uns vielleicht damit begnügen, den gemeinen Egoismus zunächst durch einen höhern zu verdrängen. Es ist doch ein edlerer Egoismus, mit Gefährdung des eigenen Lebens das eines andern zu retten, als einem Menschen das Leben zu nehmen, um sich materiell zu bereichern. Freilich kann der Gegensatz zum sinnlichen Behagen sich leicht in Misachtung der Gesetze dieser Sphäre und, ohne daß wir es sofort bemerken, in Stolz, Unklugheit und stoische Starrheit verkehren.“ — Wie immer kamen wir endlich auch auf die Erkenntniß Gottes zu sprechen und wunderten uns, daß so wenige Menschen das Verlangen haben, über den Zusammenhang des Weltganzen, über die Principien aller Erscheinungen und somit über das Princip der Principien sich ein Gedankensystem zu bilden. Man begnügt sich mit den Wirkungen, welche man vor Augen hat, und fühlt den Drang nicht, den Kräften, welche sie hervorbringen, auf die Spur zu kommen, d. h. den Ursprung dieser Kräfte in höhern principiellen Mächten und endlich in der Kraft der Kräfte, in Gott, der Eines und Alles ist, nachzuweisen. Gewiß ist diese Nachweisung;

ist jenes Gedankensystem sehr unvollkommen; aber das Streben darnach ist ebenso geboten, ebenso fördernd und den Grund des Ewigen legend als das gleichfalls im Resultate nie ganz befriedigende Streben nach Selbsterkenntniß. — Bei Mehr war das Streben nach philosophischer Welterklärung noch viel mehr als ein bloßes Bedürfniß des Kopfes; ihm war es Bedürfniß des Herzens, höchster Schatz des Gemüthes. Ohne selbst ein Mystiker zu sein, zog ihn doch diese Seite der Mystik lebhaft an, und er machte mich auf die merkwürdige Innigkeit der Gottesliebe aufmerksam, welche im Leben und in den Schriften eines Tauler, einer heiligen Theresia und anderer Theosophen und Mystiker als unleugbare Thatsache erscheint. Die Legende der heiligen Theresia verstimmt die ideale Thatsache, daß die Beschäftigung mit ewigen Dingen das sklavische Maß der Zeit zerbricht, und daß die Liebe zu Gott Entzückungen zu gewähren vermag, gegen welche die Sinnenfreude farblos verschwindet. In der „Religion des Geistes“ waltet eine ähnliche Gemüthsstimmung, indem alle Strahlen der Liebe, welche sich auf das an den Mitgeschöpfen zu bewundernde Schöne, Süße und Hohe zerstreuen, in den gehobenen Momenten auf den Schöpfer concentrirt werden, welcher alles dieses am vollkommensten ist und gibt. „Es werden aufgeklärte Jahrhunderte kommen“, sagte Mehr, „welchen unser materialistisches Zeitalter geradezu komisch erscheinen wird. In der That ist dieser ausgesprochene Atheismus oder diese unausgesprochene

Armuth an Gottesliebe und Gotteserkenntniß eine klägliche Schwäche und Oberflächlichkeit, ein Brachliegen der edelsten menschlichen Kräfte. Bei einigen wenigen Menschen ist diese Verirrung ein falsch verstandener negirender Wahrheitstrieb, der bis zum Tode ehrlich aushält; Gott wird seine Freude daran haben, diese närrischen Käuze mit seiner Existenz und Herrlichkeit zu überraschen. Bei den meisten Menschen hält sie jedoch gegen die Leiden des Lebens und die Schrecken des Todes nicht Stich. Sie recurriren dann an die Kirche, jenes trotz Mißbrauchs ihrer nothwendigen Auctorität segensreiche Institut, welches auch die Kindheit und geistige Unmündigkeit derer beschützt hat, denen in reiferem Alter die Gnade des freien, frei liebenden Verhältnisses zu Gott geworden ist. An diesen ist es also auch und wird ihnen zur Pflicht, den Cultus als Heilanstalt für diejenigen zu ehren, welche noch nicht auf eigenen Füßen stehen können. Ihre Aufgabe ist es, gerecht zu sein, auch wenn man ihnen von Seite der Vertreter der Kirche sowol als von Seite deren Gegner Gerechtigkeit versagt. Es gibt aber außerordentlich wenige Menschen, welche auf diesem Standpunkte der Gerechtigkeit stehen oder demselben Anerkennung angebeihen lassen.“ — „Der Geist bedarf einer Reformation, das Leben der Revision. Glauben und Wissen müssen ein jedes in seine eigenthümliche Würde eingesetzt, durch gerechte gegenseitige Anerkennung versöhnt und zur höchsten Harmonie verbunden werden. Der tiefe Gehalt des naturwidrigen Wunders muß in den Wundern

des Geistes geläutert wiedererstehen. Leben und Tod müssen aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, mittels durchgreifender Beziehung auf Gott und Ewigkeit ihrem Zwecke gemäß durchleuchtet werden. Das ist die wahre kräftige Religiosität, nicht die greisenhafte, sondern die mit ewiger Jugend geschmückte.“ — „Welch ein Irrthum, diese gestürzte, vorwiegend schlechte Welt unmittelbar von dem Allgütigen, Allfreien abzuleiten! Die Anerkennung des Sündenfalls und der Erbsünde — freilich nicht in der veräußerlichten Vorstellung des Testaments und der Kirche — ist unumgänglich, sowol um die Reinheit Gottes als das richtige Verständniß des irdischen Lebens dem menschlichen Bewußtsein zu retten.“ —

Ich habe in jenen Tagen, wie mich mein Tagebuch überzeugt, gewaltige Fortschritte in der Aneignung der Mehr'schen Ideen gemacht. So eigen wie ihm selbst wurden sie mir dennoch nicht. Es geht mit jeder Lehre so, welche das Gängelband mathematischer Evidenz nothwendig verlassen muß, welche nicht im seichten Grunde sinnlicher Erfahrung vor Anker liegt. In den tiefsten Tiefen geistiger Selbsterfahrung gegründet, wendet sich jede Lehre über sinnlicher Dinge zunächst, ich möchte sagen, an die Sympathie des Hörers oder Lesers. Sie trägt uns zwar in Regionen, in welchen die eigentliche Wahrheit allein zu finden ist, aber sie kann uns diese Wahrheit nur im Gewande der Wahrscheinlichkeit geben. Dem Lehrenden ist sie das Gewisseste, was er hat; dem Lernenden ist sie

zunächst bloßer Glaube. Sie ist ihm zunächst nur angethan, äußerlich zugelegt; er spricht die vorgesprochenen Worte nach und kann es darin zu einer Virtuosität bringen, welche den Meister selbst überrascht. Mehr fand in meinen Aufzeichnungen Manches, was ihm sein eigenes System mit origineller Zuthat zu bereichern schien, und es war ihm das eine Freude, eine Entschädigung für den beharrlich ausbleibenden äußeren Erfolg. Aber es bedurfte noch vieler Jahre, vieler Studien und der peinlichsten Erlebnisse, bis das, was ich von meinem Freunde empfangen hatte, originäres eigenes Geistesleben wurde. Möge die Deutsche Nation in dem harten Kampfe, welchen sie gegen Aberglauben und Unglauben eben jetzt zu kämpfen hat, so wie ich in Melchior Meyr den Piloten, den begeisterten Seher erkennen!

Ich habe im Verkehr mit ihm noch die Einsicht in etwas Anderes erlangt, was mit seiner Gotteserkenntniß im innigsten Zusammenhange steht. Bestimmter vielleicht als bei irgendeinem fand bei ihm eine Wechselwirkung und gegenseitige Befruchtung statt zwischen der Vertiefung in die göttliche Schöpfung und seiner eigenen dichterischen Production. Von der Natur zum Dichter begabt, organisirte er seine Stoffe mit klarem Bewußtsein, wie er es dem großen Künstler des Universums abgelauscht zu haben glaubte. Wie Gott die Geschöpfe aus der ewigen Natur, begeistert von seinem Geiste, zu selbständigem Leben entläßt — wie die böse gewordene Negation den tragischen Ernst in



dies Leben bringt und ebendamit den Geprüften das Glück der selbsterrungenen Würde ermöglicht — wie alles Leid nach erfülltem Zwecke ein Ende nimmt und die herrlichste, seligste Veröhnung das Ziel und das Ende des Weltprocesses bildet: ebenso hütete sich der Dichter vor aller Willkür und verlangte von sich selbst die strengste Motivirung — ebenso vergönnte er den bösen Dämonen ihr grauenhaftes Spiel und liebte sie fast um des Schattens willen, mit welchem sie das Licht der Geprüften herausheben — und ebenso endlich ließen ihn seine Gebilde nicht ruhen, bis dem Weh die giftige Spitze genommen und das Gemüth mit dem Ausgang veröhnt war. Und wie der Schöpfer in ungetrübtem Glanze über der getrübten Schöpfung thront, welcher er seine Theilnahme zuwendet, so hat Meyer den Gegenständen seiner Erzählung den liebendsten Fleiß zugewendet und steht dennoch hoch über ihnen. Wessen Phantasie sich in Sprüngen gefällt, wer nicht ihre Aufgabe in lückenloser Entwicklung erkennt, wer den ästhetischen Standpunkt nicht als einen erhabenen auffaßt, für den bleiben die Dichtungen Meyer's, auch wenn er sie liest, ein verschlossenes Buch. Er befaßte sich nicht mit bunten abenteuerlichen Stoffen und hulbigte nie dem Geschmacke am sinnlich Reizenden, Herabziehenden. Selbst dem harmlos amüsirenden Intriguenspiel und der blendenden Darstellung von Außerlichkeiten gab er wenig Raum. Seine Aufgabe war, das Edelste und Beste zur Darstellung zu bringen, die Poesie des Geistes; und auch wo er die Stoffe aus einer Sphäre

nahm, welcher die Wirklichkeit des geistigen Lebens fehlt, wußte er dessen Schönheit wenigstens durch ethischen Gehalt zu ersetzen. Er hielt es für einen Frevel, dem Leser Erscheinungen des wirklichen Lebens zu bieten, welche der Erzähler nicht ästhetisch und ethisch zu bewältigen vermag. Ihm durfte das Böse nur als Folie des Guten dienen, nicht um für lüsterne Blicke an die Wand gemalt zu werden. Und was die Schicksale seiner Helden betrifft, so äußerte er, der echte Dichter wisse alles so zu motiviren, daß der Leser die vorgeschriebenen Ereignisse, seien dieselben auch noch so schlimm, selbst wollen müsse. Dies alles ist selbst für den Begabtesten nicht ohne große Mühe zu erreichen, wie denn auch Meyer sich keine Vorarbeit und keine Umarbeitungen verbrießen ließ, obwol er wußte, daß gerade an dem so Vollenbeten die einsichtslose Menge kaltfinnig vorübergeht, weil sie die Anstrengung scheut, den Dichter bei der Auflösung psychischer Dissonanzen zu begleiten. Spannende, wenn auch noch so unwahrscheinliche Situationen interessiren mehr als die räthselvollen Kämpfe in der Menschenbrust, und auch der gebildetste Leser sinkt manchmal zum Wohlgefallen an phantastischem Zeug herab, grüßt das edle Weib mit kühler Achtung und läuft der Dirne nach. Wer wird sich auch immer zusammennehmen wollen? Und ohne eigene Anstrengung, welche dem Werth der Sache entspricht, ist das echte Schöne nicht zu genießen; denn nur der eingehenden Kritik kann es sich offenbaren.

Welchen Reichthum von Gedanken über die göttliche Selbstorganisation und über die menschliche Kunst enthalten meine damaligen Aufzeichnungen! Ich gebe sie hier nicht wieder, weil Mehr's Gedanken in seinen Werken ihre Stelle gefunden haben. Neu dürfte die Aeußerung über seine philosophischen Zeitgenossen sein: „Ich freue mich an ihren Forschungen, und sie ärgern sich an mir.“ Meine Antwort war: „Das ist das Schicksal aller derer, welche für die Entdeckung der höchsten Principien begabt sind und von innen heraus selbstmächtig organisiren.“ In der That ruht alle Erkenntniß der Sterblichen auf einem dunkeln Hintergrund, welchen die schulgerechte Philosophie nur verdeckt, nicht aufhebt. In das Dunkel selbst bringt nur die Intuition, welche eine vom wissenschaftlichen Denken specifisch verschiedene Begabung voraussetzt. Wer hier etwas Neues bringt, mag sich auf vornehme Abweisung gefaßt machen. Wenn aber dieses Neue derart ist, daß es auch eine Vertiefung des Gemüthslebens, eine Umprägung des ganzen Menschen verlangt, so verschließen die Gelehrten und die Gebildeten unwillig ihre Gehör- und Gesichtswerkzeuge.

„Wir sprachen davon“, notirte ich im December 1864, „daß die Intensität der Beziehungen zu Gott, welche selbst den von Gott zeugenden Schriftstellern fehle, um so weniger bei den bloßen Gebildeten zu finden sei. Andere sprächen zwar von der Nothwendigkeit einer neuen Religion, welche den Verstand und das Herz zugleich be-

friedige; wenn ihnen aber eine solche geboten werde, gingen sie achselzuckend daran vorüber. Alle befaßten sich, ohne von ihrem zu vagen Gottesbegriff beeinflusst zu werden, eigentlich doch nur mit ihren weltlichen Interessen.“

---

## Aus meinem Tagebuche 1865.

---

Am Sonntage hatte ich mit Mehr wieder ein tief interessirendes Gespräch. Er sagte, nicht nur das Gute, sondern auch das Böse müsse von dem Poeten so vollständig motivirt werden, daß beides aus den Charakteren wie von selbst sich entwickle, daß der Leser, wenn er sich in die Rolle des Bösen versetzt, gleichsam selbst nicht anders handeln zu können fühle. Nichts sei ekelhafter, unpoetischer, als unmotivirte Bösewichter. Diese Schwierigkeit, alles natürlich geschehen zu lassen, läßt Productionen in großem Rahmen so häufig unbefriedigend und unschön. Wir sprachen ferner über den Theismus. Mehr gebrauchte dabei das Bild der Hand, welche vom Gehirn aus ohne die dazwischenliegenden Organe unmittelbar gelenkt sein wollte. Der Theismus kann nicht erklären, wie jede einzelne Monade direct aus dem Einen ungegliederten Gott abgeleitet werde; er nennt Gott allmächtig, allgegenwärtig u. s. w., ohne das Wie begreiflich machen zu können. Mit dem besten Willen vermag der Theist seinen Gott nicht zu lieben.

Ich besuchte heute zwischen 12 und 1 Uhr Melchior Meyr. Ich theilte ihm meine Beobachtungen über die Glaubenslosigkeit mit, welche die kirchenfrommen Leute ergreift, wenn sie ein großes Unglück trifft. Er bemerkte darauf zunächst, daß sonderbarerweise diese Glaubenslosigkeit nicht eintrete, wenn ein solches Unglück, wie der Tod eines Vaters, Gatten, Kindes, einer Braut u. s. w., den fraglichen Leuten nicht selbst widerfährt, wol gar nur als eine Möglichkeit menschlichen Schicksals vorkommt. Treten ihnen solche Unglücksfälle nahe, dann bricht der eingetrichterte, formelle und innerlich unfertige Glaube allerdings zusammen. Die Priester, welche den Leutern lehren, wissen nichts Stichthaltiges zu geben, weil ihren eigenen Vorstellungen Klarheit und Zusammenhang fehlen. Gott, der nach diesen Lehren alles gemacht hat und alles macht, wird mit der Verantwortlichkeit für alles belastet. Um diesem großen Mißverstände abzuhelfen, muß eben die Wissenschaft das christliche Dogma prüfen, erläutern und ergänzen. Sie muß nachdrücklich sagen, daß Gott sich sein eigenes Sein nicht selbst gegeben haben kann — daß dieses Sein, die göttliche Natur, demnach auch dem göttlichen Geiste gegenüber etwas Selbständiges besitzt — daß daher die Geschöpfe, welche durch Gott aus der göttlichen Natur zu eigenem Leben berufen werden, gleichfalls etwas Selbständiges haben. Aus dem Widerspiele nun des göttlichen Geistes mit der göttlichen Natur und des creatürlichen Geistes mit der anhaftenden selbständigen Natur entsteht

der Zufall. Es ist deshalb nicht gut, immer von Vor-  
 sehung zu reden, wo die Bezeichnungen Zufall, Schicksal,  
 Geschick besser am Plage wären. Ebenso verkehrt ist es  
 aber zu behaupten, daß Gott sich um das materielle Wohl  
 der Einzelcreatur gar nicht bekümmere, sondern nur von  
 innen heraus auf die Tragfähigkeit ihres Geistes wirke.  
 Im menschlichen Körper geschieht vieles ohne bewusste Ein-  
 wirkung des menschlichen Geistes, aber auch vieles nach  
 dessen bewusster Einwirkung. Ein ähnliches Verhältnis mag  
 zwischen Gottes Geist und seiner Natur sein, und damit  
 erklärt sich das Nebeneinanderbestehen von Zufall und Vor-  
 sehung, welche im einzelnen Falle für uns nicht zu unter-  
 scheiden sind. Was der gewöhnlichen Glaubensmeinung  
 ferner gebriecht, ist die nachdrückliche Beziehung der jetzigen  
 Welt auf den vorangegangenen Abfall der Creatur von  
 Gott. Nicht nur die Sünde, auch das Uebel ist damit in  
 die Welt gekommen. Es ist wahre Gotteslästerung, diese  
 verkehrte Welt unmittelbar von Gott geschaffen sein zu  
 lassen, und führt zu der andern, Gott allen Jammer und  
 alle Sündenlasten dieses Zustandes der Welt aufzubürden.  
 Um der Würde des Geschöpfes willen ließ Gott der Strafe  
 freien Lauf, läßt er dem Bösen freies Feld — unbeschadet  
 der Erlösung. Wenn etwa jemand behaupten wollte, der  
 große Abfall sei ja ohne unsere Mitschuld geschehen und  
 es sei also unbillig, daß wir unsern Theil an den marter-  
 vollen Consequenzen tragen müssen, so wäre einem solchen —  
 ohne auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seines Vorder-

sages einzugehen — die Erwiderung zu geben, daß unser Dasein ein freies, unverdientes Geschenk Gottes sei, und daß für Geschöpfe, welche zur Erreichung ewiger Glückseligkeit bestimmt sind, die Uebel dieses Erdenlebens jedenfalls verschwindend klein seien, wenn sie auch nicht die wirksamsten Mittel zu unserer Vergeistigung wären. Es ist eine Verlehrtheit, welcher wir alle und besonders die Frauen so leicht sich hingeben, daß wir im Diesseits schon das ungestörte Glück verlangen, welches aus allen Gründen erst im Jenseits an seiner Stelle ist — erst dann, wenn der durch Selbsterkenntniß frei gegen sich gewordene Geist sich liebend wieder der Natur vermählt, und wenn die ganze göttliche Natur als allgegliederter Organismus nach überwundenem und bekehrtem Bösen Eins geworden ist mit dem herrschenden göttlichen Geiste. Damit aber dieses werden könne, muß Kampf und Leid in der Welt sein; und wer dies einsieht, muß nicht nur Resignation, sondern heitere Ergebung erringen.

Zu dem, was ich gestern schrieb, gehört dieser Nachtrag: „Diejenigen“, sagt Mehr, „welche Gott als bloßen Geist sich denken, lassen ihn die Welt wie ein Hexenmeister aus Nichts erschaffen. Aus Nichts wird aber nichts, d. h. die Principien der Welt bis zu deren äußerster Materialität müssen Gott durch sein unwillkürliches Sein von Ewigkeit gegeben sein. Reiner Geist sein — wenn dies überhaupt möglich wäre — hieße den Geist überhaupt zur Natur begrabiren. Rein Geist kann ohne Natur existiren, kein



Formprincip ohne Stoffprincip. Die Natur ist das Ewigweibliche, über dem erst der Geist sich als Ewigmännliches weiß. Der Geist erfreut sich nicht nur an seiner Gestaltung der Natur, er erfreut sich auch an deren eigenthümlichem, von ihm unabhängigem Leben. Gott schafft nicht nur aus seiner Natur, er schöpft auch aus seiner Natur unenbliche Freude. Es ist gleich verkehrt, sich Gott ohne Natur, als sich die Welt ohne Gott, die Materie ohne den Geist zu denken. — Wer an das Fortleben des Menschen nicht glauben kann, dessen Körper er zum Leichnam werden sieht, mißkennt die genetische Macht der Principien, kann sich nicht zum Denken eines Realen erheben, welches die Bedingungen zur Leibbildung in sich trägt. Ist doch dieser Leib schon einmal aus dem Geiste, dem Träger des Principis, gebildet worden! Wenn er nun im Tode für menschliche Augen unsichtbar wird, muß darum seine Existenz vernichtet sein? Wie! Die Atome, welche den Leib bildeten, bleiben — und der denkende, wollende, gestaltende Geist soll vergehen?“ —

„In Immermann's «Epigonen»“, sagte gestern Mehr, „ist noch der Haß vorherrschend. Im «Münchhausen» ist die Liebe siegreich geworden. Nicht nur in der Poesie, sondern auch im Leben muß die Liebe — die Position — siegreich durchbringen; der Haß — die Negation — muß dienen. Wo in der Poesie der Haß vorherrscht, da gibt der Dichter bloße Wirklichkeit, verzerrt und vergiftet sie wol noch obendrein. In solchen Producten kann viel Phantasie-

thätigkeit sein, aber es fehlt darin die echte Poesie; denn Poesie ist nicht reproducirte Wirklichkeit, sondern zur Wahrheit verklärte. Die Poesie, welche Wahrheit ist, kann sich mit den schlimmsten Erscheinungen des Lebens befassen; aber sie muß dieselben dermaßen bewältigen und motiviren, daß der Leser nicht dadurch in grausamer Weise verletzt werde. Wie über den scheußlichsten Begebenheiten noch der Allliebende waltet, der alle Dinge zum letzten guten Ende leitet, so muß der Dichter gottähnlich die Dinge so hinausführen, daß wenigstens das Edelste des Lesers versöhnt von seiner Schöpfung scheide.“ — „Immermann's «Epi-  
gonen» sind auch insofern ein Uebergang zum Bessern, als sich darin schöne Ansätze in religiöser Beziehung befinden. In dem Arzte, welcher die materialistische Ansicht vertritt, kommt plötzlich im Innersten die Ueberzeugung von der Existenz Gottes zum Bewußtsein. In der That, so viele Beweise für das Dasein Gottes schon versucht wurden, wie viele Bedürfnisse niederer und edelster Art zum Glauben an ihn führen: so bleibt doch das Gewisseste die Offenbarung seines Daseins und Lebens an unser Innerstes; und diese Gefühlsgewißheit wird dann auf andern Wegen, namentlich auf dem der welterklärenden Wissenschaft, zur Ueberzeugung gesteigert. Die Anknüpfung mit Gott — so wunderbar dies den nach außen verlorenen heutigen Menschen klingen mag — ist unser tiefinnerstes Bedürfniß und wichtiger als Wohl und Wehe, ja als Tugend und Sünde. Letzteres ist von den Pfaffen — die aus dem Heiligsten

Kapital für ihre Herrschaft machen — auf's greulichste mißbraucht worden, bleibt aber nichtsdestoweniger wahr.“ —

Ich hatte Mehr von einem Bekannten erzählt, in welchem das Gottesbewußtsein so mächtig entwickelt sei, daß es gleichsam alles überwuchere, was noch sonst als Forderung des Daseins an uns trete. Er meinte, das sei ein Nachzügler der subjectiven Philosophie, welche jetzt nicht mehr befriedigen könne, da der Wahrheitsfimmel der Gegenwart gebieterisch verlange, daß die versuchte Weltklärung auf die wirkliche Welt auch passe, daß mithin das zu lösende Problem scharf aufgefaßt werde. Auch die Aufgabe der Poesie bestehe darin, die Wirklichkeit zur Wahrheit zu erheben; die Poesie als Wahrheit trete mit der Philosophie und Religion in's innigste Verhältniß.

Mehr läßt der Natur ihr volles Recht widerfahren; das Ziel aller Dinge ist ihm, daß sie, die liebende, dem Geiste, dem Liebenden, sich freudig unterordne. Sie hat ein selbständiges Leben schon als Gottes ewiges, auch durch Ihn nicht entstandenes Sein. Aus ihr schöpft er die Welt, und sie zur dienenden Freundin seines herrschenden Geistes zu machen, ist eine Aufgabe, des Allmächtigen würdig. In der jetzigen Welt ist das Verhältniß der Natur zum Geiste ein verkehrtes, durch die Ablehr des Entstandenen von Gott verschuldetes. Dadurch ist der spiritualistische Haß gegen die Sämlichkeit erklärlich; aber dennoch ist diese Geringschätzung ein Irrthum, und zwar ein sehr verhängnißvoller. — Die Natur, die Mutter aller Dinge, interessirt

sich für das Thatsächliche, der Geist dagegen für das Ursächliche. Die Jugend und die Frauen eignen mehr der Natur, gereifte Männer dem Geiste. Der Mensch bleibt aber nicht ungestraft, wenn er um des Geistes — des Höhern — willen die Natur vernachlässigt und das Interesse an derselben geringschätzt. Denn es ist des Höhern allein würdig, das Niedere liebend an sich heranzuziehen. Jedermann kennt die ungeheuere Macht der Liebe zwischen Mann und Weib; die Dichtkunst baut auf diese Leidenschaft ihre reizendsten Schöpfungen, die Weisheit steht forschend oder kopfschüttelnd vor diesem Geheimnisse. Die Natur macht hier so gewaltig ihre Rechte geltend, daß der Geist ihrer Spur nothwendig folgt und sein Uebergewicht nur durch Hinzufügen eines Höhern zu bethätigen vermag. Daß ihm dies nur in sehr verschiedenen Graden gelingt, beweist die verschiedene Beurtheilung, welche die Geschlechtsliebe erfährt — vom verachtendsten Hohn bis zur höchsten Bewunderung. Wie wird das Weib in dieser Hinsicht hochgehalten und verspottet! In welche Thorheiten und Frevel verirrt sich der Mann, und welche Läuterung und Veredelung schöpft er gerade hier aus dem Horn der Natur! Wie gefährlich ist's, über dieses Geheimniß zu grübeln, und doch wie nothwendig, seiner Herr zu werden! Das Weib legt gegen den gewaltigen Naturtrieb die Scham und alle edelsten Gefühle in die Wagschale, der männliche Geist sucht ihn erklärend zu beherrschen. Aus dunkeln Naturgründe sprießt die köstlichste Blume „Ewige Liebe“. —

Mehr hatte die Macht dieses Naturzuges noch jüngst an sich selbst in einem Alter erfahren, wo er bei phantasie-reichen Menschen vor dem Scheiden noch einmal heftig aufzuflammen pflegt, und war mit seiner Bewerbung nicht glücklich gewesen. — Das Weib wird misachtet, vergöttert, als ein unergründliches Räthsel betrachtet. Wer kann wagen, ein vollständiges Urtheil, eine positive Erklärung über eine Erscheinung zu geben, deren Schwächen und Vorurtheile uns zur Geringschätzung reizen, deren Schönheit und Hoheit uns untwiderstehlich Verehrung abnöthigt? Mehr sagt, man könne sich nur damit helfen, daß man den Ankläger und den Vertheidiger einander gegenüberstellt und beide reden läßt. Dadurch wird sich ein Urtheil bilden, soweit dies möglich ist — denn schließlich wird immer ein geheimnißvolles Etwas übrigbleiben, das Dunkel der Urnatur, der nothwendige Gegensatz des lichten Geistes. —

Wir besuchten in dieser Zeit häufig Enhuber's Atelier. Der berühmte Genremaler arbeitete an den Illustrationen zu Mehr's „Erzählungen aus dem Ries“ und hatte selbst an Ort und Stelle über Land und Leute Studien gemacht. Der Dichter und sein Schatten, wie mich der Künstler taufte, erlaubten sich dennoch, die Abänderung von Manchem zu wünschen, was mit Text und Idee nicht genug zu harmoniren schien. Es ist dies keine kleine Zumuthung an einen selbstbewußten Meister; dennoch war er so liebenswürdig, unsere Nergeleien zu berücksichtigen. So entstand aber auch ein Werk, in welchem sich das Genie des Malers und des

Dichters auf's glücklichste vermählten; und der erstere mochte sich an dem Bewußtsein weiden, daß hier das Genre sich über sich selbst erhoben, durch Vertiefung und geistigen Gehalt einen höhern Rang erstritten habe. Das Schicksal von Mehr's Werken waltete übrigens auch über diesem Freundeswerk; es rang sich unter Widerwärtigkeiten und Hindernissen und mit wenig ermutigenden Aussichten in's Leben. —

Gegen Ende des Jahres wurde Mehr wieder von Unwohlsein befallen. Als Resultat meiner Besuche schrieb ich das Folgende nieder:

Das Uebel, woran die Menschen und die Menschheit franken, ist, daß sie das, was zu ihrem Heile dient, langweilig finden, dagegen das kurzweilig und angenehm, was sie verdirbt oder wenigstens nicht vorwärts bringt. —

Die Dichter anticipiren oft die tiefsten Wahrheiten. So bezeichnet Schiller das Verhältniß von Zeit und Ewigkeit ganz treffend mit den Worten: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.“ —

Alles Unmotivirte ist fade; die strenge Motivirung unterscheidet das echte Kunstwerk von dem flüchtigen Phantasiefizel; das ganze Leben, ja die ganze Welt ist fade, wenn man nicht alle ihre Erscheinungen aus dem Wesen Gottes motivirt. Die Philosophie ist dem Geiste so unentbehrlich, wie dem Leibe das Brot. —

Die vulgäre Neugierde schmachtet nach Thatsachen, der Geist nach Ursachen. Die Neugierde des Geistes ist nach innen, auf die grundlegenden Thatsachen gerichtet. —

Die Motivirung der Welt und des Lebens kann nur im großen und ganzen versucht werden; die einzelnen Erscheinungen entziehen sich derselben als Producte des Zufalls. Gott, welcher die Wahrheit ist, erkennt vollständig die Natur, seine Natur; dem Menschen bleiben ihre einzelnen Aeußerungen räthselhafte Zufälle. Und vollends das Walten des Glückes erinnert an Zauberei; der Zufall, das Geben und Nehmen des Glücks, scheint oft das Werk taschenspielender Geister zu sein, welche unsichtbar die Knoten schlingen und lösen, während wir alles selbst zu thun glauben. So mag sich die Vorsehung scheinbar widernatürlicher, d. h. menschlich unfaßlicher Wege bedienen, um die Weltregierung nicht aus der Hand zu lassen. —

Es ist merkwürdig, wie die bösen Geister unserm Innern bald selbstüberschätzende, bald selbstverachtende Einbildungen zuflüstern. Mit einiger Aufmerksamkeit auf sich selbst sieht man sie ordentlich auf der Lauer stehen, um jede Gelegenheit zu ergreifen, uns der Würde des Geistes verlustig zu machen. Unermüdblich thätig, locken sie uns mit neuen oder wiederholten Versuchungen, häufig mit solchen, welchen wir längst entwachsen zu sein glaubten. Gleicherweise sind die guten Geister bemüht, unsere geistige Würde zu retten; sie mahnen den Säumnigen, trösten den Verzweifelnden, knüpfen immer aufs neue die Fäden zwischen Gott und den Menschen. —

---

## Das Jahr 1866.

---

Die Versuchung tritt nahe an mich heran, meine bisherige Darstellungsweise fallen zu lassen und den Leser von nun an mit biographischen Aeußerlichkeiten zu unterhalten. Doch muß ich noch um einige Geduld bitten; denn gerade die ersten Monate dieses Jahres sind reich an lebendiger Verarbeitung Mehr'scher Ideen, während die Folgezeit mit ihren Ereignissen mich davon abzog. Bei einem Schriftsteller bildet aber, wie mir scheint, das Leben und Wirken seiner Ideen den bei weitem wesentlichsten Theil der Biographie. —

Mehr gab mir Gedichte zu lesen. Sie gefielen mir wegen der klaren Beziehung des Dichters zu Gott und wegen der edeln und zuversichtlichen Art, wie sie sein Verhältniß zur Mit- und Nachwelt ausdrücken. Dennoch sprach ich Zweifel aus, ob diese Ideen noch Dichtung genannt werden können, und ob solche schmucklose Worte noch Poesie und nicht gereimte Prosa seien? Er ließ das nicht gelten; die Gedichte seien gezeugt und nicht gemacht; ihr Inhalt



schließe den Schmutz der Rede nothwendig aus. Es sei ein Anderes, auf das Gemüth und die Phantasie des Hörers wirken zu wollen, und ein Anderes, lichte Ideen in eine organische, epigrammatische Form zu bringen. Die Poesie wende sich allerdings an das Bedürfniß der Freude; aber nicht jeden erfreue das Gleiche, den einen Sinnenreiz und Gefühlschwelgerei, den andern das einfache Kirchenlied. Seine Gedichte beabsichtigen Erhebung über das Schicksal; er erreiche diesen Zweck bei sich selbst und es gebe Leute und werde künftig deren mehrere geben, die er auf diese Art zu erfreuen gedenke. Uebrigens sei das unruhig wogende Phantasiespiel, welches der große Haufe verlange, tief unter jener Meisterschaft der Phantasie, welche die Wirklichkeit in den feinsten Zügen nachzubilden verstehe. Daß er letzteres vermöge, habe er bewiesen.

Sch war bei Mehr, traf ihn unwohl, arbeitsunfähig und klagend, daß er dadurch das Einzige verliere, mit dem er geize — seine Zeit. Er nannte die Religion die feinste Blüte der Wissenschaft — daher der Geist der Weg zu ihr. Was das Gemüth an Schätzen in ihr entdecken konnte, hat eine frühere Weltzeit gefunden; eine noch frühere hatte Gott nur als Herrn der Natur. Damals führte die Furcht, später die Liebe zu ihm; jetzt soll es der Geist. Das geistige Leben ist das höchste; die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit ist nur das Außen und Unten, der Geist ist das Innen und Oben, sein intensives Reich ist ungleich herrlicher. Das Ganze aber ist Geist und Materie — Ein

Wesen, dessen Herrschendes der Geist, dessen Dienendes die Natur ist. Eine Welt ohne selbstbewußten Geist wäre kein Ganzes, weil ihm zum All eben das Herrlichste fehlen würde. — Ein wesentliches Hinderniß der rechten Gotteserkenntniß und der innigen Gottesfreude ist das Vorurtheil, daß die Welt so, wie sie ist, Gott zugeschrieben wird; damit hängt zusammen, daß man sie in ihrer jetzigen Gestalt für unvergänglich und eine Materie oder Natur für undenkbar hält, welcher das Unreine und Unschöne nicht anhaftet. — Ein zweites Vorurtheil ist, das Böse nur als Mangel des Guten, nicht als dessen Gegner zu betrachten; ein solches schattenhaftes Ding ist gegen die Erfahrung und nimmt dem Guten in der Welt und in Gott selbst mit dem Gegensatze auch den Reiz, mit der furchtbaren Gefahr auch die triumphirende Freiheit. — Ein drittes Vorurtheil richtet sich gegen den Einblick in das innere Leben Gottes und in die Stufenfolge seiner organischen Entwicklung; man nennt den Versuch eines Einblicks vermessen, ohne gewahr zu werden, daß ein Gott, bei dem man sich nichts denkt, auch dem Gemüthe fremd bleibt. — Die verschiedenen religiösen Bekenntnisse haben von allebem eine Ahnung gehabt, und darum hat man sie mit Recht für den höchsten Schatz der Menschheit gehalten; aber es ist die Aufgabe des Geistes, von dem Glauben zum Schauen — soweit dies menschenmöglich — überzugehen. Auch das heiligste dieser Bekenntnisse, das christliche, bedarf der Entwicklung, Klärung und Vervollständigung. Die Befriedigung des Gemüthes, welche

es noch immer bietet, muß sich auf den ganzen Menschen erstrecken und darf die Befriedigung des Denkvermögens nicht dem Materialismus in träger und gefährlicher Bescheidenheit überlassen. Der Geist muß sich zusammenehmen, muß den Flug in das Ueberfinnliche wagen und sein innerstes Wesen mit dem göttlichen verknüpfen lernen. —

Gottes Wesen ist analog mit dem unserigen zu denken, wenn auch selbstverständlich *toto coelo* darüber erhaben. Gottes Thätigkeit hat immer voll und ganz, was sie will, während die unserige sich mit dem Streben begnügen muß. Gott, der Schöpfer aller Dinge aus seiner eigenen Natur, erkennt dieselben vollständig und ist daher die Wahrheit selbst, während der Mensch — das abgeleitete Bruchstück — nur mühsam die Wahrheit zu suchen vermag. Gott, der Allmächtige, ist ebendeshalb auch der Allgütige, während die Beschränkung der menschlichen Kräfte den Trieb zum Guten lähmt und den über seine Ohnmacht erbitterten Stolz zum Bösen verlockt. Gott, schon im Urstande vollkommen schön, hat auch die Schönheit des Alls zum unverrückten Ziel und realisirt sie allmählich durch die Begabung seiner Geschöpfe; der Mensch macht von dieser Begabung freien Gebrauch, kann aber wegen seiner Unvollkommenheiten nur Bruchstücke von Schönheit liefern.

Wenn man die Zustände menschlicher Seligkeit analysirt, so erkennt man, daß in ihnen ein harmonischer Verkehr aller Qualitäten der Person, ein Zusammenstimmen von Geist, Gemüth und Natur stattfindet; die Seligkeit zehrt

vom Eigenen, während das Glück von außen, nicht aus dem innern Reichthum kömmt. Gott genießt dieses liebenden Wechselbeziehens der eigenen Grundkräfte im höchsten Maße, unabhängig von dem Außen, das einst noch nicht war. Das Böse, das in dieses Außen gekommen ist, berührt seine Seligkeit nicht und erwirbt ihm, dem Siegesgewissen, aus dem tragischen Ernst des Kampfes die Wonne des Triumphs. *Nemo contra Deum, nisi Deus ipse*; Gott ist sein eigener Gegner, um freie, bewusste und bewährte Mitgenießer der Seligkeit zu gewinnen. Nur so gedacht ist Gott auch liebenswürdig und kann für das menschliche Gemüth der Gegenstand freudiger Liebe sein. —

Die Aufgabe unserer Zeit ist die Wiederanknüpfung des menschlichen Geistes an den göttlichen. Der Glaube, welcher einst blos geglaubt wurde, muß jetzt durch Wissenschaft das verlorene Leben wieder erhalten. Es muß ein liches Bewußtsein gepflegt werden, welches den irdischen Beruf mit dem ewigen verbinden, die Zwecke des Daseins muthig erfüllen und den Tod als Himmelspfortner willkommen heißt. Philosophie und Kunst müssen dieses trostreiche Ziel in's Auge fassen; das Göttliche muß aus dem Menschlichen erklärt, das Menschliche im Göttlichen verklärt werden. Das zeitliche Leben muß seine Stellung klar in dem Rahmen des ewigen erhalten, lebensvolle Liebe muß wieder den Menschen an Gott binden. Sehr viel ist zu thun; Vorurtheile müssen ausgejätet, das dummgewordene Salz erfrischt, der Boden der Gottesahnung neu befruchtet werden.

Werke der Schönheit müssen locken, Werke des Hasses strafen und aufrütteln. Wie ein Stein liegt die Zeitlichkeit auf der Menge; die Geistbegabten müssen ihn wegrücken und den Blick in's Ewige freimachen. —

Wir kamen überein, daß es einer ungewöhnlichen Stimmung und Richtung des Geistes bedürfe, um in die Tiefen des göttlichen Lebens einzudringen. Alles Interesse der Gegenwart wendet sich der Naturforschung zu wie dem goldenen Kalb. — Auch solche Männer, welche den Geist im Gegensatz zur Natur praktisch als Tugend, Ehre, Aufopferung gelten lassen, leugnen oder vernachlässigen ihn theoretisch. Das Sittengesetz ist ihnen mehr als purer Mechanismus und weniger als Gotteswille; sie bethätigen die Freiheit ihres eigenen Willens und führen es dennoch wieder auf die bloße Natur zurück. Weil sie den Geist in seinem centralen Leben nicht zu erkennen versuchen, schwebt ihre Philosophie „zwischen Himmel, Erd' und Hölle wesenlos, ein leerer Traum“. —

Wir sprachen von dem Verhängniß, welches unsere Welt für den Abfall büßen läßt, der vorzeitlich stattgefunden. Mehr sagte, man stelle sich die Macht des aus Gott Entstandenen, die Macht der Geschöpfe Gott gegenüber nicht groß genug vor; man denke sich alles mehr gemacht als aus Gottes Wesen geschöpft, während das Gewordene als Bestandtheil der ewigen Natur eine Selbständigkeit und Widerstandsfähigkeit besitzt, welche den göttlichen Willen bestimmen muß, dem Verhängnisse seinen Lauf zu lassen.

Daher das Leiden auf Erden; aber in diesem Leiden verdienen wir uns durch Geduld und Aneignung der göttlichen Zweckthätigkeit die selige Ewigkeit, gegen welche zeitliches Leid nicht in Betracht kommen kann. —

Heute Mittags erhielt ich von Mehr die „Gespräche mit einem Grobian“. Er hat seinem Zorn darin kunstreichen Ausdruck gegeben und bleibt dabei heiter und liebenswürdig. Wir sprachen von der göttlichen Kunst des Wartens im Gegensatz zu den ungedulbigen Eiferern, welche gern mit dem Donnerkeile zur Hand wären. Woher rührt doch diese Heftigkeit? Aus Trägheit zum Theil, weil man die Arbeit hinter sich haben möchte — aus Kurzsichtigkeit, welche den Dingen nicht die nöthige Zeit zum Ausreifen läßt — aus subjectivem Hochmuth, dem Gegensatz des stetig wirkenden, energischen und großen Charakters. — Gott kann warten, weil in seinem wohlorganisirten Reiche jede Arbeit auf's beste gethan wird, — weil er über alle Windungen des Weges hinweg das segensreiche Ziel erblickt — weil dies Ziel das Glück einer Welt ist, welche in freier Liebe zu ihm sich selbst verklärt. —

Mehr sagt mir, sein Vater sei ein denkender Mann gewesen, welcher den Leuten die Wahrheit sagte. Seine Mutter dagegen sei von unverwüßlicher freundlicher Heiterkeit, und diese Eigenschaft habe auf den Sohn jene gutmüthige Theilnahme und Empfänglichkeit übertragen, ohne welche der Mensch kein Poet sein kann. —

Als ich letzten Mittwoch mit Mehr spazieren ging, drückte

er seine Absicht aus, den Theisten und Materialisten zu beweisen, daß es ihm allein gelungen sei, den Wunderglauben völlig abzustreifen, während sie noch tief darin stecken. Und zwar die Theisten durch den Mangel der nöthigen Uebergänge von dem Einen Gott zu der Vielheit der Dinge, die Materialisten durch den Wahn, daß aus Materie Geist, etwas specifisch Verschiedenes, sich erzeugen könne. Die Wunder hören auf, Wunder zu sein, wenn sie — in übersinnliche Regionen verlegt — die Gesetzmäßigkeit der Sinnenerscheinung nicht stören, vielmehr deren Möglichkeit erklären. —

Es ist ein eigen Ding um die Lectüre schöngeistiger Werke. Jedermann sucht Freude darin, Erholung von der Prosa des Lebens; aber die Erholung wird in sehr verschiedener Weise gesucht und angeboten. Den einen behagt phantastisches Zeug, grobsinnliche Spannung; sie nehmen es mit der Möglichkeit nicht genau und befriedigen sich mit einer Steigerung der gemeinen Affecte, von welchen sie im Leben beherrscht werden. Die andern suchen die Wahrheit der Wirklichkeit, die Befreiung von niedrigen Affecten, eine Anregung, welche beruhigt und erhebt. Erstere wollen sich zerstreuen und vergessen, letztere sich sammeln und begreifen. Die unechte Kunst läßt im besten Falle gleichgültig für die Aufgaben des Lebens, im schlimmern schwächt und verdirbt sie; die echte Kunst bezieht sich ermunternd auf diese Probleme. Die Künstler der Gegenwart sind größtentheils im Materialismus befangen; der

Geist Gottes schwebt nicht über ihren Wässern. Wie ist eine begeisternde Poesie möglich ohne Glauben an den Geist und seine Ideale! Solchen Dichtern bleibt nur der Naturdienst, die unverklärte Leidenschaft; und wenn etwas Geistiges in ihren Schöpfungen erscheint, so ist es ein für ihren Standpunkt Unmögliches, ein Unverstandenes, schlecht Wunderbares. Des echten Künstlers Werk ist von dem Bewußtsein hoher Ziele getragen; Gottes Geist durchbringt es, auch wenn sein Name unausgesprochen bleibt. —

Während wir uns so durch Wort und Schrift das dunkle Heiligthum göttlicher und menschlicher Kunst zu erhellen suchten, war langsam ein sehr unheiliges Dunkel heraufgestiegen, das Kriegsgewitter von 1866. Wie Mehr sich mit den Resultaten zurecht fand, ist in der zweiten Auflage der „Gespräche mit dem Grobian“ ausführlich zu lesen; den unmittelbaren Eindruck kann ich nur aus seinen schriftlichen Notizen entnehmen, da ich als Acteur mitzuspielen hatte. Viele mögen jetzt vergessen haben, welche Qualen damals das Herz deutschführender Männer durchschnitten, und welche gesteigerte Qual dabei diejenigen empfanden, deren Nerven nicht durch die Arbeit des Kampfes selbst eine wohlthätige Entladung fanden. Diese Schmerzen mögen um so mehr registrirt werden, als des Stoffes, welcher den Deutschen gegen den Deutschen in's Feld rufen möchte, leider noch immer genug vorhanden ist.

Am 7. Juni schreibt Mehr: Der deutsche Bruder



krieg — so ist es doch zu ihm gekommen! Das Schrecklichste, nicht zu Glaubenbe, ist eine Thatsache!

Am 16.: Das Unglaubliche, der Bruderkrieg, ist wirklich! — In unserer Zeit!

Am 20.: Das Ideal ist für Deutschland die freie Einheit. Aber in der Zeit des Realismus macht man die gemeinere, die materielle, die unfreie Einheit. In dieser haben vielleicht die Dinge zu geschehen, welche die Voraussetzungen der Freiheit und Einheit sind. — Sollen nie Gerechtigkeit und Vernunft die Oberhand gewinnen bei uns und unser öffentliches Leben segens- und ehrenreich organisiren? Schreitet bei uns nur die Herrschsucht zur That? Hat nur die Frechheit und Dummheit das Wort? Großer Gott im Himmel, laß die Selbstsucht nicht siegen gegen diejenigen, die das Bessere wollen! — Ich brauche wahrlich nicht in die Schlacht zu gehen! Ich stelle mir alles vor, fühle und leide alles mit! — Warum bin ich in diese Zeit gefallen! Warum kann ich nicht unter guten, redlichen Menschen leben, die mit mir schaffen und männliche Werke vollbringen! Es ist eine Greuelwelt! Die Bornirtheit und die Rohheit regieren, Noblesse und Bildung müssen leiden! — — Ja, man sieht es, Satan ist noch immer Herr der Welt! — Großer Gott, mein Gott, ich vertraue deiner Weltregierung! Du führst uns empor, unter welchen Leiden immer. Was du thust, ist immer das Beste, wenn es uns auch als das Schlimmste erschiene; — zuletzt werden wir's als das Beste erkennen! Du führst uns

weiter, und das Bessere gelingt mit deiner Hülfe schon auf Erden! Du wirst das Bessere dieses deutsche Volk noch sehen lassen — darauf setz' ich mein unbedingtes Vertrauen! —

Am 21.: Das Leben auf Erden ist ein Kampf. Glauben wir, uns friedlich einrichten zu können, dann überzeugt uns plötzliches Kriegsgetöse, daß nur eine Waffenruhe stattgefunden hat. — Man soll in dieser Welt keine Freude haben. — Im Frieden ist man gebrückt durch den Leichtsinne, die Seichtigkeit und Frivolität der Menschen, im Krieg durch ihr Elend und durch die Rohheit der Stärkern — — Noble, ideale Seelen haben nur allzu viel Neigung, die Existenz und die Thätigkeit des bösen Princips zu vergessen. Aber mitten im schönen Vertrauen werden sie schrecklich daran erinnert! —

Am 22.: Große Aufregung, gestörter Schlaf. Endlich mehr gewöhnt, „eingeteufelt“. Doch immer erscheint die Vorstellung eines mörderischen Bruderkampfes wieder entsetzlich. Schwankungen. Gebrückt; dann wieder frei: den Augen dieser schweren Zeit vorausempfindend! — Ist nicht zu hoffen, daß Einsicht und edler Sinn in der Nation zur Herrschaft kommen werden? Dann würde zwar nicht die goldene Zeit kommen, aber es würde besser werden und man würde, auf eine gebetliche Thätigkeit sich einrichtend, nicht plötzlich in Scham dastehen, daß man sich durch Vertrauen selber, getäuscht hat.

Am 23.: Wir erleben jetzt freilich eine recht interessante

Zeit! Spätere können uns darum beneiden! Ich wollte aber diesen Vortheil gern entbehren; und wollte Gott, daß diese interessante Zeit in der kürzesten Zeit vorübergehe! — In dieser schrecklichen Zeit bekämpfen sich Gefühle und Gedanken. Unmittelbar würde mich der Sieg des Bundes beglücken. Aber ich sage mir, daß ein zu großer Triumph Oesterreichs über Preußen nichts Gutes bringen würde, und ich kann ihn nicht wünschen. Sogar eine egoistische Reflexion ist mir heute früh unwillkürlich aufgestiegen. Ich bin in München und Wien mißhandelt, in Berlin geehrt worden, und es rief in mir: Thor, das Glück deiner Verächter liegt dir am Herzen! Ich dachte mir: komm' es, wie es wolle! Aber jetzt, Abends, drückt mich wieder das unnatürliche Elend des deutschen Landes tief und der Gram nagt an mir!

Am 24.: Johannistag — sonniger Sonntag! — Wie traurig klingen mir die Töne einer Amsel! Unser einer hat nicht nöthig, physisch zu leiden; das geistige Leiden, das den Körper schmerzlich durchbebt, reicht wahrlich zu! Es ist ein Mitleiden der schwersten Art. — In mir strebt alles, zu schaffen, zu bauen, zu bilden, in Harmonie zu bringen: und ich muß die greuliche Zwietracht sehen, ohne zu wissen, wohin sie führen wird. — Gute Geister, steht mir bei! Großer Gott, hilf mir, rette das Vaterland! — Ich will diese Schmerzen tragen! Es ist besser, als wenn ich darüber erhaben wäre! Da ich nicht helfen kann, so will ich wenigstens leiden! — Nach und nach wird man

gewöhnt! In der Schweiz und in Amerika siegten die Bündler über die Sonderbündler; aber hier waren sie die edlere Partei und hatten nicht nur das Recht für sich, sondern das höhere Ziel, eine Idee! Welches ist die Idee des jetzigen Deutschen Bundes? Er trete damit hervor! —

Am 27.: In einer Zeit wie die jetzige ist, müßte man zu Grunde gehen, wenn die Liebe zum Schaffen, der schmerzliche Widerwille gegen die Zerstörung immer gleich lebendig blieben. Aber es ersteht in uns eine Resignation, eine dämonische Gleichgültigkeit; und endlich hat man beim Ruin fast eine Art von Wohlgefühl! Das Diabolische steht auf in uns!

Am 28.: Es ist etwas Ungeheueres, vor einer solchen Entscheidung zu stehen, wie sie jetzt fallen soll. Was wird unser Schicksal sein? Was wird aus der Natur der Dinge hervorgehen? Was wird Gott wollen? Durch welche politische Organisation wird die dritte Zeit eingeleitet werden? Durch ein parlamentarisches Großdeutschland? Durch ein parlamentarisches Kleindeutschland? Oder durch einen Dualismus, durch eine vorläufige Trennung Norddeutschlands und Süddeutschlands? Gott weiß es; wir Menschen, wir Deutschen müssen's erwarten. Bald hoffentlich — und das bitt' ich zu Gott aus den tiefsten Tiefen meines Herzens — bald hoffentlich werden wir's erfahren! (Dies schrieb ich an meinem sechsundfunfzigsten Geburtstag, mitten zwischen einer Begründung der höchsten Wesen — einer nachträglichen Einlage in den fertigen Aufsatz „Die Wesen-

leiter“ — Vormittag gegen 11 Uhr. Ich sitze, Augustenstraße 1/3, am Schreibepult, eine Markise hält mir die Sonne ab, durch das geöffnete Fenster bringt frische Luft; gegenüber, in Bayern, singen noch Vögel. Der Tag ist durchaus lieblich und friedlich. Und was geht jetzt möglicherweise vor? — Hoffnung, Hoffnung, du bist eine große Göttin! Die größte Gottesgabe!

Ich übergehe die widerspruchsvollen Gerüchte vom Kriegsschauplatz.

Mejr schreibt am 29.: Was ist es um die menschliche Kultur! Wir halten uns für so gebildet, und wenn etwas geschehen soll, dann ist immer noch Gewalt nöthig. Aus Vernunft und gutem, kräftigem Willen geschieht nichts im politischen Leben; immer muß einer die andern durch Schläge vorwärts treiben. Immer sind Blut und Elend und Jammer des Volks die Bedingung! — In der äußerlichen Sphäre der Politik ist viel Mögliches und Zufälliges. Es kann so kommen; es kann aber auch anders kommen, und dann richtet man sich damit ein. Die Peripherie hat viele Punkte — von jedem kann man nach dem Mittelpunkt streben. Darum, wenn man treu am Centrum hängt, kann man sich außen der Entscheidung des Zufalls ergeben.

Am 30.: Ich schäme mich meines Gefühls nicht; nicht meines Mitleids, nicht meines Grams. Wer diese Empfindungen jetzt gar nicht hat, der ist kein Mensch, sondern ein Thier, das nur auf seinen Raub schaut —

Ich übergehe weiter den Eindruck der Schlacht von

Königgrätz und die naheliegende Theilnahme Mehr's für die scheinbar zwecklos den Kampf fortführenden Bayern, den Unwillen über die drohende Einmischung Frankreichs und wieder den Schmerz über das Einbringen der Preußen in Franken. Was ich noch anführen will, sind Gefühle und Gedanken allgemeinerer Art.

Am 1. Juli schreibt Mehr: Ich bin ehrlich. Wo der Krieg tobt, da bin ich nichts. Also will ich den Frieden, wo ich schaffen und wirken kann. Alles andere kann ich eher ertragen, als seinen Verlust und Mangel. Ist er gesichert, dann fühl' ich mich, und gegen die materiellen Triumphe kann ich mit Siegen des Geistes mich aufrichten.

Am 3.: In Preußen herrscht die rationelle Behandlung aller Verhältnisse vor, in Oesterreich das natürliche Wachsenlassen zu Kraut und Unkraut. Jene mußte einmal siegen. — Obwol ich den Sieg Preußens am 20. Juni schon für wahrscheinlich erklärt, so hab' ich doch nicht alle seine Vortheile gekannt und nicht alle Schwächen des Bundes. Jetzt bekommen wir in Deutschland die Herrschaft Preußens und damit mehr materielle Macht und materielle Einheit. Die Süddeutschen haben jetzt durch Geist und Charakter für geistige Macht und Freiheit zu wirken. Die Preußen legen den Boden!

Am 8.: Wie, wenn der Streit, von Gott aus, den Zweck hätte, die Starrheit des Katholicismus zu brechen? — Ich habe immer noch nicht genug Gottvertrauen! Ich meine immer noch, denen, die ich liebe — ja allen Menschen,

die es irgend verdienen, müsse es schon auf Erden wohl ergehen. Im greulichsten Lärm der Zerstörung an Gott zu halten, ist groß; — aber schmerzlich zu leiden mit den Leidenden, ist menschlich!

Am 10.: Ich könnte wohl auch hart sein, wie es „große Männer“ zu sein pflegen; aber ich will es nicht. Meine Phantasie stellt sich die Leiden anderer vor, und ich wehr' es ihr nicht; ich will mitleiden, um nicht alles vor den Leidenden voraus zu haben, sondern auch meine Last zu tragen. Und dieser Zug hat einen Zweck. Wer die Leiden der Menschen mit leidet, der denkt auf Heilung, Trost, Ersatz. Und diejenigen, welche heilen und retten, sind doch die wahren großen Menschen. — Bin ich erregbarer als andere, so will ich auch humaner sein; — für das Gedeihen anderer wirken mit meinen Kräften, so viel ich deren habe.

Am 11.: Setzt nicht den Glauben an den Geist, an den Culturfortschritt zu verlieren, ist wirklich etwas. Der Geist der Zerstörung macht ungeheuerere Anstrengungen — —

Am 25.: Kunst und Wissenschaft, die Fragen der Religion und Philosophie, sind und bleiben mir wichtiger als alle Politik. Die politischen Organisationen sollen dienen: das ist ihre Bestimmung!

Am 27.: Es ist ein ungeheurer Gedanke, im irdischen Verlust den ewigen Gewinn zu denken und im irdischen Gewinn den ewigen Verlust! Steht uns dieses wahre Verhältniß vor der Seele, so erfüllt es uns mit wunderbarem Trost.

Am 29.: Die Bayern wehren sich tapfer bei Würzburg. Mitleid mit den Opfern, Freude über den Kriegermuth. Aber jetzt: Friede!

Ich habe die Aeußerungen der Indignation, welche sich gegen die deutschen Staatslenker überhaupt und gegen die preussischen nebst ihren Anhängern insbesondere richten, hinweggelassen. In der Erregung des Augenblicks geschrieben, können sie keinen dauernden Werth beanspruchen und wichen auch bei Melchior Mehr bald einer unbefangenen Würdigung der Lage und der handelnden Personen.

Am 8. August erzählt das Tagebuch: „Bericht von mir erscheint in der «Allgemeinen Zeitung». — Absicht: in Berlin zu billigen Friedensbedingungen zu stimmen! Hilft's nichts, so schadet's nichts.“ — Am 19. und 20. wurde er noch einmal tief aufgeregt durch einen Brief vom Heere, welcher die Möglichkeit der Wiederaufnahme des Kampfes, und zwar zunächst im Ries, an Mehr's Geburtsstätte, behauptete. Die Vorstellung der Verwüstung trat vor sein Auge, mehr noch die Besorgniß, daß die Herzen vergiftet, Muth und Freudigkeit zur Wiederherstellung eines guten Verhältnisses geraubt würden. Endlich ein paar Tage später konnte er schreiben: „Friede! Gott sei Dank! Behagen. Vertiefen in die Welt des Geistes.“ —

Was Mehr's Stellung zu politischen Fragen im allgemeinen betrifft, darüber gibt der Roman „Vier Deutsche“ den besten Aufschluß. Der Poet dort ist er selbst. Das warme Herz bewegt ihn zu lebhafter Theilnahme; doch



dabei bleibt es, zum Mithandeln entschließt er sich schwer und kehrt sobald als möglich in seinen Himmel zurück. Da sind die Thaten, deren Verrichtung ihm aufgetragen ist. Hält er auch zu einer der sich unten halgenden Parteien, so sieht er doch auf alle von oben herab. Das befriedigt nicht nur seinen Gerechtigkeitstrieb, sondern auch seinen Drang nach Wahrheit, welche sich nur dem unbefangenen Auge entschleiern.

---

## 1867 und 1868.

---

Mehr pflegte die Zeit bis Mittags 1 Uhr zur Production zu verwenden. So sehr er die Momente der Begeisterung zu schätzen wußte, so war er doch überzeugt, daß ohne anhaltenden Fleiß kein großartiges Schaffen möglich sei. Nach mäßigem Mahl in einem Speisehause trank er Kaffee in Gesellschaft von guten Bekannten, besorgte dann seine Geschäfte oder machte sich durch einen Spaziergang Bewegung. Den Abend brachte er, nur etwas Obst oder kaltes Fleisch genießend, zu Hause lesend zu. Diese gewohnte Lebensweise wurde hier und da durch Essen bei Verwandten und Freunden, durch abendliche Einladungen in Familienkreise oder durch den Besuch der „Zwanglosen“ und der „Krokodile“ unterbrochen. Mehr war dann fröhlich mit den Fröhlichen, gab manchen humoristischen Toast zum besten und war gern gesehen von Männern und von Frauen. Seine Gesundheitsverhältnisse zwangen ihn jedoch, solche Unterbrechungen immer seltener eintreten zu lassen. Neben kleinern Störungen, wie sie bei empfindlichen Orga-

nismen vorkommen, litt er an Krankheitserscheinungen des Unterleibs, welche die Vorboten eines tödlichen Uebels waren. Dergleichen Anwandlungen störten auch öfters seinen höchsten Genuß, die productive Arbeit. Diese richtete sich abwechselnd, man möchte sagen gleichzeitig, auf den Himmel und auf die Erde. Philosophirend und dachtend versenkte er sich in das Wesen Gottes oder verklärte die Welt. Ihm war beides Bedürfniß und er schöpfte aus dem einen die Kraft und Lust zum andern. Man muß dies wissen, um ihn und seine Werke recht zu begreifen. Er liebte seine Geisteskinder, wie ein Vater sein Fleisch und Blut liebt, und ihr Schicksal auf dem Weltmarkt bewegte ihn mehr als sein eigenes. —

Ich lasse im Folgenden Melchior Mehr wieder selbst reden, und es ist mir eine peinliche Pflicht, auch jene „Bemerkungen und Bekenntnisse“ zu veröffentlichen, welche sich auf seine schmerzlichen Erfahrungen als Schriftsteller beziehen. Der Inhalt der nachgelassenen Selbstgespräche wird jedoch beweisen, daß ich mich dieser Pflicht nicht entschlagen durfte. Sie lauten auszugsweise:

Ich kann wohl sagen, daß ich einen natürlichen Willen der Wahrheit und der Gerechtigkeit habe, mit dem Endzweck der Beglückung, mit dem Ideal des allgemeinen Heiles. Wird es möglich sein, daß man dies später an mir erkennt und als charakteristisch hervorhebt? Ich will aus meinem innersten Wesen den Willen Gottes, wie ich ihn als schaffend, als bildend und heiligend für alle Ge-

schöpfe erkannt habe. Das ist ein unmittelbarer Drang, und nur ihm folgend genüge ich mir. Es ist keine Aufgabe, die ich mir stelle und deren Erfüllung ich mir abnötige. Wenn ich mich gehen lasse, dann geht mein Streben dahin. Dafür kann ich nichts, es ist mir gegeben, es ist ein göttliches Geschenk; aber es ist eine Thatsache, die ich immer wieder an mir beobachte, und darum spreche ich sie hier aus.

Mein Herz ist weit genug für das Ganze; ich hänge es nicht an etwas Einzelnes. Immer komme ich auf das Ganze, auf den allgemeinen Organismus, auf Gott zurück. Dem Höchsten wie dem Niedrigsten — dem Ganzen in allen seinen Gliedern gerecht zu werden, ist meine Natur und mein Wille. Darum ist es mir lieb, daß ich nicht nur Philosoph bin, sondern auch Poet! daß ich auf beide Weise alles spiegle.

Von oben nach unten, von den Ursachen zu den Sachen zu gehen, das ist mein Gang. Die Sachen allein interessiren mich nicht, sie müssen als Folgen der Ursachen mir erscheinen — als Beweise und Symbole des Geistes.

In hohem Maße hab' ich beides, die Liebe Gottes, und den Unant der Welt. Je liebevoller Gott mich beschenkt, je weniger versteht mich die Welt, je gleichgültiger geht sie an mir vorüber. Was am höchsten geliebt und erstrebt werden sollte, das wird geringgeschätzt!

Es hat etwas Rührendes, wenn der Dichter, der Denker, göttliche Geschenke der Welt anbietet und empfiehlt, bun

diese will nichts davon wissen und spielt gegen ihn den Bornehmen! Und der Genius ist geduldig, weil die Welt dieser Geschenke bedarf, und er erträgt ihre Unbilben und läßt nicht nach in der Bewerbung um ihre Aufmerksamkeit, bis diese einigermaßen errungen wird!

Es soll nicht gezeugnet werden, ich staune zuweilen über mich selbst — über meine Fähigkeiten; sowol über die allgemeinen, wie über die besondern. Aber ich fühle sie dann als empfangene, und zu der Freude, sie zu haben, gesellt sich das innige Dankgefühl gegen Gott, der sie mir gegeben, der sie mir hat zukommen lassen.

Welche schöne Sache ist es um den Geist! Die Rieser Bauern sind in meinem Kopf und Herzen doch ein wenig besser, angenehmer und interessanter geworden, als sie in der Wirklichkeit sein mögen.

Die Nachwelt wird sich viel mit mir beschäftigen. Aber ich verdien' es, weil ich mich auch sehr viel mit ihr beschäftige. Ich habe fast immer sie vor Augen als den Verein derjenigen, die mich fassen und lieben können und werden.

Der Philosoph als Poet: das mußte auch einmal kommen! — Und in mir ist's zum ersten mal so recht eigentlich erschienen!

Auf allen Punkten von der Natur emporzuführen zum Geist — vom Pathos zum Ethos, vom Stoff zur Form, vom Werke zum Urheber — das ist meine Mission.

Raum einem andern wird die Nachwelt so viel heim-

zahlen, wie mir; denn kaum einem andern ist die Mittelwelt so viel schuldig geblieben.

Daß ich, der ich, vor dem siebenundfünfzigsten Jahre stehend, als Autor noch nicht durchgedrungen bin, gleichwol das Vertrauen und den Muth nicht verliere, das ist doch wohl etwas! Meine Heiterkeit gegenüber dem ungeheuern Stumpfsinn meiner Zeitgenossen erheitert mich selber.

Von mir wird alles verlangt; und wenn ich dann alles leiste, dann wird alles daran vermißt. Ich schaffe Werke der Natur und der Leidenschaft, — Werke des Lichtes und der Weisheit. An jenen vermiffen sie den Ibeengehalt, an diesen die Naturgewalt. Diese stupide Ungerechtigkeit muß übrigens doch einmal zu Schanden werden.

Welche ungeheurere Gunst ist mir zugewendet, daß ich den Geist der Wahrheit habe — daß ich die Dinge sehe, wie sie sind, und erkläre, wie sie sind! Daß ich den wirklichen Zusammenhang des Ganzen erkenne! Daß ich das wirklich Höchste und Schönste — Grauensollste und Furchtbarste anschauere — und nicht nöthig habe, den Schein davon mir vorzufaseln, wie jetzt so manche Poeten, die gern tieffinnig wären!

Warum begnüge ich mich nicht mit dem Sein und will auch als das gelten, was ich bin? Warum begnüge ich mich nicht mit der Strafe, die der gemeine, freche Dube unfehlbar erhalten wird — warum fordr' ich, daß er schon jetzt gestraft werde?

Daß du etwas bist, das ist alles — ein unerschöpfliches Glück. Du mußt es verdienen durch eble Geduld und männlichen Kampf gegen die Gemeinheit!

Man wird später darüber staunen, was die Zeit nur angefangen hat, so dumm zu sein, um Werke wie „Gott und sein Reich“ und „Bier Deutsche“ übersehen zu können!

Ich hab' ein sonderbares Schicksal! Eigentlich bin ich der Lehrer meiner Zeit, und von sehr wenigen können die jüngern Männer so viel profitieren und lernen wie von mir. Aber ich bin Schriftsteller, entbehre des mir gebührenden Erfolgs, ich bedarf der Hilfe — und nun sind die jungen Männer, die von mir lernen sollten, meine Helfer, meine Protectoren, meine Richter — als Kritiker meiner Bücher! — —

Ich wäre, ohne Noth, zu ebel, um der Welt meine Arbeiten und mich aufzudrängen. Meinetwegen auch zu stolz! Aber dann würden die Menschen des Bildungselementes entbehren! Darum bin ich in Noth, ich muß meine Arbeiten verbreiten, ich muß sie der Welt anbieten und anbieten lassen: so kommt die spröde, dumme Welt zu dem, was sie braucht.

Wie furchtbar viel bleibt die Welt mir schuldig! — Aber sie wird es mir bezahlen; wenn ich's auch nicht mehr eincassiren kann!

Da ich doch schon so viel der Klage das Wort gegeben habe, so will ich auch sagen, daß ich es als ein unendliches Glück empfinde, ganz unabhängig und frei pro-

duciren zu können und zur Production des Besten, Ewigen berufen zu sein. Ich hab' alles dran gegeben, um es zu können; — aber wenn ich so lange lebe und gesund bin, bis meine Hauptwerke vollendet sind, dann hab' ich in meinem Leben doch erreicht, was mir das Höchste ist.

Wie natürlich ist es, zwischen Klage und Dank zu wechseln! Der Grund zur Trauer ist endlich, aber auch der Grund zur Freude. Wer sich freut, arbeiten zu können, der wird betrübt, wenn er sieht, daß die besten Gedanken auf Gleichgültigkeit, auf Widerwillen, auf Bosheit stoßen. Das Gefühl des Alleinstehens legt sich schwer auf den Thätigen und Strebenden. — Ich werde stets arbeiten und meine Pflicht zu Ende erfüllen; aber daß die Menschen gegenwärtig so ganz und gar des Organs für Wahrheit und Gerechtigkeit entbehren und meinen Büchern die Hauptwirkung, für die ich sie geschrieben habe, versagt bleiben muß, ist und bleibt fatal — freuen wenigstens kann's mich nicht!

Meine Zeit als Schriftsteller kommt erst dann, wenn die Menschen wieder Sinn erhalten für Wahrheit und ein Verlangen, sie zu erkennen. Dann wird man in meinen Werken suchen und finden, was sie enthalten!

Ich habe eine uneingeschränkte Empfänglichkeit und Reizbarkeit für alles, was gut ist. Wenn ich etwas sehe, lese, wirkt immer unmittelbar das Gute auf mich, und ich freue mich darüber, von wem es auch komme. Erst nach und nach, der höhern Ideale mich erinnernd, werd' ich



kritisch und kann strenge sein gegen das Annahende und Schädliche. Aber fast möcht' ich sagen: nichts Gutes, was in einer Leistung ist, bleibt von mir unbeachtet und ungewürdigt.

Ein schreckliches Loos, das mir gefallen ist! Für die Gescheiten arbeiten und von den Dummen leben zu müssen! Daraus geht aber hervor, daß es meine Mission ist, auch die Dummen zu Gescheiten zu machen. Geduld, Geduld, Geduld! Alles kommt, wenn man nur warten kann!

Ich möchte in mir einen göttlichen Rattenfänger erblicken, der die Menschen zur Selbsterleuchtung und Selbstverehrung — zum Heile verführen will!

Ich sehe im Tiefsten ein: man muß unbedingt auf Gott vertrauen! Man muß unbedingt vertrauen, daß jeder guten That Lohn, d. h. die nothwendige gute Folge, jeder bösen That Strafe, die ebenso nothwendige böse Folge zu theil werde. Man muß nie zweifeln an der Gerechtigkeit, die ebenso in der Natur der Dinge wie im Willen Gottes liegt, man muß nie verzagen, wenn der Böse Vortheil, der Gute Nachtheil hat und auf die gute Folge warten muß. Warten, warten — mit Ruhe, Sicherheit, ja Freudigkeit warten, — ausharren mitten im triumphirenden Widerspruche der Welt: das allein ist des Mannes — das ist vor allen des gotterkennenden Mannes würdig!

Ich bin offenbar dazu bestimmt, das Höhere gegen das Niedere, das Ewige gegen das Zeitliche aufzustellen — und deswegen von den Vertretern des Niedern und Zeitlichen

immer wieder verlegt und gereizt zu werden! Wie sie nach Geld und eitler Ehre jagen und triumphiren im Besitz derselben! Wie sie den Geist verachten, verleumben, hemmen! Wie sicher sie sind und ohne Ahnung von der Vergänglichkeit ihres Besitzes! Mit welcher Anmaßung sie sich als Herren der Erde geriren! Das indignirt mich, weist mir meine Pflicht an — und echt, wie ihre Unverschämtheit ist, wird meine Züchtigung dieser Gesellen.

Wunderbar! — Wenn die Welt mich anerkennt, so würde ich „bescheiden“ sein. Ich würde im Besitz der mir gebührenden Ehre vielleicht sagen, daß man mir zu viel Ehre anthue! Da die Welt aber mich nicht anerkennt, muß ich unbescheiden sein, d. h. ich muß selber sagen, was ich bin und leiste, ich muß mich selber anerkennen und rühmen, ich muß mit Kühnheit, mit stolzer Originalität sagen, was Gott durch mich schaffen und thun läßt. Gott will, daß ich in dieser Welt unbescheiden sei! Ich bin's zur Strafe der Welt und zu seiner Ehre!

Wie lächerlich würde man es finden, wenn man hörte, daß ich mehr zu sein glaube, als es meinen Erfolgen entsprechend ist. Daß ich glaube, kaum nach einem kleinen Bruchtheil meiner Leistungen erkannt zu sein und für das Meiste erst noch Anerkennung finden zu müssen. Glauben, glauben an den Geist und an die Wahrheit und an den Sieg der Wahrheit, das muß einem Geschlecht, welches nicht über den Tag hinaussteht, unbegreiflich und recht eigentlich närrisch erscheinen.

Ich habe das interessante Schicksal, zugleich anerkannt und verkannt zu sein. Im Grunde bin ich damit zufrieden. Ich weiß, wie's den Anerkannten und den Verkannten zu Muth ist, und, in der Gegenwart durch mäßigen Erfolg in Hoffnung erhalten, ohne verwöhnt zu werden, bin ich gehoben durch das herrliche Gefühl, eine Zukunft und in ihr erst meinen wahren Wirkungskreis zu haben!

Unrecht, das man mir anthut, empört mich, und ich gehe in meinem Zorn darüber nicht selten zu weit. Ebenso gut aber kann ich mich darüber erheben und von einer sonnigen Höhe des Geistes ruhig darauf herabsehen. Beides geschieht abwechselnd, und anders soll es auch nicht sein. Der Zorn über Unrecht ist nöthig; denn er ist die erste natürliche Empfindung, ohne die wir später ein ruhig gerechtes Urtheil über die ungerechte That nicht fällen können; was wir doch sollen!

Wenn ich ehrlich sein soll, muß ich sagen, daß ich vor den meisten Menschen etwas voraus habe, das unstreitig zu den größten Vortheilen gehört. Mein Thun und das Ziel meiner Wünsche ist nicht an die Welt geknüpft! Welche Partei die Oberhand erhalten mag, keine hindert mich, Wahrheit und Schönheit zu produciren, und darum geht mein Geist über einen Stand der Dinge hinüber, welcher andere, weil er ihre Thätigkeit hemmt, tief betrüben kann. Ich gewinne meine Befriedigung schon durch das Hervorbringen; weiß aber ganz gewiß, daß alles Wahre und Schöne irgendeinmal auch seine Weltwirkung machen wird!

Es ist, als ob der Himmel eifersüchtig wäre auf die Erde! Glücklich soll man nur in ihm sein. Macht Einer Miene, glücklich zu sein auf Erden, dann trüben sich ihm die Quellen seines Glücks; — express, wie es scheint! — Wir sollen eben sehen: mit dieser Organisation geht's nicht; wir müssen eine andere haben; und um die rechte erlangen zu können, müssen wir sterben.

Es gibt ein Schicksal, dem wir nicht entgehen können, weil wir ihm nicht entgehen sollen. Ich soll der Welt einen Spiegel vorhalten, der ihr streng ihr wahres Bild zeigt. Zu diesem Ende muß mir aber von ihr immer wieder unrecht geschehen! Denn nur dieses reizt mich zur Strenge; wenn ich unbehelligt bleibe, seh' ich die Dinge der Welt im schönen Licht, und die nothwendige Züchtigung unterbleibt. Es ist da eine schöne Aussicht geboten! Ich werde also nie zum Lohne meiner Arbeit und zum Behagen des Daseins kommen, weil ich sonst eine meiner Aufgaben nicht erfüllen kann!

Die Welt hindert mich, Glück zu haben; aber sie hindert mich nicht, meine Arbeiten so gut als möglich auszuführen; und das ist die Hauptsache. Sie hindert mich nicht, mich selbst so gut als möglich auszubilden; und das ist das Allerwichtigste. Wer seine Arbeiten und sich selbst vollenden kann, der soll nicht klagen.

Mir wird die Nachwelt zugestehen, daß meine Werke echt sind und nur Einzelnes daran getadelt werden kann. Im ganzen spiegeln sie am reichsten und wahrsten das

Culturleben der Gegenwart. Ich denke an die Nachwelt, die mich, dieses erkennend, recht auffassen wird, mit Freude und Trost, da die Mitwelt unechte, gepuzte Machwerke meinen Arbeiten vorzuziehen die Gemeinheit hat.

Die Nachwelt wird mich herzlich, freundlich, ohne Uebertreibung würdigen. Sie wird an meinen Arbeiten Freude haben und sie wird etwas Heilsames aus ihnen lernen. Indem ich dessen gewiß bin, seh' ich über die urtheillose Mitwelt zu ihr hinüber mit einem schönen, heimlichen Gefühl, wie man auf wahre Freunde sieht.

Ich habe von Lesern und Leserinnen erfahren, die mich zu schätzen wissen, die meine Arbeiten lieben — und es mögen noch gar manche im deutschen Volke sein, von denen ich's nicht weiß. Aber die gebührende Anerkennung von Seiten der Nation selber habe ich nicht. Fehlt mir doch immer noch ein zureichendes Publikum! Von einer aufklärenden und bildenden Wirkung meiner philosophischen Werke kann ich nichts wahrnehmen. Auch in den „Gesprächen mit einem Grobian“ hat nur die Form gewirkt; das philosophische Licht, das in ihnen scheint, ist nicht begriffen worden.

Wenn ich in diesen Bekenntnissen so manches wiederhole, möge man bedenken, daß sich auch die Welt in ihren Unbilden gegen mich wiederholt — und daß ich nicht wissen kann, was ich schon geschrieben habe. Ohne beweglichen Anlaß nehme ich die Feder nicht zur Hand. Trotz der Wiederholungen sind diese Hefte ein Spiegel der Mitwelt — für die Nachwelt.

Ein Mensch, der auf's Haar so für die Natur wie für den Geist besorgt ist, und umgekehrt der mit gleicher Eifersucht weder der Natur noch dem Geist etwas nehmen läßt, ein solcher gegen beide gleich gerechter Mensch, wie ich, ist kaum noch dagewesen.

Wenn sich die Mitwelt an Gemeinheit gegen uns erschöpft, dann ist es für die Nachwelt sehr interessant, alles genau zu erforschen und daraus eine hübsche Geschichte zu formiren.

Mir ist es darum so schwer gemacht, auf meine Zeitgenossen zu wirken, weil ich die Wahrheit selber gebe. Die Wahrheit muß aber von den Geistern denkend, in edelster Erhebung aufgefaßt werden. Sie kann nicht Leidenschaften erregen, nicht dämonische Wirkungen — nicht Furore machen! — — Die Wahrheit — die göttlichganze Wahrheit — kommt nie in die Mode, reißt nicht hin, aber sie dauert länger, als alles Hinreißende: sie dauert ewig!

Die höhern Wesen beschenken mich überschwenglich, so daß ich die heilige Pflicht habe, auch die Welt so reich als möglich zu beschenken. Ich bin geradezu fast immer productiv; poetisch oder philosophisch. Ich bin productiv, wann ich will!

Und wenn ich der erste Poet wäre, ich wäre nicht zufrieden damit; ich ziehe vor, auch Philosoph zu sein. Der bloße Poet ist nicht herrschender Geist genug, hat nicht so die Seligkeit des Ueberblicks über das Ganze.

An der epischen Breite in meinen Erzählungen ist mein

Interesse am Einzelnen und meine Gründlichkeit, mein Trieb zu motiviren und keine Sprünge zu machen, schuld.

Nochmal, noch keine Mitwelt hat in den Werken eines Autors so viel übersehen, wie meine Mitwelt in meinen philosophischen; noch niemals hatte eine Nachwelt so viel nachzuholen, wie die meinige bei mir. Aber diese Ideen alle, die ich ausgesprochen, sind mir nur inspirirt worden! Ich habe wol gesucht, aber sie wurden dem Suchenden von oben gegeben. Das Beste, was ich gesagt habe, sind Einfälle — die mir ganz mühelos zugefallen sind. Ich hatte sie aus meinem Kopf nur abzuschreiben. Also kann ich mir des Reichthums wohl bewußt sein, — der mir nur geschenkt worden ist!

Wir sollen Geduld haben, Geduld ist groß — und ich bin der ungeduldigste Mensch von der Welt. Ich möchte immer gleich die guten Früchte meiner Thätigkeit sehen. Aber wenn ich nun sie nicht sehe und es doch ertrage und immer wieder fortarbeite, so bin ich, bei einer sehr ungedulbigen Natur, geduldig im Geist, geduldig mit Willen; und wenn ich das immer wieder und mein Leben hindurch bin, dann wird es mir am Ende doch als eine Art von Leistung angerechnet werden.

---

Mit Melchior Mehr's eigentlichen „Tagebüchern“ ist, abgesehen von ihrer sehr aphoristischen Form, schon deshalb wenig anzufangen, weil sein letzter Wille sie „mit Vorsicht

zu gebrauchen“ gebietet. Ich habe schon oben alle Bemerkungen weggelassen, welche sich handgreiflich auf Zeitgenossen bestimmter Kategorien beziehen; um so weniger kann ich die Tagebuchnotizen, welche alle Namen nennen, veröffentlichen. Daß ein Mann mit so concentrirtem Selbstgefühl, mit so lebhafter Ueberzeugung von der Erhabenheit seiner Mission, und dabei mit verhältnißmäßig so geringen äußern Erfolgen, eigentlich immer indignirt war, wird man begreiflich finden. Wenn er überdies häufig die Erfahrung machte, daß die gesellige Liebenswürdigkeit, deren Falten sein stolzes Bewußtsein verhüllten, für Schwäche angesehen und darnach behandelt wurde, so werden gewisse Explosionen des Tagebuchs, von denen er selbst sagt „die Urtheile sind öfters ungerecht“, genügend motivirt und doch auf längere Zeit hinaus mit Schweigen zu bedecken sein. Soll aber der Biograph das eigentliche Leben, welches Melchior Meyr menschenfreundlich verbarg, nun auch seinerseits ignoriren, unter der lächelnden Miene das verwundete Herz nicht zeigen, so gibt das ein unwahres Bild, über welches ich lieber hinwegleite.

Am 6. Juli 1867 starb Enhuber, nachdem er seine unsterblichen Illustrationen vollendet hatte. Meyr gedachte seiner mit wärmster Anerkennung und erlebte die Freude, daß das Meisterwerk den Hinterbliebenen bessere Früchte trug, als eine Zeit lang zu erwarten war.

Am 9. September trat Meyr an das Sterbebett seiner Mutter. „Sie ist sehr abgezehrt, aber ihr Gesicht hell, so



daß man sie nicht für eine Sterbende hält. Sie drückt mir zärtlich die Hand. Die gute, liebe Seele! Wiederholt hat sie zu mir gesagt: «Unser Herrgott wird's recht machen.» Ich erwiderte, „das wird er; verlaß dich drauf!“ Mehr fügt bei: Welch ein Ersatz ist doch der Glaube! Wie weit muß die Erkenntniß kommen, um in ihrer Art ihm gleich zu werden!

Am 16. trifft Mehr zur Weltausstellung in Paris ein; seine Notizen über den vierzehntägigen Aufenthalt dortselbst sind mir zu spät zugekommen.

Am 6. October macht er in München die Bekanntschaft von David Strauß. „Strauß hat ein feines, nobles, gutmüthiges, resignirtes Aussehen! Möll! Ihm fehlt die Sonne der Gotteserkenntniß!“

Am 17. November sagt das Tagebuch: „B. bei mir — philosophisches Gespräch (B. schreibt es vortrefflich in sein Tagebuch).“ Auf diese Empfehlung hin will ich meine Aufzeichnung hierhersetzen. Sie lautet: Der Verstand ist das Männliche, die Vernunft das Weibliche. Der Verstand arbeitet und forscht, strebt und irrt; die Vernunft (von Vernehmen) nimmt die Eindrücke auf, sowol von der inneren höhern Sphäre als von der äußeren. Die Vernunft nimmt für ihre Aussprüche, ohne Gründe dafür zu geben, apodiktische Gewißheit in Anspruch; sie ist die Naturseite des Geistes. Wenn der Verstand in dem jeweiligen Resultate seines Forschens irrt, so corrigirt sie es durch Gefühlsurtheil. Geist und Natur sind in Gott und Welt

unzertrennlich; die Vernunft vermittelt die Verbindung. — Es ist Thorheit, aus der Materie als Princip der Einheit die Welt abzuleiten; die Einheit in jedem Organismus ist der Geist. — Das Ich, der selbstbewusste Geist, vermag sich selbst zum Object der Betrachtung zu machen — zwar nicht so, als ob dasjenige, was betrachtet, im nämlichen Augenblicke auch der Gegenstand der Betrachtung sein könnte — aber so, daß der Geist sein eigenes Leben beobachten, seine gewordenen Gedanken vor sich hinstellen, über und hinter sich selbst kommen und dadurch in Selbsterkenntniß aufsteigen kann. Diese unendliche Erhebung des Geistes über sich selbst ist höchste Lebenskraft und ewige Lebenslust, das Princip der Seligkeit für Gott und seine Geister. Jede Vollkommenheit, welche nichts mehr zu thun übrig ließe, wäre keine Vollkommenheit mehr, sondern die Sklaverei der Langenweile. — Spinoza dachte sich Gott als Masse, Schelling (wiewol noch nicht vollständig) als Organismus, Melchior Meyr erhob sich zu der Idee des Einen gegliederten Ganzen. Dadurch daß Gott die in ihm, in seiner Natur, vorhandenen Potenzen zu eigenem Leben erwachsen ließ, kam in seine Selbstentwicklung der Kampf, die That, der Sieg. — — Gott hat einen Leib — die ganze Welt ist sein Leib, oder, besser gesagt, alle Leiber sind auch die seinigen. Wie unser Geist sich der Sinne bedient, um die Außenwelt zu sehen, zu hören und zu fühlen, so bedienen sich höhere Geister, indem sie von

innen heraus von uns Besitz nehmen, unserer Sinne und Gliedmaßen, um wahrzunehmen und zu wirken. Und so bedient sich der höchste Geist aller Geister und Organismen, und so tritt Gott in Verbindung auch mit der untersten, äußersten Sphäre. Wie Vieles sehen wir hier auf Erden durch fremde Augen! Unsere unmittelbare Erfahrung bildet dagegen nur ein Bruchstück. Und wie bedienen sich mächtige Menschen anderer Menschen zur Verwirklichung ihrer Absichten! Ihre eigenen Sinne und Gliedmaßen thun hierbei das Wenigste. Analog wie hier durch Wort, Schrift und Befehl wirkt im allumfassenden Organismus das Höhere durch das unter ihm Stehende, Gott durch Alle und Alles. — Jede Einwirkung eines lebendigen Wesens auf das andere geht auf dessen Inneres, Seele, Geist oder Ich. Selbst in Dingen dieser Welt, im Gebrauche der Gewalt, ist die physische Einwirkung das Wenigste, die moralische das Wichtigste. In höheren Dingen ist es unbestritten, daß der geniale Geist die andern Geister befruchtet; und wenn man genialen Geistern glauben darf, so erfahren sie ihrerseits das Einwirken innerlicher Stimmen, was man Eingebung, Inspiration nennt. Welche ungeheure Arbeit ist es für Gott, alle diese Wesen, denen er die Freiheit ließ, auch wider ihn zu sein, derartig zu läutern, daß sie einen Leib bilden, der seiner würdig ist! Und ist diese ungeheure Last nicht einer wahrhaft allmächtigen Anstrengung werth? Wie schal ist dagegen der Gottesbegriff, welcher vor lauter vermeintlichen Vollkom-

menheiten aus Gott die personificirte Unthätigkeit und Langeweile macht!

Die Vollständigkeit dieser Darstellung verlangt, daß ich noch eine Nachlese von solchen Gesprächen bringe:

Wir redeten vom historischen Drama. Er sagte, es sei ihm jetzt erst klar geworden, daß ein solches nur dann interessiren könne, wenn die Personen — gleichviel in welcher Zeit sie spielen — dem Publikum menschlich nahe gebracht werden, sobald sie durch die Motive ihrer Handlungen interessiren und eine besondere Theilnahme für ihr Schicksal erwecken. Der dramatische Dichter könne sich nicht vorsichtig genug gegen das Ueberwiegen des äußern historischen und localen Beiwerks in Acht nehmen. Das Einsehen müsse überhaupt dem Wollen vorausgehen; eine gute Theorie sei unendlich wichtig; sie gebe eine Klarheit, welche dem bloßen Talent das ermögliche, was man sonst dem Genie zuschreibe. — — Wir sprachen dann von der Phantasie als von der vergeistigten Sinnlichkeit und verfinnlichenden Geistigkeit, welche die Naturseite des Geistes mit der Geistsseite der Natur vermittelt, welche dasjenige intensiv ist, was in der Natur sich extensiv darstellt. Phantasielose Menschen besitzen kein Organ zum Erkennen veredelter Sinnlichkeit.

Wie ist Gott den Greueln der Welt gegenüber zu rechtfertigen? Der Gedanke ist unbefriedigend, daß durch den vorzeitigen Abfall eine Schuld für die Bewohner der jetzigen Welt entstanden sei, welche durch Kampf und

Leiden gelüht werden müsse. Durch jenen Abfall ist keine Schuld für uns, wohl aber der verkehrte Zustand der gegenwärtigen Welt entstanden. Gott wollte die nothwendige Folge nicht willkürlich aufheben. Die Gesetze seiner Natur achtend, ließ er dem Fatum um so mehr seinen Lauf, als er Alles versöhnend hinauszuführen vermag und eben in den Uebeln der Zeitlichkeit das Mittel erkennt, im Dulden geläuterte und in Freiheit bewährte Genossen seines ewigen Glückes heranzubilden. Man wird suchen müssen, sich von dem Wesen Gottes eine erhabeneren Vorstellung zu machen. Es ist möglich, daß er den Zufall walten läßt und den vorübergehenden Jammer der Creatur mit göttlicher Wehmuth hinnimmt. Der gemeine Mann hat Respect vor Leuten, welche gelitten haben, wie der Soldat stolz ist auf bestandene Mühseligkeiten. Das ungebildete Gefühl und der einfache Menschenverstand murren wenig über die Uebel des Lebens, selbst das Thier leidet und stirbt geduldig; soll da veredeltes Fühlen und philosophischer Tiefblick zurückbleiben? Oder ist es nicht die Aufgabe echter Philosophie, solche Instinkte zum Bewußtsein zu erheben und, mitten im Zufall stehend, darüber das Auge des Herrn zu schauen?

Geist und Natur! Alle Räthsel des Lebens und der Gottheit wurzeln in jenen beiden und in ihrem Verhältnisse zu einander; alle Verstimmung beruht auf ihrem Mißverhältnisse. Die Natur liebend auffassen und erklären, sagt Mehr, sei die Aufgabe des Dichters; von der

Natur sich zürmend abzuwenden, sei die Tharheit des moralischen Rigoristen. Sieh Gott naturlos als bloßen Geist zu denken, sei der Irrthum des Theisten — umgekehrt jener des Atheisten, sich ihn als geist- und selbstlos, als bloße blindwirkende Natur zu denken. Geist und Natur sind ursprünglich keine Gegensätze; Gottes Geist beherrscht liebend Gottes Natur, welche ewig ist wie er. Er ist ihr Geist, sie ist seine Natur — sie sind in Harmonie, sie sind identisch; ihre Gemeinschaft bildet das Vollkommene von Ewigkeit her und „ehe denn die Welt war“. Gleichwol lag die Möglichkeit des Gegensatzes in ihren Beziehungen; und als Gott aus seiner Natur die Welt sich entwickeln ließ, da wurde der Gegensatz wirklich — in der Welt nämlich, nicht in Gott. Der Gegensatz gebar die Dual, welche das Angesicht der jetzigen Natur verzerrt, aber trotz alledem die Schönheit der ewigen hindurchschimmern läßt. Die Natur, das dunkle Sein, ist ein ewiges süßes Geheimniß, welches nur liebende Verklärung, nicht aber helles Tageslicht verträgt; der Geist, der es hineintragen wollte, verfiel dem Wahnwitz. Im gesunden Zustande macht der Geist auch keine solchen Versuche; er läßt der Natur ihre Art, wahrt die seine und richtet seine Kraft auf ein schöpferisches Ziel in seiner Sphäre.

Mehr hat den unbedingten Muth seines Handwerks; Jeder muß ihn haben, der in seinem Berufe etwas Großes leisten will. Der werdende Classifier muß auf den augenblicklichen Beifall der Menge verzichten; ehe er classisch

gesprochen ist, wird ihn mit wenigen Ausnahmen die schönere Hälfte des Menschengeschlechts nicht nach Gebühr, sondern höchstens neben Anderen — pikanten Eintagsfliegen — schätzen. Es gehört ein sehr männlicher Geist dazu, die Form, d. h. die Organisation eines Kunstwerks zu verstehen und sich nicht vom Stoff beherrschen zu lassen.

Am 27. und 28. November wurde „Wer soll Minister sein?“ im Actientheater gegeben, das erste mal bei gut besetztem Haus mit großem Beifall und Herausrufen, das zweite mal bei schwach besetztem Haus mit Beifall. „Meine Hoffnungen hinsichtlich des nachhaltigen Effects auf's größere Publikum herabgestimmt“, sagt Mehr nach der zweiten Aufführung.

Im Februar 1868 betheiligte er sich an der Wahl eines liberalen Abgeordneten zum Zollparlament.

Im März wurde die Idee besprochen, eine Zeitschrift über die Fragen des Tages herauszugeben. Mehr schreibt „Ich opferte meine Unabhängigkeit! Würde in den Kampf der politischen Parteien gezogen!“ Die Sache ging nicht. An dem Kampfe für das Schulgesetz, welcher damals begann, betheiligte er sich durch Unterschreiben einer Adresse.

Im Juni reiste er auf einige Tage nach Ebermergen zur Hochzeit eines seiner Neffen. Er ist wie immer bei solchen Gelegenheiten vergnügt, freut sich an Allem und erfreut die Andern.

Im Juli wird „Agnes Bernauerin“ mit Erfolg und guter Einnahme im Hof- und Nationaltheater gegeben.

Im August erhielt Mehr von König Ludwig II. von Bayern den Michaelsorden.

Im September gebrauchte er die Brunnencur in Rissingen und besuchte auf dem Rückwege seine Angehörigen im Ries.

Im October „Agnes Bernauerin“ wiederholt.

3. November. „Brief an den Grobian begonnen (Erfahrungen eines deutschen Schriftstellers). Unter fortwährendem heftigem Katarrh (zwei schlaflose Nächte darunter) bis zum 12. vollendet. Ich habe das Gefühl: Das mußte ich noch sagen; aber dann soll nur Wahrheit, mit Ruhe sonntag ausgesprochen, und Schönheit das Wort haben!“

Man sieht, das äußere Leben unsers Denkers und Dichters bietet — wenigstens solange die Personen seines Umgangs nicht genannt werden dürfen — ein sehr dürftiges Material. Um so mehr wird man auf das innere Leben gewiesen, insoweit es sich auch außerhalb seiner Bücher manifestirte. Ich kann deshalb nicht umhin, wieder mein Tagebuch auszu ziehen:

12. Januar 1868. Ich lese Melchior Mehr's Aufsatz „Endlose Zeit und Ewigkeit“, dessen Grundgedanke, daß das Vollkommene schon an den Anfang der Zeitlichkeit vor die Schöpfung gestellt werden müsse, wunderschön und herrlich durchgeführt ist. Die Episode der Zeitlichkeit ist bei weitem nicht das Schönste und für Gott Wichtigste in seinem ewigen Leben. Die Entwicklung von innen nach außen, von oben nach unten, ist die normale und gotteswürdige; die entgegengesetzte ist nur Nothent-



wickelung — Emporheben der gefallenen Creatur durch Gott und seine Organe.

27. Januar. Wir sprachen über die Unsterblichkeit. Das, was uns mit Grausen und Abscheu erfüllt, die Verwesung, trifft nicht das Wesen des Menschen, sondern nur das Material, aus welchem das Werkzeug gebaut wurde, dessen der Geist nun nicht mehr bedarf. Das Princip einer neuen Körperbildung nimmt der Geist mit sich, wenn er stirbt oder vielmehr nicht stirbt. Die Sklaven der Sinne begreifen nicht, wie und wo der Geist ohne Sichtbarkeit fortleben könne? Es gibt aber eine Art, und gerade die höchste Art, zu sein ohne Räumlichkeit; der Geist hat diese Art zu sein selbst da, wo er mit einem sichtbaren Körper verbunden erscheint; Gott hat diese Art zu leben ausschließlich. Der menschliche Geist verläßt den menschlichen Körper, nicht um zu vergehen, sondern um ein höheres innerlicheres Sein zu leben.

13. Februar. Ich sprach gestern mit Melchior Mehr darüber, daß die Reinigung der Furcht und des Mitleids nicht nur die Aufgabe der Tragödie, sondern des Menschenlebens sei. Er meinte, das sei doch nicht der ganze Zweck des Lebens, sondern nur ein negativer Zweck, nach Art der Stoiker. Der positive Zweck ist die Anknüpfung an das göttliche Leben, mit Bewußtsein und That. Die Aufgabe unseres Zeitalters ist die Ausreifung des Glaubens zur Erkenntniß und das Handeln nach dem erkannten Verhältnisse des menschlichen Wesens zum höchsten Wesen.

16. Februar. Wir sprachen von den dürftigen Meinungen über die höchsten Dinge, womit sich die Meisten begnügen. Sie bleiben bei Kräften und Reimen stehen, ohne zu fragen, wie denn Kräfte und Reime überhaupt werden konnten. Indem sie als allgemeinen Ausgangspunkt nicht das Vollkommene in jeder Hinsicht, also den Gott, der zugleich Geist und Natur ist, annehmen, können sie nicht einmal zu einem Anfang der Welt gelangen, da die endlose Zeit, welche vorangegangen sein müßte, es eben zu diesem Anfange nie hätte kommen lassen. Um diese Sinnlosigkeit aufzuheben, muß man sich von dem Begriffe endloser Zeit zu dem des Ewigen erheben. Das Ewige ist nicht endlose Zeit, sondern der Gegensatz der Zeit. Ewig kann nur das Vollkommene sein.

4. März. Ich sagte zu Mehr, daß es doch nur Wenigen gegeben sei, auf dem Wege philosophischer Forschung zu jener religiösen Wärme zu gelangen, welche die Gläubigen, gestützt auf die Auctorität ihrer Kirche, besitzen. Er nahm diese Wärme für sich unbedingt in Anspruch und meinte, daß jene Wenigen mit der Zeit zu Mehreren werden würden. — Wir sprachen von dem Verhältnisse des Glaubens zum Wissen. Ich bemerkte, daß selbst die Kirche sich des Wortes „Glauben“ statt „Wissen“ bediene, ebenso des Wortes „Hoffnung“ statt „Ueberzeugung“. Darauf erklärte er den Glauben als ein Wissen, das erst durch die Erfahrung zum eigentlichen Wissen werde. So seien wir z. B. von der Unsterblichkeit überzeugt; erst jedoch

wenn wir erfahren, daß wir nach dem Sterben in der That noch leben, wird unsere Hoffnung zur Gewißheit. Dieses „Fürwahrhalten“ ist aber darum, weil noch die Probe der Erfahrung fehlt, nicht minder beseligend und nothwendig. Es ist auch ein großer Unterschied zwischen dem blinden und dem soviel als möglich sehenden Glauben. Der erleuchtete Glaube ist ein Versuch der Welterklärung. Schon der Natur des Gegenstandes nach ist dieses Forschen unerschöpflich; man könnte also noch Vieles nicht wissen und doch im Wesentlichen seiner Sache gewiß sein. Auf einer gewissen Höhe hat der Mensch das Bedürfniß, alle Erscheinungen im Zusammenhange zu fassen; diese nothwendige Einheit des Bewußtseins treibt ihn zur Ableitung des Vielen aus Wenigem und Einem.

3. Mai. Mehr will kein Bedürfniß eines Cultus der Zukunft anerkennen. Die echte Gotteserkenntniß bedürfe keiner Symbole; sie äußere sich in Kunst und Litteratur, nähre sich an der Naturwissenschaft, begnüge sich mit der Predigt.

3. Juni. Mehr sagt, wer von Nothwendigkeit rede, beweise eben damit, daß es auch Freiheit gebe; denn Nothwendigkeit ohne ihren Gegensatz würde etwas so Selbstverständliches sein, daß es gar keinen Namen hätte; ihr Begriff ruht nur auf der Möglichkeit des Gegentheils. Das „Entweder — oder“ muß also dem „Sowol — als auch“ weichen. Wie es mit der menschlichen Verantwortlichkeit dabei aussieht, weiß Gott; wir erfahren es wol erst in

jenem Feuer der Selbsterkenntniß, welches nach dem physischen Tode jeden Winkel unseres Ich beleuchtet. Manches mag dann entsetzlich, Manches auch milder erscheinen.

4. Juni. Poesie, sagt Mehr, ist das Heraufheben des Niederen zum Höheren, der Natur zum Geiste. Daher ist die höchste Poesie in Gott zu finden, welcher alles aus seiner Natur Hervorgegangene zu sich, zu seinem Geiste emporhebt. Poesie ist Heiterkeit. Heiterkeit, Seligkeit, ist des Ende der Wege Gottes. Wer dieses Emporheben nicht versteht, wer den von der Wirklichkeit gebotenen Stoff nicht in das heitere Licht der höchsten Wahrheit zu bringen, nicht gerecht zu sein und zu versöhnen vermag, dem fehlt die Weiße der Poesie. Ohne den rechten Begriff von Gott ist auch die rechte Poesie nicht zu ergreifen. Ohne den rechten Begriff der Poesie herrscht der Stoff, zieht uns herab, verlegt uns. Die wahre Poesie sucht das Bedeutende im Guten und auch das Bedeutende am Bösen.

8. Juni. Gestern sprach ich mit Mehr: Gott ist ein einiges Wesen, aber er ist keine abstracte unfruchtbare Einheit. Er ist die organische Einheit von Natur und Selbstbewußtheit, Beherrschtem und Herrschendem. Er hat, obwohl Eins, die zwei Dualitäten des Seins und des Denkens. Wenn auch das, was man Geist nennt, eine Blüte am Baume der Natur ist, so unterscheidet es sich doch wesentlich von der Natur, ja selbst von der Seele. Auch das Thier hat eine Seele; erst der Mensch hat Selbstbewußtsein, Geist, Ich. Gott ist das höchste Ich, dessen

Bewußtsein die Natur durchleuchtet; das ist das Unterscheidende des rechten Gottesbegriffs von dem unrichtigen, welcher ihn zur dumpfen Weltseele erniedrigt. Die (in Uebertriebenheit läppische) Vorstellung, daß Gott unmittelbar Alles und Jedes selbst überwache, kommt doch der Wahrheit näher als jene Degradation. Gott durchherrscht allerdings Alles, aber er vollbringt es mittels seines allumfassenden Organismus. Er thut es, indem er Nothwendigkeit, Gerechtigkeit und Zufall walten läßt, ohne welche seinen Kindern das höchste Gut, die Freiheit, nicht zu theil werden kann. Er thut es mit fürchtbar erhabenem Ernst. — Es gibt nichts Wahreres als die Mythe vom Sündenfall. Es hat ein Mißbrauch der Freiheit stattgefunden, Gottes Fleisch und Blut hat sich von ihm abgewendet. Damit hat das Geschöpf das richtige Verhältnis von Geist und Natur verloren; der Geist, der herrschen sollte, wurde von der Natur geknechtet, und damit wurde auch die Natur verdorben und verhäßlicht. Was nun weiter aus dieser Verkehrtheit geboren wird, trägt ihren Stempel. Alles wäre unwiederbringlich verloren gewesen, wenn nicht Gott des Gefallenen sich erbarmt und ihm geholfen hätte. Es gibt nichts Wahreres als die Mythe der Erlösung durch den Gottessohn. Gott konnte dem Geschöpfe, ohne dessen kostbarstes Gut, die Freiheit, zu vernichten, nur durch Theilnahme an seinen Leiden, durch Mitleiden helfen, welches den größten Theil des Kampfes und der Buße auf sich nahm. Der ewige Sohn hat mit

dem Beginne der trostlosen Zeitlichkeit zu helfen anfangen; er rang mit dem Bösen (der böse gewordenen Negation) in der Gestaltung des Chaos und dessen Entwicklungsphasen, in den Gemüthern der Menschen (durch den Menschensohn Jesus, den er durchleuchtete), endlich im Geiste der Menschen (durch die fortwährend eingegebene Wahrheit); und er wird nicht aufhören, mitzukämpfen und mitzuleiden, bis Alles gut geworden und die Zeitlichkeit in Ewigkeit zurückgewandelt ist.

9. Juni. Bei der Vergänglichkeit des Lebens — bei der Unvollkommenheit, welche allen Gütern dieses Lebens anhaftet — bei dem provisorischen Charakter aller Gebilde unter der Sonne ist das höchste menschenwürdige Denken das Denken über Unsterblichkeit, vollkommenes Sein und definitives ewiges Leben. — Ich kenne einen Mann, welcher jeden Augenblick für verloren hält, in welchem sich sein Denken nicht auf Gott gerichtet hat — gewiß eine seltsame Ausnahme in dieser Zeit, wo man umgekehrt alle auf Gott gerichteten Gedanken für verlorene Träumereien hält! Alles geschöpfliche Leben ist ihm eine Krankheit, die selbstvergessende Rückkehr in Gottes Wesen das allein Gesunde. Folgerichtig eckelt ihm alle auf das Erdenleben gerichtete Thätigkeit an, — während in Mehr's Gedanken dieses Dasein das furchtbar ernste Vorspiel des ewigen Lebens ist, und jede das Erdenleben gestaltende Thätigkeit ein indirecter Gottesdienst genannt werden kann.

2. November. Wir schließen von unsern besten inner-

lichen Eigenschaften auf jene, welche Gott — die allgemeine Ursache — nothwendig auch besitzen muß; und umgekehrt bilden diese von uns gedachten Eigenschaften Gottes das Ideal für die unserigen. „Ist dies nicht ein *circulus vitiosus*?“ frug ich Mehr. Er antwortete, es sei kein vitioser Zirkel, von der Thatsache in uns auf die Ursache in Gott zu schließen und dann wieder diese als Ideal für das Abgeleitete hinzustellen. Das erstere gründe sich auf den Satz „Aus Nichts wird nichts“; das zweite sei ein nothwendiger Fortschritt des Denkens, ohne welchen in das Gebiet der übersinnlichen Dinge nicht vorzudringen sei. „So ist es, so muß es sein — denn es ist gut so“, das ist sowol denen entgegen zu halten, welche die wichtigsten geistig-sittlichen Thatsachen gar nicht erklären können, als jenen, welche von einer Erklärung derselben zu viel sinnliche Evidenz verlangen.

Ich theilte Mehr mit, daß Buckle in seinen hinterlassenen Essays den ausschließlich inductiven Weg der Naturforschung für völlig unzureichend und der Ergänzung durch den deductiven Weg der Philosophie bedürftig erklärt habe. Das Gemüth stellt Aufgaben, welche nur diese oder, wie Buckle sagt, die Einbildungskraft zu lösen vermag. Die empirische leitende Thatsache für diesen Weg zur Wahrheit ist die Beobachtung unsers eigenen Innern. Von den hier bemerkten Thatsachen schließt der beobachtende Geist auf den Quellgeist, Gott, und gibt damit dem menschlichen Wissenstriebe eine Befriedigung, welche ihm — wie die

heiligen Bücher fast aller Völker beweisen — unentbehrlich ist. Daß damit die Phantasie als ein der Philosophie nothwendiges Organ bezeichnet wird, ist für letztere keine Schmach. Die Phantasie, dieses mächtige und noch am wenigsten erforschte Vermögen, wird von den kritischen Geistern weit unterschätzt. Nur auf den Flügeln der erhabenen Einbildungskraft schwingt sich die Philosophie zur Theosophie, zur befriedigenden Erkenntniß des Alls.

---



## 1869 bis zum Krieg 1870.

---

Das Jahr begann mit Abfassung von Gedichten für die „Zwanglosen“ und die „Prokobile“, mit Unterhaltungen in beiden Gesellschaften und mit Besuchen in befreundeten Familien. Dabei wurde an Dorfgeschichten und an philosophischen Aufsätzen rüstig fortgearbeitet; in beiden Richtungen erfreute den Verfasser meine Anerkennung und berücksichtigte er die kleinen Ausstellungen, welche ich an mitgetheilten Manuscripten machte. „Agnes Bernauerin“ wurde zu des Auctors Befriedigung Ende März im Hof- und Nationaltheater mit sehr günstigem Erfolge gegeben. Die „Fortdauer nach dem Tode“ zog ihm auch Anfechtung von guten Freunden zu, welche ihm mit nicht ganz spaßhaft gemeintem Scherz vorwarfen, er gehe zu den Ultramontanen über. „Man nimmt Mergerniß an dem Buch“, äußerte er gegen mich; „aber ich halte trotz alledem zu den Radicalen, weil mir die Freiheit der Forschung über Alles geht; dabei habe ich aber den Muth, die Wahrheiten des Christenthums, wenn mein freies Nachdenken mit ihnen

zusammentrifft, zu bestätigen.“ In der That erfreuten sich „Emilie“, „Ewige Liebe“ und die „Gespräche mit einem Grobian“ des Beifalls religiöser Gemüther, und selbst die Orthodoxen betrachteten Mehr als ihren Bundesgenossen, ähnlich wie Lessing von katholischen Schriftstellern für den Katholicismus in Einnahme gestellt wurde. Immer schärfer erzeugte sich demnach jener sonderbare Gegensatz zwischen Mehr's geselligem Umgang und dem, was er innerlich fühlte und dachte. Folgende „Bemerkungen und Bekenntnisse“ gehören hierher:

Daß ich Ideen habe, darauf kann ich mir nichts zu Gute thun, denn sie strömen mir zu. Aber daß ich diese Ideen ausspreche, für sie einstehe und dafür leide — daß ich ausbauere, trotz aller Feindseligkeiten, die ich von der Welt erfahre — das ist doch etwas, und ich darf es mir mit Freuden bewußt sein.

Ohne gerechte Anerkennung kann man nicht leben und thätig sein und fortfahren in Thätigkeit. Da mir nun die Mitwelt diese Anerkennung versagt, so muß ich sie mir selber zusprechen. Ich muß genau wissen und mir sagen, welchen Werth meine Arbeiten haben, sonst kann ich sie nicht fortsetzen. Es ist unmöglich, etwas hervorzu- bringen ohne die Zuversicht, daß es die Menschheit einmal benutzen werde — und daß es ihr einmal gedeihen werde!

Am besten ist der Mensch doch, wenn er gern entsagt; wenn er es als eine große Gunst empfindet, daß er für die Erkenntniß der Wahrheit etwas leiden darf! Gottlob!

auch dieses Gefühl in seiner ganzen erhebenden, beseligenden Kraft, hab' ich; und es wiederholt sich in mir!

Da ich durch Unrecht, das mir widerfährt, aufs empfindlichste gereizt werde, so ist es um so schwerer, den Entschluß des Ertragens zu fassen und auszuführen. Wenn ich dieses nun immer wieder vermag, so wird man es natürlich finden, daß im ersten Gefühl des Unrechts mein gerechter Zorn nicht selten mächtig explodirt.

Sonderbar! Mir schadet meine Gutmüthigkeit, mein Tic, Andern am liebsten etwas Angenehmes zu sagen, — was von den Andern „Liebenswürdigkeit“ genannt wird. Die Liebenswürdigkeit wird aber natürlich nur geliebt, nicht geachtet. Wer im Alter liebenswürdig ist, scheint jung zu sein, und man scherzt und tändelt mit ihm, wie mit einem jungen Menschen. Man begönnet ihn. — Der Liebenswürdige kann offenbar nichts Großes leisten; und wenn man seine Leistungen zum Ueberfluß nicht versteht, dann wird man sie mit größter Gemüthsruhe für gutgemeinte Phantasien halten, die man ihm — seiner Liebenswürdigkeit wegen — verzeiht!

Ueber die Nothwendigkeit, womit echte Schöpfungen des menschlichen Geistes entstehen sollen, herrschen falsche Meinungen. Ich selber habe in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ich genau schildern will: Die Ideen zu meinen poetischen und philosophischen Werken sind nothwendig in mir entstanden; — sie sind in dem Leben und Denken rasch aufgewachsen — sie sind mir gegeben

— und auch die Skizze der Ausführung ist mir noch zugeflossen. Unter den Ideen und Skizzen, die so entstanden, hatte ich aber zur Ausführung die Wahl. Ich war nicht etwa von einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit getrieben, eben dieses Drama oder eben diese Erzählung auszuführen. Ich konnte überlegen und mich dem Thema widmen, für dessen Bearbeitung, eben jetzt, die besten Gründe sprachen; deswegen muß ich die Meinung, als ob der Dichter u. s. w. jedes seiner Werke geschaffen, weil er just nicht anders gekonnt habe, für falsch, für eine Laieneinbildung erklären. Die Seele des Werks — der ideale Bau — entsteht nothwendig, erzeugt sich im productiven Geist unwillkürlich, ist geschenkt. Aber die Zeit der Verkörperung können wir bestimmen. Hier haben wir die Wahl; wir können uns dieser oder jener Aufgabe widmen; denn jede Aufgabe ist ja von uns erzeugt, Fleisch von unserm Fleisch, und hat unsere Liebe! Anders stellt sich die Sache bei mir, wenn ich meine Wahl getroffen habe. Da fühle ich einen unwiderstehlichen Drang, fortzufahren und zu vollenden. Das Leben des Gegenstandes, die Schönheit, welche ich durch die Ausführung mir und Andern vor Augen zu stellen hoffe, ergreift mich und ich folge dem übermächtigen Zuge — gern und frei! Eine Anwendung hiervon. Wenn Theatervorstände sagen wollten „die Dramatiker mit Rücksicht zu behandeln, ist überflüssig; denn die schöpferischen unter ihnen schreiben doch, aus unwiderstehlicher Nothwendigkeit, und das sind gerade die besten“ — so würden

sie sich irren! Wer die Wahl hat, kann die lyrischen oder epischen Aufgaben bevorzugen.

Ich sehe in der Welt fast nur Gegner, die es wirklich sind — und fühle mich, wenn diese Thatsache klar vor meine Seele tritt, außerordentlich einsam. Mir ist wie einem Menschen, der in ein Land gekommen ist, wo niemand seine Sprache versteht. Allen, die nur das Extensive gelten lassen und das Intensive (den Geist und seine Realität) leugnen, bin ich ein Phantast, wo nicht gar ein absichtlicher Lehrer des Aberglaubens. Das ist jetzt die große Mehrheit, und zu ihr gehören viele meiner persönlichen Bekannten. Auf der andern Seite bin ich den Altgläubigen aller Confessionen ein eigenmächtiger, hoffärtiger Philosoph — ein Neuerer und (weil ich das Wunder leugne) den Stolzen unter ihnen ein flacher Kopf. Auch mit nah verwandten Geistern steh' ich in Widerspruch. Von den Theisten trennt mich ihre Verkenning der Natur, von der Schule Baader's ihr Wunderglaube und ihre katholisirende Tendenz. Auch mit solchen Nahverwandten kann der Streit zu unangenehmen Conflicten führen; aus Empfindlichen werden Schmollende, können gereizte Gegner werden. Wenn ich M. von B. ausnehme, der aber nicht in der Literatur mit mir wirken kann, so weiß ich keinen, der auf meine Ideen eingeht. Gibt es im Publikum welche, so sind sie mäuschenstille, und die Stimme keines einzigen bringt in die Doffentlichkeit. Bedenke man, daß jeder Mensch eine Sehnsucht fühlt, Menschen zu finden, die mit

ihm übereinstimmen und an seinen Gaben Freude haben; daß jeder wünschen muß, das, was er für heilvolle Wahrheit hält, möge von Vielen ergriffen werden; daß ihn Verschmähung um so tiefer verlegt, je werthvoller ihm seine Gaben erscheinen müssen, so wird man sich vorstellen, welche Empfindungen im Anschauen des allgemeinen Verlassenseins mir durch die Seele gehen.

Mehr's finanzielle Lage hatte sich endlich erträglich gestaltet, wozu auch die herrliche Schillerstiftung das Ihrige beitrug, da sie mit vollem Rechte seine Werke zu denjenigen zählte, welche trotz ihrer Gebiegenheit dem Autor kein hinreichendes Einkommen sichern können. Am 2. Mai sagt sein Tagebuch: Die Schillerstiftung ertheilt mir in der ehrendsten Form die Pension von 200 Thalern auf drei fernere Jahre. Ich danke in einem warmen Schreiben an den Vorort des Verwaltungsrathes.

Nachdem sich Mehr bei den in diesem Monate stattgehabten Neuwahlen im Interesse der Fortschrittspartei betheiliget hatte, machte er einen Ausflug nach Ebermergen zu einer Verwandtenhochzeit. Am 29. beging er mit den „Zwanglosen“ ein fröhliches Frühlingsfest in Feldafing bei Starnberg. Im Juli begann er die „Erinnerungen an Friedrich Rückert“ zu verfassen. Am 16. drückt er sein Vergnügen aus über eine für die „internationale Kunstausstellung“ erhaltene Saisonfreikarte. Vom 19. August bis 20. September gebrauchte er zum zweiten mal die Cur in Riffingen; aber schon während derselben zeigten

sich nachtheilige Symptome, und später stellte sie sich als verfehlt heraus. Auf der Rückreise machte er Besuch in Würzburg und Ansbach, dann einen achttägigen Aufenthalt in der Heimat. Im November wieder Betheiligung an den Wahlen, am 16. December humoristische Rede bei einem Protodillsouper, zu Weihnachten und Sylvester Gasttrizismus und schlaflose Nächte. Folgende Tagebuchstelle muß ich wieder wörtlich anführen: „B. zeigt mir sein Tagebuch, wo er Gedanken von mir und Gespräche mit mir darstellt, sehr gut auffassend! — Er: Als Beigabe zu Ihrer Philosophie wird mein Tagebuch einmal auch Interesse haben!“ — Brauche ich hiernach eine Entschuldigung, wenn ich wieder aus dem Meinigen schöpfe?

18. Januar 1869. Ich sprach gestern mit Meyer über die unerforschlichen Hilfsquellen des Bösen, die Macht des Scheins, den Vortheil gemeiner Klugheit über edle Weisheit. Daß der Kampf dennoch nicht aufzugeben, sondern mit Ausdauer und Kühnheit zu führen sei, darüber waren wir einig. Ungeachtet aller Opfer, welche uns diese Treue auferlegt, kann man im Hinblick auf die letzten Dinge doch schon jetzt die ganze Wirthschaft mit Humor betrachten. — Es ist eine der seltsamsten Krankheiten unserer Zeit, daß sich der Gebildeten ein wahrer Fanatismus gegen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit bemächtigt hat. Die Idee Gottes ist zur vagen Allgemeinheit geworden, die Freiheit der Entschließung wird bezweifelt, die Unsterblichkeit für thörichten Wahn gehalten. Die Wissen-

schaft der Wissenschaften wird gehöhnt; nur das Außen gilt, kein Innen.

Die Philosophie stützt sich auf die Thatsache des Selbstbewußtseins. Es ist denn doch eine Thatsache, daß das Ich sich selbst zum Gegenstande der Betrachtung machen kann und wirklich macht. Jeden Augenblick wird, wenn es nur will, das Subject zum Object für sich selbst. Dieses Erheben über sich, diese Vertiefung in sich, ist das entscheidende Merkmal des Ich, der Persönlichkeit, des Geistes. Mit diesem Geiste betrachten wir die Außen Dinge; nach seinen innewohnenden Gesetzen bilden wir uns Begriffe von ihnen. Also auch bei der Induction thut er die Hauptsache; ihm ist aber er selbst — sein theoretisches und praktisches Verhalten — die Hauptsache. Und mit unwiderstehlicher Wahrheitskraft sucht er seine Quelle im höchsten Geiste. Die Intuition ist ebenso reell wie die Induction, die Form ebenso reell wie der Stoff. Wo kein Formvermögen ist, bleibt alles Stoffliche unerkannt; Formen und Schaffen ist einerlei. Das höchste Schöpferische zeigt der Geist in der Erkenntniß seiner eigenen Existenz, seiner Ähnlichkeit mit dem Stammgeiste, und seiner Unzerstörbarkeit. Es gab eine Zeit, wo die Welt dem Glauben — eine andere, wo sie der Philosophie zu Füßen lag. Jetzt hat sie sich ganz nach außen gekehrt und dünkt sich weise in ihrer Verarmung.

9. Mai. Ich war heute bei Mehr. Wir sprachen von der Begabung zur Erkenntniß Gottes, von der Begabung für den Glauben an ihn und für die Liebe zu ihm.



Wem diese Begabung fehlt, wird den Begabten nie verstehen. Der Letztere wird nicht Alles wissen wollen, während der Erstere auch nach Dingen fragt, die jetzt noch gar nicht gewußt sein wollen. Der Gläubige begnügt sich mit Blicken in Gottes centrales Leben, der Ungläubige fragt nach allen Einzelheiten seines peripherischen Lebens. Der Zweifler möchte mühelos und unmittelbar Alles auf einmal erfahren — wer Glauben und Liebe hat, erfreut sich der fortschreitenden Erkenntniß. Er freut sich, ein Verhältniß zu Gott und eine Anknüpfung an das Ewige zu haben, während er seine Thätigkeit dem gegenwärtigen Leben zuwendet.

23. Mai. Wie wenige Menschen handeln aus großen, reinen Motiven, und wie wenige beharren bei denselben! Mehr fand den Grund dieser Erscheinung in dem mangelnden Bewußtsein eines ewigen Zweckes. „Damit es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden“, dieses Motiv führt zu einer kurzathmigen Tugend, welche leicht in puren Egoismus übergeht. Den Indiern war das jenseitige Leben das wahre Sein — und wenn man diese Vorstellung von Schwärmerei entkleidet, so ist sie die richtige und die Mutter reiner und großer Motive. Wie schön, wenn das Ziel in eine Sphäre gerückt ist, wo die entmuthigenden Wechselfälle des irdischen Lebens überwunden sind! Und welche Weihe erhält das Handeln für die Aufgaben des Daseins, wenn unsere gesammte Thätigkeit unter den Gesichtspunkt ewiger Zwecke für den Einzelnen wie

für das Ganze gestellt wird! — Auch das Ideal des Glücks wird auf Erden für niemand verwirklicht, und doch verlangt dies die Gerechtigkeit und Güte, welche wir dem Schöpfer beilegen. Gott muß diese Eigenschaften besitzen, denn wie käme sonst der Sinn dafür in das Geschöpf? Wenn aber Gott sie hat, dann ist auch unser Ideal des Glückseligs kein Wahn, sondern die Ahnung eines einst Erreichbaren.

15. November. Mehr sagt: Bei dem gereiften Manne müssen Erkenntniß und Gefühl Hand in Hand gehen, auch in dem Verhältnisse zu Gott. Wenn er Gott nicht zu erkennen strebt, so wird auch seine Liebe zu ihm erlahmen, so wird er auch nicht ihm zu Dank und zur Beförderung seiner Zwecke die Mitgeschöpfe lieben. Es gab eine Zeit — die erste Weltzeit — wo die Natur vorherrschte; dann kam die zweite, wo das Gemüth regierte; nun ist die dritte eingetreten, wo der im Menschen vorherrschende Geist den Geist in Gott sucht. Die Menschheit kann sich der Aufgabe jetzt nicht entziehen, Gottes Wesen und Wege zu begreifen; wollte sie es, so würde der Gemüthsrapport mit ihm erlöschen.

25. November. Von Mehr's edler Persönlichkeit angezogen, hatten einige Offiziere sich ihm genähert und seine Werke theilweise gelesen. Der Materialismus, welchen der eine mitbrachte, war bald gewichen; desto hartnäckiger blieben die Andern auf dem heidnischen Standpunkt, bei der Ansicht, daß Gott als vollkommenes Wesen nichts

Analoges mit Menschlichem habe und demgemäß auch menschlicher Erkenntniß entrückt sei. Mir ist dieser Scepticismus, welcher die besten Leute um den Genuß des Besten bringt, in ihrem und im allgemeinen Interesse peinlich, und ich lenkte daher Mehr's Aufmerksamkeit auf mehrere Einwendungen, welche von jener mir so achtbaren Seite gegen dessen Philosophie gemacht wurden. Die eine war, daß man die menschliche Eigenschaft des Denkens nicht auf Gott übertragen könne, da das Denken ein Suchen nach Wahrheit sei, Gott aber nicht als suchend, sondern als schon besitzend gedacht werden müsse. Mehr erwiderte: Man stellt sich die göttliche Vollkommenheit fälschlich so vor, daß Gott gar keine Action möglich wäre, weder eine erkennende, noch fühlende, noch handelnde. Gott kann aber eine Vollkommenheit nicht wollen, welche seinem Geiste Leben und Bewegung nehmen würde. Gott hat, was er will, aber er will nicht ein= für allemal Alles haben, weil sonst sein Geist — jeder Erneuerung, jeden Genusses und jeden Fortschritts unfähig — der höchsten, selbstbestimmenden Vollkommenheit entbehrte und zur bloßen Natur herabsänke. Gewiß ist das göttliche Denken von dem menschlichen *toto coelo* verschieden — ein blitzartiges Schauen; aber Gott wäre nicht der Vollkommene, wenn er nicht frei wäre gegen sein eigenes Denken. Der Vollkommene darf sich nicht um der vermeintlichen Vollkommenheit willen, welche dem Absoluten angedichtet wird, zu ewigem Quietismus ohne Wechsel,

ohne Spannung, ohne Leben degradiren lassen — was ohne Zweifel der Fall wäre, wenn ihm die Erkenntniß von Allem und Jedem, auch von den Modalitäten jedes Künftigen, wie Staub in die Augen getrieben würde. Bekanntlich ist mit dieser Ausdehnung des göttlichen Wissens auch eine unbedingte Vorausbestimmung verbunden; es wird durch solche Allwissenheit die menschliche und die göttliche Freiheit vernichtet; und dieser Begriff sollte der wahren Vollkommenheit entsprechen? So wenig die Ewigkeit endlose Zeit ist, so wenig entstehen göttliche Eigenschaften durch grenzenlose Ausdehnung menschlicher Eigenschaften; denn eine solche Grenzenlosigkeit würde die andere vernichten. Gott könnte nicht mehr das Ideal des Wahren, Guten, Schönen, nicht mehr die Quelle aller Natur, alles Gemüthes, alles Geistes sein; er wäre nicht mehr das Ideal der Ideale, das wirkliche Ideal, aus welchem alle möglichen Ideale abzuleiten sind, sondern nur eine fable, unmögliche metaphysische Schrulle. Wem Gott irgendwie noch die Liebe ist, darf sich von solcher Consequenzmachelei nicht einfangen lassen.

So ungefähr redete Mehr, wenn ich auch Einiges daran ein wenig zusammenbezogen und ausgebaut habe. Auf eine zweite Einwendung — daß nämlich der Mensch überhaupt nicht fähig sei, Gott zu begreifen — entgegnete er, es würde vielmehr unbegreiflich sein, wenn Gott seinen Abkömmlingen jede Fähigkeit versagt hätte, ihn zu erkennen und dadurch ein Verhältniß zu ihm zu gewinnen. Es

hat, sagte er, von jeher erleuchtete Geister — Religionsstifter und Philosophen — gegeben, welche die ihnen gewordene innere Offenbarung verkündigten. Die Wissenschaft von Gott ist wie jede Wissenschaft eine fortschreitende von Geschlecht zu Geschlecht; sie sucht zu den sichtbaren Dingen die unsichtbare Ursache, Gottes eigenes Leben, zu erforschen. Freilich gelingt ihr das niemals ganz; denn es ist ein Unterschied zwischen Erkennen und Kennen, zwischen dem Weg und dem Ziel; aber was wir von dem fernem Ziele erkennen, ist uns gewiß, das Gewisseste von Allem.“

Wir haben damals alle Zweifel berührt, welche sich gegen Melchior Mehr's System von Gott und Welt erheben lassen, und Mehr verlangte nichts Besseres. Was ihn an seinen Zeitgenossen ärgerte, war nicht der ausgesprochene Gegensatz zu seinen Ueberzeugungen, sondern die schweigende Nichtbeachtung dessen, womit er den höchsten Interessen seiner Zeit zu dienen glaubte. Es ist hier um so weniger der Ort, das ganze System durchzusprechen, als er es selbst in den Aufsätzen eingehend erläutert hat, welche in dem dritten Bande seines Nachlasses gesammelt werden. Nur so viel sei hier wiederholt, daß Mehr das erkenntnißlose Gefühlsverhältniß zu Gott für unzureichend hielt; daß er davon durchdrungen war, die Menschheit könne auf der jetzigen Stufe ihrer Entwicklung sich nicht mit blinder Liebe zufriedenstellen. Er verlangte daher eben im Interesse der Liebe zu Gott die strenge Geistes-

arbeit, welche sein Wesen und seine Zwecke zu erforschen trachtet; auf dieses zur Ungebühr verlassene Feld wollte er den mit aller sonstigen Erkenntniß der Gegenwart ausgerüsteten Geist der Begabten herauflocken.

Mehr hatte den letzten Abend des Jahres nicht in dem befreundeten Familientreife zubringen können, wo er sonst diese heitern Stunden genoß; er war unwohl, matt und schlaflos. Doch das ging vorüber, und am 2. Januar 1870 sehen wir ihn in einem andern gastlichen und liebenswürdigen Hause fröhlich toastiren. Aber immer mehr belästigten ihn ein Druck und eine Atonie im Unterleib, welche auch der äußersten Diät nicht weichen wollten. Sein Tagebuch sagt am 23.: „Schwind's Melusine. Wie schön, tief, tragisch, ergreifend!“ — einen Monat später: „Die religiösen Gedichte zu Ende copirt und geordnet, endlich für jedes eine Ueberschrift gemacht. Achtzehn Reihen! Am 22. Abschluß! Große Freude dran! Mein reichstes Buch!“ — Am 1. März: „Ideen — erst im N. T. lesend, dann Psalmen: höchster Genuß!“ — am 22. April: „Gefühl: es ist noch nicht aus mit mir, ich kann noch etwas leisten, ich will meine Kräfte der Sache Gottes widmen!“ Am 28. Mai Frühlingsfest der „Zwanglosen“ in Feldafing. 1. Juni: „Seit mehreren Tagen schlaflose Nächte — dämonisch — wenn ich das Licht auslösche, ruft's in mir, du wirst nicht schlafen; mein Herz klopft, ich wende alle Geduld an, alle Willenskraft, aber ich kämpfe mit einem innern Gegner, — und schlafe nicht

ein. Kurze Zeit oberflächlicher Schummer.“ Am 8. munteres Mittagsmahl bei seinem ältesten Bekannten; am 28.: „60. Geburtstag. Ohne Wein! still!“ — Später kam ein herrliches Rosenbouquet von einer Verehrerin aus Wien. Mehr bereitete sich durch Uebung im Italienischen auf eine Reise dahin, wohin den Dichter schon lang die Sehnsucht zog; doch nun führen die Kriegsnachrichten dazwischen. Am 17. Juli war ich zum letzten mal in seiner Wohnung, „wo wir so viele wichtige Dinge besprochen haben“ — es war in der That das letzte mal; denn als ich aus dem Kriege zurückkehrte, war er begraben. — Seine Stimmung schildert das Tagebuch: „Vor einem Riesenkampf! Erhabene Spannung!“ „Jetzt, wo die Entscheidung näher kommt, stellt man sich's vor, sorgt (weil man keine vermessene Zuversicht haben will!), ängstet sich. Dann wieder apathischer!“ Am 31.: „Abschied von B. Er zuversichtlich, ruhig; so zweiter Sohn und Frau. Er sendet mir seine Tagebücher!“ Den andern Tag reiste ich zur Armee.

Das abgelaufene Halbjahr hatte meine Kraft so sehr in politischer Thätigkeit aufgebraucht, daß mein Tagebuch nur wenige philosophische Aufzeichnungen enthält, so am 7. März: Gestern, Sonntag, hatte ich wieder ein hochinteressantes Gespräch mit Melchior Mehr. Mag der Stoff sich noch so breit machen — wie es jüngst durch Karl Vogt in den österreichischen Landen geschah — er bedarf immer eines Herrn, der ihn ordnet und organisirt.

Dieser Herr ist der Geist, welcher daher keine bloße Function des Stoffes sein kann. Eher noch wäre der Stoff eine Function des Geistes — aber auch das ist nicht wahr. Beide haben ihr eigenes Leben aus dem Born der Ewigkeit. Vogt ist ein Virtuose für die Beobachtung des sinnlichen Lebens, und die höchste Pflicht ist ihm, dasselbe zu nähren und zu erhalten. Es gibt aber auch Virtuosen für die Beobachtung des geistigen Lebens, für dessen Nahrung und Erhaltung. Niemand kann etwas erzeugen, wozu er nicht begabt ist, und der Begabten sind immer nur wenige; die andern müssen sich das Producirte gläubig aneignen. Vor Allem ist die Erkenntniß Gottes eine Sache der Begabung. Die Menge wird immer von einem Glauben gegängelt; der Reiz eines neuen Glaubens muß sehr stark wirken, um den alten zu entwurzeln. Gott im Geiste zu erkennen, die Autorität der Wissenschaft an Stelle des gläubigen Ja und des gläubigen Nein zu setzen, ist für Leute aller Art eine starke Zumuthung. Sie helfen sich über den Vorwurf der Geistessträgheit gern damit hinweg, daß auch die Gotteserkenntniß des Begabtesten eine dürftige sei. Als ob zwischen Nichtswissen und Alleswissen nicht eine schöne Ernte des Wissens zu holen wäre! Auf dem Wege zur Wahrheit ist Wahrheit; „Alles oder Nichts“ ist eine kindische Formel! — Die sogenannten Gebildeten stellen Gott so hoch, daß wir nicht nur ihn, sondern er auch uns nicht erreichen kann; man macht damit Gott ärmer an Güte als das Geschöpf, welches in



seinem Wirkungskreise auf Aller Wohl Bedacht nimmt, oder man bezweifelt, daß die Allmacht mächtig genug sei, außer dem Ganzen auch das Einzelne zu regieren. Allerdings scheint Gott hierzu Gehülften nöthig zu haben, und er hat sie nach Mehr's System in den göttlichen Personen, sowie diese an den ungezählten Wesen von intensivgeistiger Organisation, welche — über der sinnenfälligen Welt erhaben — dieselbe von innen heraus durchschauen und durchwirken. Die Ueberzeugung von der Existenz dieser Götter- und Geisterwelt, welche natürlich den Spott der Aufgeklärten über die „fliegenden Engel“ herausforderte, wurzelte bei Mehr deshalb so tief, weil ohne sie kein Organismus denkbar scheint, der Gottes Güte, Macht und Weisheit vollkommen entspreche. — Der Unglaube, welcher ihm entgegentrat, läßt sich erklären. Die Menschen sind gewohnt, mit jeder Existenz den Begriff der Ausdehnung zu verbinden; was also existirt, muß Raum einnehmen oder es existirt eben nicht. Manche machen hiervon für den menschlichen Geist und für Gott eine Ausnahme; aber auch solchen fällt es zu schwer, überhaupt den Begriff des intensiven Seins zu fassen und festzuhalten. Mehr selbst gesteht, daß es ihn immer wieder dränge, sich von dem intensiven Sein ein Bild zu machen und es dadurch zum extensiven zu machen; so sehr beherrscht der Vorstellungstrieb unser Denkvermögen. Seltener findet sich das entgegengesetzte Extrem, nämlich die Ansicht, daß der Geist gar keiner natürlichen Basis bedürfe. Mehr liebte die

Natur zu sehr und brachte sie in zu nahe Verwandtschaft mit dem Geist, um dieser Ansicht beizustimmen. Ohne alle Natur ist ihm selbst der abgeschiedene Menscheng Geist nicht, wenngleich hier so wenig als bei den Ueberirdischen von einer sichtbaren und palpablen Körperlichkeit die Rede sein kann. Wer gibt uns auch das Recht, das zum eigenen Leben nothwendige Natursein an die Bedingung der fünf oder sechs Sinne zu knüpfen, mit welchen die grobe irdische Natur den Geist umgibt und belastet?

20. April. Es gibt Thatsachen, welche mit offenen Augen nicht gesehen werden, weil sie dem gesunden Gefühle widerstreben. Dahin gehört der Misserfolg des wahrhaft Guten, Originalen und Genialen im Gegenhalt zu den Erfolgen des Oberflächlichen, geschickt Gemachten und Nachgemachten. Weisheit ist nicht nur schwer zu produciren, sondern auch schwer zu begreifen, während das Publikum mit Leichtigkeit die Producte gewandter Compilatoren verschlingt. Dazu kommt noch, daß das charaktervolle Genie die Reclame verschmäht, während die gewerblichen Eintagsfliegen gegenseitig ihr Lob summen. Es ist nicht nöthig, dies zu beklagen — aber es ist nöthig, es zu wissen, um nicht irre zu werden, wenn Beifall und Erfolg den Genius fliehen und das gefällige Talent belohnen. Die Fehler derer, welche empfangen sollen, sind so groß, daß man sich vielmehr wundern muß, das ehrliche Genie zuweilen dennoch mit Erfolg gekrönt zu sehen. Dies und die posthume Anerkennung, welche doch in der

Regel nicht ausbleibt, sprechen dafür, daß das menschliche Herz und der menschliche Kopf denn doch das Echte vom Unechten unterscheiden können, wenn auch Schwäche, Trägheit und Eigensinn zunächst das Blendwerk bevorzugen. Was das Misgeschick des Genies bei der Mitwelt betrifft, so ergibt sich die Nachwelt sehr naiv dem Wahn, es habe nicht stattgefunden, die Anerkennung sei sogleich erfolgt, die jetzt Classischgesprochenen hätten sich nicht mühsam auf ihren heutigen Ehrenplatz hinaufbringen müssen. Die Nachwelt weiß dies nicht oder will nicht daran erinnert sein, wenn sie als Mitwelt die nämliche Sünde begeht.

Mehr's Theilnahme für die bevorstehenden und bald auch erfolgten Kämpfe der deutschen Heere unterbrach nicht seine Arbeiten. Am 29. Juli notirt er: „Voltaire von D. Strauß. Unterhaltend! Strauß ein schwacher Philosoph! Voltaire reflectirt gut, aber kann seine verschiedenen Gedanken nicht organisiren.“

1870—71.

---

München, 18. August 70.

Den herzlichsten Dank, lieber Freund, für das weltgeschichtliche Document eines Briefes aus dem Feldzug 1870! Mit der größten und reinsten Freude hab' ich das Schreiben und seine Glücksmeldungen genossen. Es kam Vormittags in die bekannte Stube zugleich mit einem Correcturbogen des Gedichtes, welches folgt.\*) — Welche Lichtblicke in meinem Leben waren die Siegesnachrichten von der deutschen — speciell auch von der bairischen Armee! Die erste Nachricht theilte mir mein Nachbar, Herr v. N., auf der Treppe mit; und da ich darüber in Jubel ausbrach, so suchte er mich mit der zweiten, am 7., in meiner Stube auf. Es war um so süßer, als es über alles Erwarten war. Denn nur die leichteren Menschen sind so leicht, den Sieg ohne Weiteres vorauszusagen; jeder

---

\*) Ist in der Sammlung der „Lieder zu Schutz und Trutz“ (Berlin, Ripperheide), mit dem Titel: „Das deutsche Heer an die Deutschen.“

ernstere und tiefere denkt an die Möglichkeit des Gegentheils, um die Erfüllung seiner Hoffnung Gott danken zu können. Möge nun der Gewinn der Capitalschlacht alle bisherigen Thaten krönen! Der Dichter darf den Triumph vorher sagen; der Mensch muß denken: helfe Gott dazu!

Seit wir uns nicht mehr gesehen, hat sich mein bekanntes Leiden ungewöhnlich verschlimmert; ich habe mich von Dr. L. untersuchen lassen, und dieser schickt mich nach Reichenhall, wohin ich am 20. August abgehen werde, um im „Hotel Lindwart“ zu wohnen. H.'s sind noch dort. — Die „Pflegermutter“ ist fertig geworden, und L. findet sie gut, so weit er sie gelesen. Die religiösen Gedichte werden fortgedruckt; wir sind schon am zwölften Bogen.

Ich freue mich außerordentlich, daß ich diese große Zeit mit erleben durfte, würde aber freilich wünschen, noch einige Jahre auch meine Pflicht erfüllen zu können. Dann will ich gern hingehen, wo zunächst kein Tag mehr scheint! — Wie oft wir hier (bei Tambosi, Vier Jahreszeiten und Begegnungen) Ihrer gedacht haben, denken Sie sich selber! Gestern noch waren Sie das Thema zwischen mir und A. Jetzt herrscht hier viel Ruhe, welche im Vertrauen ihren Grund hat. Man vertraut der Größe des Heeres, der Führung und dem Geist, der, wie man sich überzeugt, siegen will. Da kann's wohl, nach menschlicher Berechnung, nicht anders kommen. Ich hoffe, daß der Genius, der die Lüge züchtigt in Frankreich, fortfahren wird in Deutschland! Wir haben der Nemesis noch gar

manches zu recommandiren! — Also nochmal den schönsten Dank, daß Sie an mich gedacht haben! Grüßen Sie die Freunde, die sich meiner erinnern, auf's herzlichste von mir! Mögen Sie mit Ihren Söhnen, D, K. u. f. w. leben und triumphirend in Paris einziehen! Ihr getreuer  
Melchior Mehr.

P. S. „Die Tagebücher“ sind in meiner großen Blechkapsel bewahrt.

So schrieb einer der edelsten Ritter des Geistes, eines der besten Herzen Deutschlands, am Tage der Schlacht von Gravelotte. Ich finde unter seinen Entwürfen, welche mit Themata überschrieben sind, im 14. Heft nachfolgende Skizzen:

#### Das deutsche Heer.

Geschehen ist's! Und alles Hoffen riesig übertroffen!  
Jeder ein Held, jeder ein Ehrenmann, jeder das Irdische verwerfend für das Ewige — aus Liebe und Begeisterung für das Ewige! — Die Ehre siegt, die wahre Ehre, die Wahrheit! Die Scheinehre der eiteln Miethlinge zerbricht. — So muß man siegen, wenn man's nicht anders thut! Wenn der Intelligenz, dem Befehl, die Kraft, der Opfermuth entspricht.

Das ist der Boden, worauf alles aufblüht in reichster Fülle. In Kraft und Jugend gabt ihr das Leben — die

ewige Herrlichkeit ist euch gewonnen! Wer in diesem Krieg gefallen, ist ewig ausgezeichnet, hat ewig das selige Bewußtsein.

(Reichenhall, 23. August 70.)

---

### Krieg.

Das deutsche Volk muß das stärkste sein, weil es das idealste ist und die höchsten geistigen Aufgaben hat. Wir sind das geistige Volk der Menschheit, also das zum Herrschen bestimmte Princip; wir denken die höchsten Ideale der Menschheit, wir wollen sie realisiren; wir wollen die gerechte Organisation der Menschheit. Darum müssen wir's auch ausführen können. Aber ist bei dem edlen Willen und bei der Einsicht nothwendig auch die Stärke? Kann sie nicht auch fehlen? Kann die Begabung nicht eine einseitige sein? Ja wohl! Aber bei uns ist sie's nicht! Ihr habt den wunderbaren Beweis gegeben, daß wir auch das mächtigste, tapferste, unwiderstehliche Volk sind, das erste im Krieg, wie das erste im Frieden. Dank euch, ihr Helden! Jetzt bin ich der Zukunft der deutschen Nation sicher.

(Reichenhall, 28. August 70.)

---

### An die Franzosen.

An der Spitze der Civilisation? Dazu habt ihr nicht den sittlichen Willen, der immer die wahre Ehre, d. h. die Tugend, die hohe Güte, über das Glück stellt! Ihr

habt Fähigkeiten, aber nicht die höchste, die allweihende. Ihr könntet mitthun, aber nicht leiten. Ihr müßt geleitet werden, hingewiesen, geführt zur wahren Ehre. Denn ihr habt als Ideal die Scheinehre, Gloire, die gleisende Ehre vor der Welt — die den Kitzel der Eitelkeit befriedigt. Nicht wirklich sein wollt ihr die Besten, nur dafür gelten! Nur es euch einbilden! Und wir, die wir's sein wollen und sind, wir sollen euch dafür gelten lassen? Die Lüge hat zu lang gewährt! Hinweg der Schein! Die Wahrheit verliert die Geduld, scheucht den Schein und setzt sich auf den Thron, der ihr allein gebührt.

(Reichenhall, 26. August 70.)

---

**An Wilhelm.**

Deutschland das waffenmächtigste? Ich hab's gewünscht, doch vor dir's nicht zu glauben gewagt. Nun hast du's bewiesen! Du hast bewiesen, daß du in deiner Sorge für die höchste Stärke des Volks von Gott geleitet warst. Du hast's gewagt: der Erfolg — Gott hat dich gerechtfertigt!

Reichenhall, 26. August 70.

---

**An Louis Nap.**

Du fühltest Neid, weil die Deutschen stark und geachtet waren; von diesem Leide wolltest du dich heilen. | Um zu beweisen, daß die Franzosen mit besseren Geschossen die



Deutschen auf den Boden legen, hast du den Krieg beschlossen. | Und du warst so frech, zu diesem Frevel der Eitelkeit Gottes Segen zu erflehen, und so dumm, an Gottes Beistand zu glauben! | Gott soll der Lüge helfen, der kindischen Frechheit? Das konntest du hoffen? Du hast ihn kennen gelernt in schauerlicher Klarheit: er läßt die Lüge zermalmen durch die Wahrheit! | Das rechte Ziel der Ehre gibt eine Kraft, einen Willen, vor welchem Alles in den Staub sinkt. | Nach dir wird keiner mehr ein Halunke sein und zu siegen verlangen! Man wird jetzt an die Macht der Tugend glauben und eine bessere Zeit wird beginnen.

(Reichenhall, 27. August 70.)

---

Hier ist (an Goethe's Geburtstag) ein Thema eingeschoben, wie ein deutscher Ritter seine Häuslichkeit zu prosaisch findet, auf Abenteuer geht, und wie ihm dann zurücksehend das Leben bei seiner Frau in poetischem Glanze erscheint. Rückkehr, Belehrung durch einen Geistlichen: hier ist das Beste die Arbeit — das vollkommene Glück nur im Himmel, wo wir ihm gewachsen sind und es (so weit der Mensch das kann) verdient haben. Also die Erde mit ihrer Mühe, ihrer Prosa lieben; nicht nach unverdientem Glücke trachten; den Himmel verdienen!

## Deutsches Heer.

Gefallen sein in Jugend, von der Seite der Gattin weg, und von Kindern | Verstrümmelt sein, kraftberaubt, hilflos, leidend — ein ungeheures Opfer! | Aber gefallen und leidend, damit der ganze Erdkreis die deutsche Nation als die erste achte, Bewunderung an die Stelle der Misachtung trete | Martyrer, damit die deutsche Nation als die stärkste ihren Willen geltend machen kann zum Heile der Menschheit, damit die Ideale des deutschen Geistes wirklich werden: die Organisation der Völker — das ist das höchste Glück, das höchste Bewußtsein! — O, sich sagen zu können, das haben wir gethan, das dankt das deutsche Volk und die Menschheit uns — das erhebendste Gefühl! | — —

---

Sonst wurden nur die Führer berühmt, das Volk vergaß man. Aber jetzt sehen wir: die Führer konnten nur siegen mit solchem Volk! Nur, weil jeder ein Heros, groß, opferfreudig! Also muß das Volk, muß Jeder seine Ehre haben wie der Führer! Und Jeder hat sie: wenn nicht auf Erden, doch im Himmel! Wo keiner übersehen wird!

(Reichenhall, 28. August 70.)

---

## Reichenhall.

Der Geist regiert die Welt durch die Mittel, die er geschaffen, die ihm dienen — ich sitze hier ferne, zwischen mächtigen Höhen im stillen Thale — Er bringt die Thaten meines Volkes her, daß ich sie im Geiste mit erlebe.

Da geh' ich mit dem Siegeslauf,  
Da fühl' ich Noth und Schmerz!  
Da jauchz' ich triumphirend auf,  
Da blutet mir das Herz!

Da staun' ich in Bewunderung, da fühl' ich und schaue die Frucht eures Heldenmuths.

Da fühl' ich Deutschland und die Menschheit durch euch befähigt, die höchsten Schöpfungen zu gründen.

Da verlang' ich für euch den Lohn. Den Lohn der Todten im Himmel, und der Opfer, die auf Erden fortleben. Frei von Sorgen sollen diese sein, gehegt von der Nation, ein lebend Denkmal ihres Dankes.

Das ist die erste höchste Pflicht nach dem Triumph — unwürdig wäre die Nation dessen, wenn sie euch nicht mit Wohlthun dankte.

28. August Abends.

---

 Schilderung.

— — — Herrlich frischer Morgen. Zwischen der Keitalpe und dem Müllerhorn glänzen die beschneiten Roserberge her, von der Sonne beschienen, mit einem feinen

rosigen Hauch. Die nördlich gelegenen nahen Berge in hellem, silbernem Glanz der Morgensonne, die südöstlichen im grünen Dunkel des schattigen Waldes.

Später: stille, warme Luft, Sonnenlicht. Paradiesisch!  
Wir haben auf Erden auch das Gefühl des Paradieses.  
Aber nicht lange! (Reichenhall, 3. Sept. 70.)

Nachricht: L. Napoleon gefangen!!

---

Melodie: „Prinz Eugenius, der edle Ritter.“  
(In der Heimat zu singen.)

General Moltke, der edle Stratege,  
Der kennt alle Weg' und Stege,  
Die das Kriegsheer gehen muß,  
Um den Feind mit Macht zu fassen,  
Daß er uns das Feld muß lassen  
Bis zum stolzen Friedensschluß.

| Ruht in Frieden, Kameraden; nach tapfern Thaten  
seid ihr gefallen für das Vaterland. Wenn wir an euch  
gedenken, kommt uns das Wasser in die Augen. |

Ihr habt euer Leben  
In der Jugend hingegeben, weil die Ehre euch rief.  
Im ewigen Leben macht's euch glücklich.  
Invaliden: geehrt. Sonst ist die Nation der Siege nicht werth.  
(Reichenhall, 4. Sept. 70.)

---

München, 30. Oktober 70.  
Augustenstraße Nr. 1/3 links.

Lieber Freund!

Nachdem es heute zum ersten mal geschneit, schreibe ich Ihnen in geheiztem Zimmer, welches behaglich wäre, wenn der bekannte Feind, den ich in mir selber beherberge, mich zum rechten Behagen kommen ließe.

Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie in Versailles, dessen Säle Sie als Eroberer durchschreiten, an mich gedacht haben! Auch hat mich der im Grunde frohe Ton Ihres Briefes gründlichst erfreut. Möge das deutsche Heer, das so große Dinge gethan hat, endlich auch zum nachhaltig guten Ziele gelangen!

Was meine friedlichen Verhältnisse betrifft, so war ich, von Dr. und Krankenhausdirector L. dahin beordert, drei Wochen in Reichenhall, wo ich kuhwarme Milch und Kräutersaft genoß und badete, nicht ohne Erfolg. Hier saß ich eines Morgens, Ideen niederschreibend in meiner Stube (Villa von Liebig), als die Pächterin der vermieteten Gemächer, Frau S. aus München, athemlos eintrat, um mir zu sagen: daß der Kaiser Napoleon gefangen sei — von bairischen Jägern! Ich eilte nach dem Kurhause, wo ich das Richtige erfuhr und mit triumphstrahlenden Kurgästen bejubelte. Zur Feier dieser grandiosen Erfolge brannten am Tage darauf, d. h. in der zweiten Nacht, 100 Holzstöße auf den Bergen und unten gab's Feuerwerk und Musik. Auch nach den Siegen bei Metz

hatten auf den Bergen schon Freudenfeuer gelobt. — An den wenigen schönen Tagen machte ich Ausflüge mit den Damen H. und L. (ihrer Schwägerin), denen sich zwei Berlinerinnen, Mutter und Tochter v. R., anschlossen. — Nach achttägigem Aufenthalt in München ging ich nach Ebermergen zu meinen Verwandten und besuchte Pfarrer G. in W. bei D., der die Rieser Geschichten „Gleich und Gleich“ und „Der schwarze Hans“ mit veranlaßt hat. Dort erfuhr ich die Uebergabe von Straßburg. Ueberall, in Gebirgsbayern, in Schwaben und in Franken, herrschte deutsche Gesinnung, Stolz auf unsere Armee und Heruntersehen auf die Franzosen wegen ihrer Lügen.

Von Reichenhall heimkehrend fand ich eine Correspondenzkarte von unserm Freund R., die mir ebenfalls große Freude gemacht hat. Ein paar Tage darauf besuchte ich die Familie B. und führte den Grafen R. spazieren, der mir die interessantesten Details von den Schlachten bei Sedan erzählte. Wie er bei seinem Unglück doch noch Glück gehabt hat, vernahm ich mit dem größten Antheil.

Die „religiösen und philosophischen Gedichte“ sind gedruckt. Ich schrieb noch ein „Vorwort“ dazu, das auf die Zeitereignisse (Rom und Frankreich) Bezug nimmt, und strich dafür die Auslassung über das Selbstlob zu einem Viertel zusammen — so daß Sie jetzt zufrieden sein werden! Auch einer andern Ausstellung von Ihrer Seite bin ich gerecht geworden. Sie erinnern sich des Artikels „Poet und Philosoph in Einer Person“. Als ich

ihn diesen Sommer wieder las, kam mir das Persönliche sehr schwach vor, ich schnitt es mit wahrer Genugthuung ab und machte aus dem folgenden Allgemeinen, nach Ihrem Rathe, einen kleinen Aufsatz, der sich wohl wird lesen lassen und schon an die berliner „Philosophischen Monatshefte“ abgegangen ist. Vielleicht ergötzt es Sie doch ein wenig, daß Sie auch hier gestegt haben! In der Fähigkeit der Selbstkritik bin ich denn doch ein Deutscher, wenn ich auch manchmal zum Durchbruch einige Zeit brauche. Heute habe ich „Schelling“ angefangen, der sich nebst „Cornelius“ an „Friedrich Rückert“ anreihen soll. Das wird dann vielleicht ein interessantes Buch geben. Aber dazu müßte man gesünder sein! Leider haben die bekannten Organe diesen Sommer einen Schritt zum Schlechtern gemacht. Wo ich früher Beschwerden fühlte, da fühle ich jetzt auch Schmerzen, d. h. die Krankhaftigkeit hat zugenommen. Wenn ich mit Gottes und meiner Zähigkeit Hilfe den Winter überstehe, dann muß ich eine wirksamere Badecur gebrauchen, als zu Reichenhall — in Riffingen, oder Marienbad, oder Karlsbad. Die Erzählung, von der Sie einen Theil kennen — „Die Pflegemutter“ — ist fertig geworden und hat L.'s und vorläufig auch meinen eigenen Beifall. — Die herzlichsten Wünsche für Ihr Wohl-ergehen und für den! Schlußerfolg der deutschen Waffen von Ihrem Getreuen  
Melchior Mehr.

P. S. Die Freunde, wenn Sie mit einem zusammen-treffen, bitte ich schönstens zu grüßen.

München, 1. Dec. 70.

Lieber Freund!

Auf Ihre Herzensergießung, deren fatalen Anlaß ich von ganzem Herzen bedauere, kann ich Ihnen nur in wenigen Zeilen antworten, weil ich Ihnen ein gedrucktes Gedicht zusenden will, das Ihnen vielleicht einige Zerstreuung schafft, wäre es auch nur, indem Sie es zausen. Sie stehen zu gut mit dem Gefeierten, um nicht natürlich zu finden, daß ich einen Antrieb fühlte, diesem Mann ein Lied zu singen. Aber wenn es keinen Effect macht, ist's um so schlimmer.

Auch ich lebe kein behagliches Leben. Mein körperliches Leiden verläßt mich nicht; dennoch schreibe ich an den „Briefen über die Religion des Geistes“ fort, worin das Thema von „Gott und sein Reich“ wieder behandelt ist. Für wen? Das wissen die Götter! Von Einem aber glaube und hoffe ich, daß ihm manches darin Vergnügen machen wird. Ich strenge mich nicht zu sehr an; ob aber die körperliche Kraft, auch bei dem mäßigen Gebrauch, zuletzt nicht doch versagen wird, kann ich nicht wissen.

Die „Machthilfe“ werde ich von B. zurückfordern; und es ist mir ordentlich lieb, daß ich den Grund in einem Mangel an Vertrauen sehen kann, den die Z. zu der Rolle kundgibt. Dem Theaterverdruß bin ich nicht mehr gewachsen; ich werde meine Loslösung von dem Institut als eine abgeworfene Last fühlen; aber mit dem Intendanten will ich darum keinen Streit haben. Natürlich gibt er



schlechtere Stücke als die „Rechtthilde“; aber sie sind harmloser, und das ist auch etwas.

Für die guten Aussichten, die Sie mir in Bezug auf den Ausgang des Krieges geben, noch insbesondere meinen Dank. Wenn einem diese Genugthuung auch noch genommen würde! Nein, diese wollen wir unverkümmert haben, wenn wir uns in unserm eigenen Leben so vieles verkümmern lassen!

Gestern Abend hatte ich sonderliches Glück; ich besuchte Ihre Gattin, die ich sehr heiter antraf wegen der Friedensausicht, die Ihr letzter Brief an sie gewährte, im Kreise von Frau und Fräulein S., Fräulein R. und Ihre Fräuleins, alle in bester Laune. Angenehm unterhalten vergaß ich meine Gebrechen und schließlich wurde ich von der edlen Gräfin mit einer Portion Schinken entlassen, den sie mir zum spätern Abendbisse in die Tasche steckte.

Damit will ich den Brief schließen, denn Schöneres weiß ich nicht zu melden. Leben Sie wohl, trogen Sie der Welt und, wo Sie können, zwingen Sie dieselbe, Ihre gerechten Ansprüche zu erfüllen! Ich für meine Person will nichts als meine Ruhe haben; alle Unternehmungslust ist von mir gewichen. Auf Wiedersehen! Ihr treuergebener  
Melchior Mehr.

---

Später erhielt ich noch, eingeschlossen in einen Brief meiner Tochter, folgende mit Bleistift geschriebene Zeilen:

Vom October bis Januar 71 entstanden:

„Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung.  
Vierzig Briefe von Melchior Meyr.“

Annoch Manuscript. Leider ist der Kritiker nicht hier!  
Die herzlichsten Grüße von dem Autor M. M.  
München, 20. Jan. 71.

Meyr's Tagebuch reicht wenig über das Datum dieses Zeitels hinaus; es enthält die Spuren zunehmender Schwäche und Schmerzen. Daneben erzählt es am 15. December, daß sein Gedicht auf Moltke in mehreren Zeitungen Aufnahme fand; am 18. von einer Einladung zu Weihnachten, welcher er am 24. mit dem alten Humor Folge leisten konnte; am 28.: „Bei der Gräfin B. — ihr Mann schreibt, Moltke habe sich zwei mal bei mir bedanken lassen für das ihm von B. mitgetheilte Gedicht: einmal wegen der Freundlichkeit, dann «wegen des Inhalts»! Heiter!“; am 28. Januar: „Capitulation von Paris. Die Stadt im Fahnen Schmuck. Wechselseitige Glückwünsche unter Freunden. Friede! Friede!“; am 31.: „Bei Dr. Cordes — er untersucht mich gründlich — findet die linke Seite (Darmgeschwulst) bedenklich! will Prof. Buhl untersuchen lassen!“ Die letzten Worte des Tagebuchs, welche vielleicht auch bei Andern das melancholische Interesse erregen, welches ich empfand, lauten:

8. Februar. Bei Buhl mit Cordes. Verhärtung

am Darm nicht mehr zu beseitigen! — Sieh da! G.  
ähnlich! —

Moriz von Schwind † an Herzleiden!

---

Ich habe, um meiner Aufgabe gerecht zu werden, noch  
Einiges aus den „Bemerkungen und Bekenntnissen“ der  
letzten Monate seines Lebens mitzutheilen:

Bei meinem Drange, ungeduldig und zornig zu werden  
und dann Neben auszustößen, die mich reuen müssen, ist  
es gerathen, die Pflichten ins Auge zu fassen, welche  
das Unglück uns auferlegt. Von mir wird verlangt, daß  
ich entsage und Geduld habe. Ich soll nicht nur dem  
Genuß entsagen, sondern auch der Arbeit, welche für mich  
der höhere Genuß ist. Mein Körper versagt mir die  
hierzu nöthigen Dienste. Ich muß also denken, ich habe  
bereits genug geleistet, — ich muß von den schönen Ent-  
würfen, die ich noch ausführen könnte, die Augen weg-  
wenden — sie sollen Gedanken meiner Seele und Entwürfe  
bleiben. Sich deswegen ungeberdig stellen, ist unrecht; ich  
muß mir's strenge verbieten. — Auch in Gedanken soll  
man nicht zürnen! Ich habe immer gefunden, daß man  
einer Pflicht besser nachkommt, wenn man ihre Vernünftigkeit  
und die Ehre, die sie gibt, erwogen hat.

(M., 17. Oct. 70.)

Der Schmerz entreißt uns den Schrei der Klage; und  
diese wird so leicht zur Anklage! (Desgl.)

Wenn ich einen mir von Gott inspirirten Gedanken niederschreibe, dann fühl' ich immer auch schon die Ohrfeige, die ich von der dummen Welt dafür erhalten werde.

(M., 13. Nov. 70.)

So geht's, wenn man nicht widerlegt werden kann; dann wird man todtgeschwiegen!

(M., 26. Nov. 70.)

Es ist unglaublich, wie streng das Gericht der Zeit, der Nachwelt ist. Was der geblendeten Mitwelt im schönsten Glanze gestrahlt hat, wird als hohles Surrogat erkannt, das Echte dagegen gewinnt immer holderes Licht. Das Echte allein bleibt übrig; — dessen ist aber sehr wenig!

(M., 21. Jan. 71.)

Ich wäre einer der glücklichsten Menschen, wenn ich gesund wäre. Die stete Production auf den Feldern der Poesie und der Philosophie würde mich dazu machen. Sogar jetzt bin ich durch sie noch erfreut, wo ich fast unaufhörlich Schmerzen leide.

(M., 21. Jan. 71.)

Im Nachlaß weiter spürend, finde ich noch ein Heft:  
„Philosophie. München, Januar 1871.“

Es ist leer! Der edle Dulder hatte nichts mehr zu thun, als unter Dualen seinen Nachlaß zu ordnen und dem nahen Ende in's Auge zu sehen. Die Magerkeit,

welche uns oft Besorgniß einflößte, hatte sich in entseßlicher Weise gesteigert. Er empfing viele Besuche, namentlich von befreundeten Damen. Einmal wurde er sehr heftig, als eine von ihnen ihm wohlmeinend Hoffnung machen wollte. „Glauben Sie, ich fürchte mich vor dem Tode?“ brauste er auf, bat ihr aber sofort ab. Ich erfuhr sein Ende in Compiègne; am 23. April war er zu München verschieden. M. Carriere und dessen Schwester standen an seinem Sterbebett und empfingen seinen letzten Händedruck, als die Verwandten ankamen. Er starb ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß auf das extensivste Erdenbesein ein intensives Leben folge, in welchem es der abgeschiedene Geist mit nichts zu thun hat als mit sich selbst, um in unzerstreuter Selbsterkenntniß aller Schladen los zu werden — und daß dann endlich die von Gott gewollte selige Vereinigung des geläuterten Geistes mit der verklärten Natur sich auf ewig vollziehe.

---

# Biographische Skizzen.



## Don Ehringen bis Berlin.

1810—40.

---

Ich habe dem Leser den Mann im reifsten Alter vorgeführt; er selbst hat sich in den „Erinnerungen an Friedrich Rückert“ aus einer Zeit gezeichnet, wo Alles in ihm der Production entgegenbrängte; es bleiben mir nur noch die Lücken auszufüllen, um das Gesamtbild vom Grabe rückwärts bis zur Wiege herzustellen. „Welch ein guter Genius müßte es sein, der aus meinen frühesten Aufzeichnungen, poetischen Projecten der ersten Jugend (im Nachlaß!) bis zu den letzten, meinen Charakter und mein Leben wahr und schön darstellen könnte!“ so sagt sein letzter Wille, und ich fürchte fast, daß ich dieser gute Genius nicht zu sein vermag. „Der moralisirende Pharisäer und Pfaffe kann mich nicht begreifen“, steht bald nach jenen Zeilen; aber ebenso wenig wollte er von frivolen Epikureern begriffen werden. Wenn er an anderer Stelle sagt: „Wer aus diesen meinen Tagebüchern mein Leben erfreulich beschreiben wollte, der müßte dem Autor sehr verwandt sein“, so habe ich nicht den Muth, diese Be-



dingung als in mir erfüllt zu betrachten. Und dennoch will ich mich der Aufgabe nicht weigern, zur Kenntniß dieses Lebens und zur Geschichte seiner Entwicklung so viel beizutragen, als meine Individualität es vermag. Ich habe schon früher gesagt, daß Mehr eigentlich niemals an Dualismus krankte; er war kein moralischer Rigorist, er sah nicht im Sinnenglied den Feind des Seelenfriedens. Wie hätte er auch sonst der Dichter sein können, der die Wirklichkeit liebte und verklärte! Statt hier Grund zum Tadel zu finden, sollte man vielmehr den wunderbaren Reichtum einer Menschenseele anstaunen, welche die Natur liebend an's Herz zu ziehen und doch zugleich den Geist in seinen feinsten und tiefsten Beziehungen zu erfassen vermochte. Ihm war sehr bald die Ueberzeugung aufgegangen, daß nicht die Ertödtung des natürlichen Glücksgefühls, nicht ein einseitiges Geistesleben, sondern ihr versöhntes Bei- und Füreinander der Endzweck der Schöpfung sei, und daß der Dichter nur dem großen Weltkünstler nachahme, wenn er der Natur ihr Recht gebe. Daß hier auf Erden die Natur oft ein ungebührliches Recht auf Kosten des Geistes, dem sie dienen soll, in Anspruch nehme, erfuhr er wie andere Sterbliche, und mancher Kampf zwischen Sinnlichkeit und Geistesherrschaft mochte durchgefochten sein, bis aus der behaglichen Rundung, welche sein Aeußeres in jüngeren Jahren hatte, das vergeistigte Aussehen wurde, welches die vorhandenen Abbildungen in übermäßiger Strenge wiedergeben.

Melchior Mehr war am 28. Juni 1810 in Ehringen bei Nörblingen im Riesgau geboren. Seine Aeltern, deren Verlobungsgeschichte in der Rieser-Erzählung „Georg“ von ihm geschildert ist, waren Bauern — aber doch nicht das, was man in manchen Gegenden Deutschlands sich unter diesem Worte vorstellt. Schon der Name Mehr (major) deutet auf eine vornehme Dorffamilie; auch war diese nicht nur wohlhabend, sondern durch die Nähe der fürstlichen Residenz Wallerstein waren den Bewohnern des Dorfes auch mehr Bildungsmittel zugänglich, als sonst ihresgleichen.

Im sogenannten „gelben Hause“ zu Ehringen wohnten Beamte aus dem Städtchen, bei denen Melchior's Vater als Jüngling sogar mit der deutschen Literatur bekannt wurde. Der Nachlaß enthält Aufzeichnungen des Vaters für den Sohn, worin er ihm außer der oben erwähnten Verlobungsgeschichte eine gezwungene Reise mit Vorspannpferden von Ehringen bis Kronach erzählt, wo es ihm endlich gelang, den Franzosen noch vor der Schlacht von Jena mit den älteren Pferden zu entweichen. Der Stil dieser Mittheilungen ist um kein Haar schlechter als der von manchen Gebildeten damaliger Zeit und verräth den verständigen, entschlossenen und für die Schönheit von Natur und Gemüth empfänglichen Mann. Die höhern Bildungselemente im Mehr'schen Hause waren übrigens kein Hinderniß der vollen Theilnahme am bäuerlichen Leben, welchem vielmehr Melchior Mehr die naturwüchsigste Frische, Kraft und Fülle verdankt, die seinem hochgebildeten

Geist als Basis diene. Ich habe schon früher der Skizze einer Selbstbiographie über die Kinder- und Knabenjahre Erwähnung gethan. Sie führt uns in das „gelbe Haus“; im Garten spielt Melchior noch im Flügelkleid mit des Wirths Margret, welche — zwei Jahre älter — ihm mit liebevollem Wort und Blick Weichseln zu essen gibt; schon als er noch auf dem Arme getragen wurde, hatte sie gesagt: Das wird meiner! Neben diesem lieblichen Kinde stand in Mehr's Erinnerung einer der Dorfmag-naten, der Huftenbauer, Besitzer zweier Höfe und dadurch fast dem Wirth ebenbürtig, auch in der Erscheinung vornehm und eine Art von Herr, mit seinem Vater befreundet. Aber nicht blos Menschen treten vor die retrospective Phantasie: der Knabe sitzt in der Kammer und erfreut sich des Sonnenscheins von der Gasse herauf an der alten Linde vorbei. Er ist bezaubert durch die ersten harmlosen Culturwerkzeuge, welche in seine Hand kommen; „Bildchen, farbiges Papier. Wie beglückend!“ Ein Messer, um die „Säue“ vom Papier wegzubringen, schien ihm ein wahres Zauberwerkzeug; und er war sehr empört, als ihm arme Buben aus Wallerstein ein solches versprochen, er ihnen dafür in der theuern Zeit (1817) viel Brot gab, aber das Messer nicht bekam. Mit süßer Begier kostete er das erste „Bische“, Weiße's Kinderfreund; dann war der Großvater so lieb, ihm den „Rubenson“ zu verschreiben. Zwei Scenen aus der Kinderzeit leuchten besonders in seinem Gedächtnisse:

„Taufe der Schwester Margaret. Ich war vier Jahre alt. Man ließ mich Wein trinken, gab mir Biscuit. Ich sah die Mutter bleich und glücklich im Kanalei, im Bett. Sie zerbrückte mir zärtlich die Hand. Wir Buben (ich in Jacke und Hosen) trotteten vor dem Hause taktmäßig.

„Genüsse. Weichseln. (ich und der junge Frank diebisch auf dem Baum des Großvaters Wiedemann). Dieser kommt mit der Sophie. Wir vom Baum herunter und über den Zaun davon. Er bringt Weichseln herunter, gibt sie mir und sagt: das thut nimmer!“ — Der holde Traum der Kindheit zeigt uns keine weitem Lichter, außer etwa der Erzählung seiner Mutter, daß er — schon im Tragkleidchen zum Jorn geneigt — eines Tages die Nulle nach ihr geworfen habe. Es fand sich, daß sie verstopft war. An diesen frühen Aerger erinnerte ihn oft der Thurm von Nördlingen, die „große Nulle“.

Der Gymnasiast in Ferien tritt auf. Er ist beim Radwirth in Nördlingen, „wollte gern an Gott glauben, wenn er nur einmal einen Ton von sich gäbe! Am meisten können mich die ärgern, die sagen, sie hätten früher auch gezweifelt, auch so gesprochen wie wir, und hätten's jetzt anders gelernt!“ Die Sturm- und Drangperiode hatte demnach früh genug angefangen, und gerade dieser Knabe sollte einer der leuchtendsten Zeugen Gottes werden! Die weitem Mitheilungen sind leider für den Fernstehenden meist unverständlich. Ich entnehme aus ihnen, daß Melchior drei Jahre die deutsche Schule besucht hatte und dann auf

der Lateinschule sich zum Ersten hinaufschwang. Daneben suchte ihm Großvater Wiedemann Liebe zum Bauernhandwerk, das ihn mit Stolz erfüllte, beizubringen; er sucht ihn zärtlich darauf hinzulenken, kauft ihm die Zierde des Dorflebens — eine Fischotterkappe — aber letztere geht verloren und mit ihr der Sinn für das, was dem Großvater das Schönste war. Der Vater scheint mehr für die Studienlaufbahn eingenommen zu sein, läßt dem Sohn in Wallerstein Privatstunden geben. Der Dichterfinn des Knaben wird durch Ritterromane genährt. „Lesen zwischen Spinnerinnen! Bei Burger, warme Stube, Schneegestöber. Welche Schauerfeligkeiten! Was gibt's für Glück!“ Er wollte uns alle herrlichen, süßen Gefühle schildern, welche damals sein Herz durchzitterten, die Poesie, die in ihm aufging, neben lodenden Bildern unendliche Wehmuth. In Folgendem hat er einen Anlauf dazu genommen: „Sein Leben zu beschreiben ist schon darum lohnend, weil man dabei die Gefühlsfähigkeit der Jugend anschaulich machen kann. Gar manches können wir besser im reifern Alter; aber so leicht entzückt und glücklich sein können wir nicht mehr wie in der Jugend. — Es ist wunderbar, welche Glücksgefühle mir, dem Knaben, die Volksfeste — Kirchweih und Hochzeit — einflößten! Die Hoffnung war fast noch schöner als die Erfüllung. Schon zu hören, daß eine «rechte Kirchweih» sein werde, d. h. mit einem oder zwei Platzmeistern und Tanz um die Linde, Herauspaschen einer Flasche und eines Hutes (auch einer Ente!), und Regel-

bahn, — war herzerfreuend und rief Jubel hervor. Die schönern Formen einer solchen Kirchweih, das Besondere, der größere Reichthum der Anschauungen, gaben dem Feste die wahre Poesie. Wenn nun im Schein der Morgensonne, welche durch die Gasse heraufglänzte, die Regelsbahn errichtet, der Platz unter der Linde zum Tanze gereinigt wurde, so war der Knabe umströmt von den kommenden Freuden. Es war ein lichter Rausch der Erwartung. Für die junge Seele hatte Alles Reiz — und alle Reize traten zusammen und verbanden sich und lockten und labten zusammen. Der schönsten Erfüllungen sicher, verbrachte man die Zeit in holder Ruhe und fortgehendem stillen Vergnügen. Das Läuten zur Kirche, die gepuzten Kirchgänger, denen man sich anschloß, der Gottesdienst — machte feierlich schöne Eindrücke. Denn die Poesie der Lustbarkeit erhellte den Ernst der geistlichen Handlung, und Geistliches und Weltliches waren für das junge Gemüth vollkommen ausgeglichen und paßten zusammen wie im Paradiese. Den von der Kirche Heimkehrenden erwartete das Mahl — köstlich und reich. Nochmal eine Zeit der Stille, der Erwartung; dann die Musik, der Tanz, verwandte Kirchweihgäste mit Kindern, die man stolz herumführte; Mädchen, Bäschen, mit denen man später tanzte. Wenn alle Genüsse im Gang waren — die jungen Paare tanzten, Sauchzen und Musik herabklang vom Wirthshause — die Männer zechten, rauchten, paschten, fegelten und mit rothen Gesichtern lächelten — die Kinder Obst verzehrten, Nüsse

knackten und fröhlich zusammenstanden, zu allebem aber die goldene Abendsonne schien, dann kam die Poesie des Tages und alles Glück der Menschen in die Seele des Knaben wie ein verklärter, himmlischer Strom und berauschte und erhob sie; — es war ein Gefühl der Wonne — des lichtesten, reinsten und schönsten Genügens.“

Mehr vergißt nicht zu notiren, daß seine Mutter die Sauce zum Kalbsbraten (Sonntags) so gut machte, wie er sie später nicht wieder kostete. „Für sie gestand ich meine Passion offen! Mein Vater sagte zu mir: mit einer guten Brühre könnte man dich in die Hölle locken!“ Das empfängliche Gemüth des Knaben wurde von Allem lebhaft erregt; sein junges Herz schwoll von Lust und Weh bei den Freuden des Dorfs und ihrem Vorüberziehen, ihm imponirte die Stärke der Burschen, ihn berauschte der Reiz der Mädchen. „Diese Gefühle: das ist Poesie! Empfindungen und Phantasien waren ordentlich körperlich, greifbar geworden in allem Zauberglanz. Ohne diese Anschauungen konnte ich meine Rieser Erzählungen nicht schreiben! Wie schön ist's, daß auch das Landvolk poetisch verklärt wurde!“

„Da wir doch einmal in dieser Welt sind“, schreibt er am 6. Mai 1870, „so ist es gut, daß wir all ihr Schönes verlangend sehen und davon entzückt werden. Man sollte nichts verleugnen, was uns glücklich gemacht hat. Was ist denn sonst am Leben? Die Jugend soll Jugend sein.“ Mit Wehmuth sagt er von einer damals

Fünfzehnjährigen: „Wie viel Glück schien ihr verheißen, wie wenig hat sie gefunden! (Im Himmel muß das Alles wiederkommen!)“ Einen hochpoetischen Eindruck machte endlich auf den Knaben eine adeliche Familie in der Nachbarschaft — zu den würzigen Feldblumen die zarteren Gartenpflanzen! Ihm erschien Alles verklärt an ihnen, hoch, vornehm, würdig, fein und schön. Die Kleidung, das Flügelspiel erfüllten ihn mit Bewunderung. „Dazu Ulmer Brot, Chocolate, Orangen. Im Garten Spanische Weichseln. Katholischer Pfarrer: Ideal von Theilnahme und Gutmüthigkeit. Sein rothes, volles, doch feines Gesicht: durch den Ausdruck! — Für mich war das Bereicherung! Auch diese Klasse in ihrer Eigenthümlichkeit gesehen, poetisch aufgefaßt. M. einige Jahre älter. Verehrungspassion. — Welche Empfindungsfähigkeit hatte ich! Welche Fähigkeit, das wirkliche Leben in seiner Eigenart, die bezaubernd auf mich wirkte, poetisch zu verklären! Es sind für mich ewige Bilder!“

Damit falle der Vorhang über den Morgen eines Dichterlebens! Die nächste Aufzeichnung betrifft schon den Zwanzigjährigen und lautet: „Selbstgefühl. Selige Phantasien. Sicherheit. Mit frohester Gewißheit durch die Menge gehend: ein Licht zu sein, das alle Welt erhebt, beglückt, entzückt! Unwiderstehliches schönes Gefühl meiner selbst, so daß ich glaubte, daß ich Alles könnte und Niemand mir zu widerstehen vermöchte. Sant man in Zweifel, so hinderte das nicht, wieder zum vollsten Selbstver-



trauen zu gelangen.“ So zeichnet sich selbst der Sechzigjährige.

Das erste hinterlassene Tagebuch ist auf die eingeschlossenen Blätter von „Johann Friedrich Hülfreich's Evangelischer, Katholischer und Ruffischer Zeitkalender auf das Jahr 1827“ geschrieben; dann folgen zwei Hefte „Allerlei!“ vom Jahre 1828, dann drei kleine und acht größere Hefte „Zerstreute Gedanken“ vom Jahre 1829, fünf solche und zwei größere in Quart von 1830, wozu drei Heftchen „Reisenotizen“ gehören, endlich zwei Quarthefte für 1831. Melchior Mehr hatte demnach schon früh die Gewohnheit angenommen, sich über Alles, was ihm begegnete, was er studirte und was er dachte, Aufzeichnungen zu machen; später sonderte er dieselben nach Fächern, wobei es ihm hauptsächlich darum zu thun war, die eigenthümliche Form seiner Einfälle festzuhalten. In den Jahren 1831 und 1832 wird schon ein größerer Versuch „Edmund's Wanderungen“ gemacht; es scheint dies jener Roman in Briefen zu sein, welchen Mehr seinem kritischen Freunde Schimper nicht zu zeigen wagte, nachdem dieser das romantische Drama, welches der Dichter dann wahrscheinlich vernichtete, so unbarmherzig zerzaust hatte. Dies und die Uebersendung von Gedichten an Goethe im Jahre 1831 ist vorn in den „Erinnerungen an Rückert“ zu lesen, auf welche der Biograph überhaupt verweisen muß, da die obengenannten Quellen darin von dem Verfasser selbst verarbeitet und für einen Andern schwer zu dechiffriren sind. Bei

einiger Durchsicht machen sie den Eindruck, daß hier glühende Lebenslust mit Schaffensdrang abwechseln; beide so unvermittelt nebeneinander, wie dies wol auch bei andern Männern die Jünglingsjahre kennzeichnet. Im höchsten Maße findet sich natürlich diese naive Mischung von Sinnlichkeit und Idealität, diese Gärung von Natur und Geist, bei einem hochbegabten Jüngling, dessen Streben von früh an dahin ging, der Menschheit ganzes Fühlen in sich aufzunehmen, alle Erscheinungen des Daseins in Zusammenhänge zu bringen und den Reichthum der Wirklichkeit denkend und dichtend zu reproduciren.

Siebzehn engbeschriebene Hefte „Aus meinem Leben und Treiben“ und „Tagebuch“ schildern Mehr's Univerſitätsjahre und die Zeit bis zu seiner Uebersiedelung nach Berlin. Die Essenz davon enthalten die „Erinnerungen an Rückert“ und der Roman „Vier Deutsche“. Alle möglichen Bildungstoffe hat der Poet in dieser Lebensperiode in sich aufgenommen; sogar aus Buchta's „Bandekten“ finden sich fleißige Auszüge vor. Schelling war es, der ihn am meisten anregte; ich finde das Fragment eines Aufſatzes über ihn, welches Mehr am 10. und 11. October 1870 entwarf: „Die Vorlesungen, welche dieser große Denker in den dreißiger Jahren zu München hielt, kamen meinem geistigen Streben, meiner Denkweise und den Bedürfnissen meines Gemüths gleichmäßig entgegen. Die höchsten Fragen, die auch mich schon beschäftigten, waren hier Gegenstand der eingehendsten Untersuchung. Mich

fesselten die scharfsinnigen Unterscheidungen und Begründungen wie nicht minder die Partien, welche durch erhebende Bilder auf die Phantasie wirkten. Die künstlerische Anordnung und Entwicklung des Urtheils zog mich ganz besonders an, und ich erblickte darin das Muster philosophischer Darstellung. — Schelling war der rechte Mann für mich! Er war der Führer zu den Idealen, die mir vorschwebten! — Ich weiß nicht, ob man sich heutzutage noch eine Vorstellung machen kann von dem Verhältniß damaliger Zuhörer zu einem gefeierten Lehrer, von der Pietät gegen ältere Männer, welche heutzutage der Jugend fast ganz abhanden gekommen ist. Wir brachten in jenen Tagen dem philosophischen Lehrer Vertrauen und Glauben entgegen; wir bemühten uns, ihn aufzufassen, und suchten von ihm zu lernen. Jetzt kommt es nicht selten vor, daß der Studirende den Professor schon kritisirt, bevor er sich die geringste Mühe gegeben hat, ihn zu verstehen! — Das damalige Verhältniß ist offenbar das bessere und nützlichere, und es wäre zu wünschen, daß es auch für Lehrer philosophischer Disciplinen wiederkehrte! — Man sagt wol, der Schüler soll die Mittheilung nicht blind und gläubig aufnehmen, sondern prüfend! Das ist richtig; aber dieser Forderung wird schon dadurch genügt, daß der Zuhörer die Worte des Lehrers zu verstehen sucht. Der Schüler muß mit dem Glauben beginnen, daß der Lehrer ihm etwas geben könne; er muß diesen Glauben haben, solange der Lehrer ihm etwas gibt. Wenn ihm ein Satz nicht

ohne Weiteres einleuchtet, so hat er noch kein Recht, ihn abzuweisen und ihn dadurch für schon beseitigt zu halten. Er muß dem Lehrer folgen und sich Mühe geben, ihn zu fassen — er muß suchen, um zu finden. — Die Kritik, wenn sie nöthig ist, kommt endlich von selber. Hat es der Schüler in sich, wissenschaftlich auf eigenen Füßen zu stehen — hat er Ideen und den Beruf, sie darzustellen, dann wird er immer damit enden, seinen Lehrer zu beurtheilen. Bildet er seine eigenen Gedanken aus, und treten diese dem Ueberlieferten entgegen, so ist nicht zu fürchten, daß er sie denen des Vorgängers opfern und sich diesem blind auch jetzt noch unterwerfen werde. — Die heutzutage so gewöhnliche Abweisung dessen, was einem nicht sofort einleuchtet, führt zur Leerheit des Geistes. Die vertrauensvolle Hingabe, wobei man aber das Gehörte zu fassen sucht, leitet zum Verständniß des Lehrers und endlich auch zur Erkenntniß seiner Grenzen. — Wie weit ist das Gebiet eines genialen und allseitig durchgebildeten Lehrers! Wie viel können wir von ihm empfangen, bis wir dahin kommen, um das Weitere selber zu geben! Wie viel formelle Bildung und Schärfung des Geistes erlangen wir durch die Schule eben zu den Arbeiten, die wir auszuführen berufen sind! — Schelling trug nicht frei vor. Er hatte ein ausgearbeitetes Heft vor sich liegen, in das er Blicke warf. Allein es bedurfte deren wenige, um ihn den Faden nicht verlieren zu lassen; er sprach mit dem Ton unmittelbarer Empfindung, mit mächtiger Stimme,

mit Weiße — und so machte sein Vortrag doch den Eindruck eines freien. Die Wirkung auf begabte, empfängliche Hörer war eine tiefgehende. — Ich hörte nach einander — zum Theil wiederholt — die Philosophie der Mythologie, die Philosophie der Offenbarung — Einleitung in die Philosophie — Zur Geschichte der neuern Philosophie, u. a. — Wenn ich mich ergreifen und begeistern ließ, wenn ich dem Lehrer hingebend folgte und ihn aufs Höchste verehrte, so hatte ich doch keine Anlage, ein Schüler im eigentlichen Sinn — ein Schellingianer zu werden. Es producirte, poetisch und philosophisch, allzu sehr in mir selber, als daß ich mich dem System eines Andern hätte widmen können und wollen, wie es von einem solchen Schüler gefordert wird. Ich fühlte nur den Drang und Beruf, die Vorträge Schelling's zu meiner Ausbildung zu benutzen; die Ausführung meiner eigenen Entwürfe, wie sie auch sein mochten, erschien mir immer als das Wichtigere. Nie schrieb ich die Vorträge nach; und ein gelehrter Kenner derselben, sodaß ich über alle Theile hätte Auskunft geben können, bin ich nie gewesen. — Trotzdem imponirte mir Schelling in jenen Jahren, wie mir kaum ein Sterblicher imponirt hat. Wenn er angegriffen wurde, nahm ich für ihn Partei und konnte dabei so leidenschaftlich werden, daß man mich für einen seiner geschworenen Anhänger halten mußte. Freilich regten mich nur die ungerechten Angriffe so auf. Wenn Schimper, der Schelling nicht minder verehrte,

einzelne Lehren bestritt, so war das etwas Anderes, und der Freundeskreis, wo er es that, hörte ihn mit Aufmerksamkeit. Schelling wußte in unsern Augen außerordentlich viel — aber er brauchte nicht Alles zu wissen! Zum Bösen, wie es, von ihren Schülern, andern Philosophen widerfahren ist, haben wir ihn niemals gemacht. — In den «Erinnerungen an Friedrich Rückert» ist eines Aufsatzes gedacht, worin ich in Darstellung des allgemeinen Entwicklungsgesetzes die «Aufgaben deutscher Poesie» zu bestimmen suchte. Damit glaubte ich Schelling persönlich näher treten zu können, und ich sandte die Arbeit an ihn ein. Allein dieser erste Versuch gelang nicht. Nachdem ich lange vergebens auf ein Lebenszeichen gewartet hatte, übernahm es Schimper, sich nach dem Schicksal der Sendung zu erkundigen. Schelling hatte sie gelesen, war aber nicht gut darauf zu sprechen. Er hätte es einem so jungen Mann (ich war damals noch nicht 23 Jahre alt!) entsprechender gefunden, daß er poetisch producirte, als daß er über die Ziele deutscher Poesie philosophirte! Dieses Nachdenken über die mögliche Entwicklung der Poesie schien ihm auf einen Mangel an productiver Kraft zu deuten! — Schimper, den die Arbeit sehr interessirt hatte, nahm sich meiner an, richtete aber nicht viel aus. Als er sich endlich in meinem Namen das Manuscript zurück erbat, erklärte Schelling, es sei nicht mehr zu finden und müsse verlegt worden sein! — Ich erinnere mich ganz genau, daß ich bei dem Referat Schimper's mir sagte:

hier hat Schelling à la Goethe gesprochen! Goethe hielt wenig von der Reflexion und allzu wenig von der Philosophie; bei ihm war das begreiflich! Daß aber ein Philosoph die Aufstellung von Idealen deutscher Poesie aus einem Mangel an Productionskraft erklären zu müssen glaubte, das fand ich befremdlich. Der Philosoph mußte wissen, daß sich nicht ein Mensch entwickelt wie der andere, und daß sich einem wol schon in der Jugend Aufgaben darstellen können, die er erst in reiferem Alter zu lösen im Stande ist. Der Philosoph hätte sich sagen sollen, daß in einem Späteren Poesie und Philosophie auch wol in ein näheres Verhältniß treten könnten, als es bei Goethe der Fall war! — In der Jugend trägt man dergleichen Misserfolg nicht nach. Ich vergaß die kleine Niederlage und fuhr fort, die Collegien Schelling's zu hören. Zu einem Besuch bei ihm fand ich aber erst den Muth, als ich ihm „Wilhelm und Rosine“ überreichen konnte. Ueber diese Dichtung sprach er sich freundlich aus, ohne aber so viel daraus zu machen wie Rückert oder auch Friedrich Thiersch. Wie ich endlich durch den Sohn Paul Schelling in die Familie eingeführt wurde und durch das Werkchen über die poetischen Richtungen den Philosophen gewann, ist schon erwähnt. Hier war auch kritisiert und philosophirt; aber der sittliche Ernst des Buches machte auf Schelling eine wohlthuende Wirkung, und wenn man aus den Kritiken nicht auf eine poetische Begabung des Autors schließen konnte, so war doch die philosophische, die ästhetische be-

wiesen. Genug, jetzt vernahm ich endlich den Ton herzlicher Theilnahme, der Schelling so wohl stand und womit er jüngere Leute so glücklich machen konnte. Die Stunden, die ich von jetzt an im Hause des Lehrers zubrachte, gehören zu meinen schönsten in jener Zeit.“ —

Es war offenbar Mehr's Absicht, diesen Aufsatz weiter zu führen. Dem Brouillon desselben liegt eine Skizze bei, worin darauf verwiesen wird, daß Schelling's Verwendung bei Kronprinz Max und die hierdurch ermöglichte Reise nach Berlin schon in den „Erinnerungen an Rückert“ erzählt seien. „Schelling wußte beim Abschied schon, daß er auch hinkommen würde. Daß ich ahnungslos die Stadt wählte, wo er künftig wirken würde. Schaute mich lächelnd, mit wahrer Güte an. Lebwohl!“ — Die Skizze reicht noch nach Berlin hinein, aber leider so wenig weit, daß sie dem Biographen nicht viel zum Führer dienen kann.

---



## Berlin

1841—52.

---

Dieser Zeitraum umfaßt in den Tagebüchern zweiundfünfzig Hefte, d. i. hundertsechsfundfünfzig kleingeschriebene Bogen, welche Mehr's äußeres und inneres Leben, seine Bekanntschaften, seine Thätigkeit, Hoffnungen und Enttäuschungen, Lust und Leid enthalten. Ich will versuchen, die Bilder in raschem Fluge vorüberzuführen.

Mehr's erste Besuche in Berlin, verbunden mit der Begeisterung, in welcher er von Schelling sprach, ließen ihn als Emiffar des Philosophen erscheinen, dessen Gegner Hegel zwar schon vor einem Jahrzehnt gestorben war, aber noch zahlreiche Anhänger besaß sowol an der Universität als in der gebildeten Gesellschaft. Man ahnte bereits, daß Schelling selbst kommen werde; und ein Theil des Publikums sehnte sich nach seiner lustreinigenden Gegenwart, während die Freunde der Hegel'schen Philosophie zu seiner Bekämpfung die Federn spitzten. In unsern Tagen ist es schwer, sich die Erregtheit vorzustellen, welche damals noch durch metaphysische Streitfragen hervorge-

rufen wurde. Mehr war durch seine Denkungsart noch mehr als durch seine äußere Lage in der That ein Kämpfer für Schelling, und dieser betrachtete ihn auch als seinen getreuen Schildknappen, dem er sein Misfallen nicht un- deutlich merken ließ, wenn er säumig zu werden schien.

Mehr machte also zunächst Besuche, knüpfte literarische Verbindungen an und saß als Hörer fast aller Disciplinen auf den Bänken der Universität. Ein Heft „Memorabilien“ berichtet über die Vorlesungen Hotho's, Steffens, Ritter's, Kluge's, Beneke's, dann über jene von Dönniges, Benary, Stuhr, Stahl, von der Hagen, Marheineke, Schönlein, Werder, Savigny, Twisten, Michelet, Neander, Trendelenburg, Ranke, diese alle im Wintersemester 1840/41, endlich im Sommersemester 1841 über jene von Jakob Grimm. Die Aufzeichnungen im Tagebuch dieses Jahres schildern seine neuen Bekanntschaften und geben über Bettina, Varnhagen u. s. w. anziehende Personalbeschreibungen. Zu der Arbeit über Goethe, welche ja eigentlich den Zweck seines Hierseins bildete, sammelte er Ideen im Gedankenaustausche mit geistreichen Vertretern und Kennern der Literatur, während sein eigenstes Schaffensbedürfniß sich schon damals mit dem Stoffe „Siedingen“ trug, lyrische Con- cepte entwarf und philosophisch-theosophische Reime aus- reifte; doch wurden noch auf Jahre hin alle diese Pro- ductionen durch die Journalthätigkeit zurückgehalten, zu welcher sich Mehr lebenshalber genöthigt sah. Nach drei- vierteljähriger Correspondenz mit und für Schelling kam

dieser endlich selbst nach Berlin im Herbst 1841, und es begann der Geisterkampf erst recht — ein Kampf, welcher der Geschichte der Philosophie angehört, aber bekanntlich damit endigte, daß der Geschmac der Menschen sich von diesen Streitigkeiten ab- und andern Richtungen in Wissenschaft und Leben zuwandte, wie Mehr nachmals sehr schmerzlich empfinden mußte, als die Reime seines Gemüthes sich in eigenthümlichen Gedanken verkörpert hatten. Ein-  
 weilen hatte er bei schon wankender Gesundheit den Kampf um's Dasein zu führen. Er wollte Berlin nicht resultatlos verlassen und hatte als Einnahmequellen nichts als Recensionen und Leitartikel für die Literarische Zeitung und den Rheinischen Beobachter, was um so weniger ausreichte, als er für diesen Zweck zu langsam, zu gewissenhaft arbeitete, im Rapidarstil schrieb, wo nur nach der Elle bezahlt wird. Sein wackerer Vater half nach Möglichkeit, obwohl er mit steigender Betrübnis sah, daß der vielversprechende Sohn es zu keiner soliden Existenzbasis bringe. Mehr dehnte zwar seine Thätigkeit allmählich auf die „Jahrbücher“, das „Repertorium“, das „Morgenblatt“ aus; aber dafür versiegten die Quellen der Mäcene, die einflußreichen Gönner wurden des bedürftigen Schütlings müde, und die Mächthaber wollten ihre Fonds nicht an eine Feder verschwenden, welche sich sträubte, ohne eigene Ueberzeugung das Bestellte zu liefern. Mehr's Tagebuch klagt über Zurücksetzung der Potenten in Berlin, Bevorzugung der bloßen Werkzeuge. Dabei stöhnt er: „Bei

diesen Journalarbeiten versäumt man das Beste und gewinnt nicht einmal Geld! Man verliert den Lohn Gottes und erhält nicht einmal den des Teufels!“ Und im November 1847: „Wiederkehrend: Klagen, daß keine Zeit gegönnt, gute Sachen zu schreiben, größere politische u. s. w. Arbeiten auszuführen, daß man vergängliche Sachen schreiben muß, statt dauernder. Soll man Geduld üben und thun, was man kann? Soll dies eine Prüfung sein? Oder soll man zu Gott schreien?“ Trotz fortgesetzter Journal-frohndarbeit trat ihm die Frage von Sein und Nichtsein näher. Theilnehmende Seelen ratheten ihm, ein Amt anzunehmen, wo er bei guter Bezahlung wenig zu thun und nur einem kleinen Hof sich durch Gelegenheitsgedichte gefällig zu machen hätte; Andere mutheten ihm zu, mit Haut und Haar in den Dienst einer Regierungszeitung zu treten; endlich meinte man, er könnte wol das Herz einer Schönen und vor Allem einer Reichen rühren, um sich durch eine Heirath flott zu machen. Er stieß das Alles „mit den Füßen“ fort, aber dafür tauchte die Vision auf, einem Leben ein Ende zu machen, welches sich nicht mit Ehren fortführen ließ.

Bei alledem würde man irren, wenn man sich Mehr als einen düster Verzweifelnden vorstellen wollte! Dazu besaß er zuviel elastischen Humor! Ich habe schon gesagt, daß es ihm gegeben war, frisch zu genießen. Wenn er unter Fremden saß, deren mancher von der Hand in den Mund lebte wie er, vergaß er aller Sorgen, aß und trank

und erging sich mit ihnen in fröhlichen Gefängen. Man wählte ihn gern zum Arrangeur bei festlichen Gelegenheiten, und er war stolz darauf, daß es dann immer am besten ging. Auch von Ausflügen in die Umgegend erzählen seine Tagebücher mit Begeisterung. Da wurde mit befreundeten Familien gescherzt, getanzt, in Gesellschaftsspielen im Freien zugleich der Reiz des Umgangs genossen. Mehr hatte ein tiefes Gefühl der Natur, welches durch Wald und See ebenso in ihm geweckt wurde, wie der Genius des Vergnügens durch fröhliche Gelage; er betrachtete Alles mit dem Auge des Dichters, welches Menschen und Sachen und vor Allem das Schöne scharfsichtig auffaßte. Das Tagebuch einer Reise nach Rügen ist leider nicht zu finden; dagegen weist die Erinnerung behaglich auf öftern Besuchen bei einer liebenswürdigen Familie in Brandenburg, wo er mit den Kindern des Hauses die Weihnachtsfreuden zu genießen pflegte. Unter denen, welche Mehr durch warme Theilnahme beglückten, ist an erster Stelle von Gruner, der spätere Unterstaatssecretär, zu nennen. Lachmann, Kopisch, Gruppe, Paul, welcher Mehr's Bildniß malte, und Andere trafen häufig mit ihm im Café Stehels zusammen. Auch an sonstigen interessanten Bekanntschaften, wie jene mit Theodor Mügge, war kein Mangel, und charakterisirt es diesen Lebensabschnitt, daß Mehr in Berlin viele geistige Genüsse geboten wurden, und daß er an der eigenen Productionskraft nicht verzweifelte, wenn auch vor der Hand das Meiste

im Entwurfe blieb. Zudem hielt der „Bruder Lustig“, welchen er in den Gedichten schildert, und von welchem manche Züge seinen damaligen Erfahrungen entnommen sein mögen, die durch Schelling's Vorträge genährten religiösen Gedanken fest, und er konnte gegen die Genossen heftig auffahren, wenn die Persönlichkeit Gottes und seine wirksame Herrschaft über die vergängliche Welt bezweifelt wurden. Um dieselbe Zeit wurde er auch immer heimischer in Cornelius' Hause und besprach in der Presse dessen Compositionen. Trotz dieser freundlichen Gegenwirkungen litt er jedoch geistig und auch körperlich mehr, als in die Länge ertragen zu werden vermochte; und die Barke des Lebensmuthigen schien schon versinken zu wollen, als im Jahr 1847 die bis dahin ruhige politische See sich zu kräuseln begann. Am Christabend dieses Vorjahrs der Revolution lautet seine Aufzeichnung: „Zu Hause. Hier merkwürdige Unruhe; alte Sehnsucht; Glück und Sicherheit vermisst, Frau und Stellung! — es ist mir, wie wenn das Sein echappirte.“ —

Das Jahr 1848 brachte ihm Rettung. War er bisher zur Seite geschwemmt worden, weil ihm Wahrheit und Gerechtigkeit und freie Wahl des Arbeitsstoffes mehr am Herzen lagen, als zu seinem Fortkommen klug und dienlich war, so trugen und hoben ihn jetzt wie von selbst die anschwellenden Wogen. Hatte man ihn früher, obwohl er politisch und philosophisch zum Positiven neigte, als unbequemen Independenten seinem Schicksal überlassen, so

wurde er nun, da Alles i'ns Schwanken kam, von den bedrohten Trägern der Staatsgewalt als wirksames und befreundetes Element erkannt. Am 12. Februar sagt das Tagebuch: „Körperliche Verstimmung — alle Sünden, alle Mängel fallen einem ein — Leben scheint einem verfehlt, Journalarbeiten nichtig — Stimmung, wo einem jeder Buchstabe zuviel ist, den man schreibt, und einen jeder Buchstabe anekelt, den man geschrieben. Zorn über den Mangel einer so geringen Summe, die helfen könnte“ — am 28. bei den Nachrichten aus Paris: „Mir macht diese Zerstörung phhysischen Schmerz; Zertrümmerung des Glücksbaues der Königsfamilie — «friedliche Entwicklung» ein Wahn? Hat Satan soviel Macht? Soll wirklich ein europäischer Krieg daraus werden? Ist die Philosophie Trug?“ und Anfang März, als die Bewegung auf deutschen Boden sich fortzupflanzen begann: „Die Regierung muß die Wissenschaft fördern, muß die rechte Aufklärung wollen, ist nicht bloße Ordnungsmacherin. — Dieser frische Wind mußte in die Bureaux blasen. Diese Strafe muß die negative Regiererei haben, wo nichts geschaffen, nichts befruchtet wurde; wo die Regierung mit der Wissenschaft sich nicht verband; wo man Alles mit vornehmer Befehlerei und Ermahnerei glaubte machen zu können; durch Befolgen unfähiger Orthodoxen und Conservativen.“ Die Schilderung des 18. März und der folgenden Ereignisse wiederzugeben, überschreitet die Grenzen dieser Biographie; der Poet blieb Zuschauer, wie er sich im dritten Bande

der „Bier Deutschen“ sammt seinen damaligen Erfahrungen gezeichnet hat, d. h. er folgte aufmerksam der ungeheuern Bewegung, correspondirte und schrieb Leitartikel im Sinne vernünftiger Beschwichtigung. In den vorübergehenden Nothjahren hatte er doch rascher arbeiten, besser formen gelernt; dazu kam nun die elektrische Anregung der Sturmzeit, und so leistete er auch der Masse nach in der Journalistik Erstaunliches! Die Spalten der alten und der neu entstehenden Zeitungen öffneten sich ihm mit Vergnügen; der unpraktische Idealist, welcher sonst den Besitzern der Macht kein brauchbares Werkzeug schien, fand nun ihren Beifall und zugleich den der maßvollen Leute. Mitten im Stromstrich schwimmend fand er nun rasch Subsistenzmittel, Ansehen und jene Macht, welche eine kräftige Feder verleiht. Die Verhandlungen der Kammern, der Clubs, die Volksversammlungen lieferten ihm kaum zu bewältigenden Stoff, und doch war er während jener Hochflut auch als Theaterkritiker viel beschäftigt, geachtet und gesucht. Auch der allmählich sich vollziehende Umschlag der Dinge wirkte zunächst nicht ungünstig auf seine Lage, obwohl die Conservativen, sicherer werdend, über den Unparteiischen die Köpfe zu schütteln begannen; der Sieg war ja noch nicht entschieden und Preußens Stellung keine erquickliche in den Jahren der Restauration. Aber schon im October 1849 beschleicht Mehr das „Gefühl, daß man die Politik jetzt aufgeben muß — wo man nichts in seiner Gewalt hat und alles auf Menschen und Verhältnisse ankommt! —



Wie anders Kunst und Wissenschaft! Hier ist etwas zu thun; die Welt aber geht ihren Gang! Wie anders ist die Einwirkung auf das Volk durch Bildungsmittel, durch Geist!“ Dann weiter: „Artikel über Kirche in der A. Z. bleiben aus; desgleichen die meisten über Schule! Der Verdruß über diese Redactionswillkür fängt an — seltsam: es ist schon ein Unglück, sie schreiben zu müssen! Wenn sie aber noch dazu nicht gedruckt und nicht bezahlt werden! Wenn nicht einmal die niedere Poesie des Honorars erreicht wird! Denn das ist so: schon, wenn etwas erworben wird, glaubt man etwas erreicht zu haben und das Gewissen ist einigermaßen beruhigt. Der Grund dieses Vergnügens liegt aber in dem Bewußtsein, nun die Möglichkeit zu haben, die bessern Arbeiten ausführen zu können!“ — Er schreibt einen großen Aufsatz über Cornelius und notirt ins Tagebuch: „Das Einzige, was ich in diesem Jahre mit Freude geschrieben.“ — Der geistig Verdurstende ist entzückt, als dieser Aufsatz „Cornelius und die deutsche Kunst“ im Druck erscheint. Der gewandte politische Stilist, welcher auch in der Broschürenliteratur glänzte und um dessen Beiträge und Correcturen man sich förmlich riß, sehnt sich immer lebhafter nach dem, was ihm das Bessere schien; und in dem Maße, als die unmittelbare Verwirklichung seiner Ideale sich als illusorisch erwies, wünschte er sich wieder der Geistesarbeit widmen zu können, welche nach seiner Ueberzeugung erst den Grund zu einer bessern Ordnung legen mußte.

Das Jahr 1850 beginnt mit den Reflexionen: „Ein Resultat der beiden Jahre 1848 und 1849: nicht mehr diese Besorgniß, daß die Fundamente der Cultur umgestürzt werden können. 1) Es setzt sich wieder. 2) Manchem wäre Küttelung und Strafe gut. Ich fühle mich wahrhaft frei gegen die Welt und ihren Gang, ja gegen das Vaterland und seinen Gang — arbeiten will ich dafür, aber über Misstände mich nicht grämen, wie früher, und nicht mit Sorgen um die Zukunft mich quälen.“ — „Dem ganzen Verlauf der Verfassungskrisis sehe ich unbewegt zu und schildere sie ruhig. Sie ist mir nur interessant.“ — „Dabei das erhebende, frohe Gefühl, was Schaffen in Wissenschaft und Kunst ist gegen das faire politique, das Machen in Politik.“ — Dann folgen humoristische Bemerkungen über den Nutzen der noch immer fortspielenden politischen Krisen für ihn und zeitungschreibende Genossen und über seinen „Teil, sich leichtsinniger, lebemannischer zu stellen, als er ist“. Bei alledem blieb auch für ihn die Nachwirkung der zweijährigen Erregung nicht aus. Es ist eine merkwürdige Erfahrung, daß die Fruchtlosigkeit großer Bestrebungen und das Ungenügen an der selbstgespielten Rolle eine Leere im Gemüthe zurücklassen, die für den „Seelenfrieden“ höchst bedenklich ist, weil die lauernenden Dämonen in der Menschenbrust das vacuum auszufüllen streben mit „Sinnenglück“. In die verlassenen Wohnungen des Ideals bringt leicht eine terrestrische Leidenschaft, und es gehört eine neue innere Er-

hebung dazu, solchen Wust wieder hinauszumwerfen und sich eine Fülle zu verschaffen, welche keiner Beihülfe des Außenlebens bedarf. So eine Zeit war damals in Deutschland eingetreten, als der mächtige Strom im Sande von Erfurt, Dresden und Olmütz zu verlaufen schien; denn wenn die großen Krisen erheben, so wirken die nachfolgenden kleinen um so abspannender.

Das Tagebuch 1850 ist sechsunddreißig Bogen stark, Politik, Literatur, Kunst, Theater und Geselligkeit; es erzählt, wie „Sickingen“ vollendet, revidirt, gedruckt und der Hofbühne empfohlen wurde. Dabei wird „Agnes Bernauerin“ als Stoff ins Auge gefaßt, Lyrisches und Kritisches producirt und vorerst noch im Heiligthum des Gemüthes Philosophie und Glauben zusammen gepflegt. — Die vierundzwanzig Bogen des Tagebuchs von 1851 handeln größtentheils von den Dramen „Sickingen“ und „Agnes Bernauerin“. Mehr registriert das Urtheil der Leser und Leserinnen, erzählt von den Kürzungen, welche ihm von der Intendanz und den Schauspielern zugemuthet wurden, von den confessionell-politischen Bedenken gegen die Aufführung des „Sickingen“ und wie dies Stück die Leseprobe nicht bestanden, kurz alles das, was er in seiner Novelle „Die zweite Liebhaberin“ so reizend verklärt hat. Die „Agnes“ gestaltet er mit immer neuer Freude aus, streicht, macht Abschriften und erlebt endlich die Genugthuung, seine Geistesfinder durch Schelling und A. v. Humboldt nach München und Berlin empfohlen zu sehen. Im

Uebrigen nennt er das Jahr eine „Sauregurkenzeit“; seine Journalthätigkeit verliert den Reiz für ihn, wie denn auch die Nachfrage bedeutend abnimmt; die guten Geldverhältnisse hören auf, die Gesundheit erleidet häufige Störungen. Er schreibt zwar noch Kammerberichte für die Zeitungen, aber sein Interesse wendet sich immer entschiedener zur poetischen Production. Im Juli legt er das Bekenntniß ab: „Recht gefühlt, ohne «Agnes» wäre mir jetzt der Aufenthalt in Berlin unerträglich.“ Als Lichtblicke erscheinen seine Beziehungen zu Cornelius und einige Bekanntschaften schöner Art, welche aber leider nicht zu dem Glück soliden Besitzes führten, nach welchem das liebebedürftige Herz sich sehnte. Vielmehr sollte das Jahr 1852 in jeder Weise für ihn zur Krisis führen. Das Tagebuch dieses Jahres schildert, wie „Agnes Bernauerin“ unter dem Titel „Herzog Albrecht“ der Aufführung zureifte, welche endlich am 29. März in Berlin erfolgte und zwei mal wiederholt wurde; auch in Stettin, Hamburg, Bremen, Rostock ging das Stück mit Beifall über die Bühne. Für die nachfolgenden hämischen Kritiken entschädigten den Dichter freundliche, und der Erfolg, welchen er in Berlin und Hamburg selbst mit ansah, war ehrend genug, wenn auch nicht gerade sehr fruchtbringend. Jedenfalls fühlte sich der Verfasser zur Behandlung neuer Stoffe ermuntert, von welchen „Karl der Kühne“ später ausgeführt wurde, während „Saul“ die Veranlassung gab, Studien im Alten

Testament zu machen, woran sich dann solche im Neuen Testament („Zur christlichen Moral“) angeschlossen. Mehr bemerkt, daß ihm diese Studien hohe Befriedigung gewährten, und der Nachlaß enthält sorgfältige Excerpte und Gedanken darüber. Auch mit den Gedichten ging es rasch vorwärts, und die erste „Erzählung aus dem Nies“ wurde niedergeschrieben. Dagegen schrumpfte die journalistische Thätigkeit kläglich zusammen, und es begann der alte Jammer der Mittellofigkeit von neuem. Unter diesen Umständen wurde Mehr des „Schlaraffenlebens“, wie er es scherzend nannte, immer fatter; und es fehlte, um dem äußern Glücke ein jähes Ende zu machen, nichts mehr als eine unglückliche Leidenschaft. Und diese fand sich eben jetzt! Der Dichter mit dem jugendlichen Herzen und mit der Adelskrone des Geistes vergaß auf die realen Bedingungen zu achten, welche ihn von der Gewinnung seines reizenden Zieles nothwendig abhalten mußten. Er bewarb sich und wurde schweigend abgewiesen. Die Ernüchterung war bitter, aber sie erzeugte keine Bitterkeit; vielmehr hat er in dem Roman „Ewige Liebe“ dieser romantischen Neigung ein erhaben schönes Denkmal gesetzt. Für jetzt blieb ihm nichts mehr als das Bewußtsein dichterischer Produktionskraft und das damit verbundene Glücksgefühl. Mit diesem Schatz im Herzen verließ er Berlin nach zwölfjährigem Aufenthalte. Am 6. September 1852 schließt das Tagebuch, um erst am 6. September 1859

wieder zu beginnen. Ich glaube nicht, daß Mehr die Aufzeichnungen dieser sieben Jahre vernichtet hat — so etwas lag nicht in seinem Wesen — möglich, wenn auch nicht ganz wahrscheinlich ist, daß er in dieser Zeit eifrigen Schaffens alle aufsteigenden Gedanken sogleich für seine Arbeiten verwertete. —

---

## Ebermergen und München

1852—62.

---

Die Excerpte, welche sich unter dem Titel „Lese-  
rüchte“ im Nachlasse finden, sind bis zum Spätherbst  
1853 von Ebermergen datirt. Mehr hatte demnach zu-  
nächst den heimathlichen Boden aufgesucht, die beruhigende  
ländliche Einfachheit nach der narkotischen Luft der Groß-  
stadt. Dann zog es ihn nach München, wahrscheinlich  
zunächst wegen der Aufführung des „Herzog Albrecht“,  
welche 1854 zu wiederholten malen erfolgte; aber er kehrte  
häufig zu den Seinigen zurück.

Folgende Mittheilungen mögen hier am Platze sein:  
Zuerst ein Brief an M. Carriere aus Ebermergen bei  
Donauwörth ober Harburg im Ries, vom 26. August  
1854. Er lautet:

Lieber Freund!

In aller Eile melde ich Ihnen, daß meine Rieser-  
Erzählung ihre Wirkung schon gethan hat: am 22. Abends  
erhielt ich hier ein Schreiben aus Berchtesgaden von

Dönniges, worin mir eröffnet wird, daß S. M. der König mir die Ringg'sche Unterstützung — 500 fl. jährlich auf zwei Jahre — ebenfalls zuerkannt habe und die Auszahlungen etwa im Oct. d. J. beginnen sollen. Wenigstens zwei Jahre also gehören mir — und ich will sie gehörig benutzen! Ich sehe diesen Ausgang für ein großes Glück an! Es kommt ja bei Allem darauf an, was man daraus zu machen weiß.

Die Nachricht von dem Tode Schelling's hat mich in Harburg getroffen und, wie ich Ihnen nicht erst zu sagen brauche, sehr ins Herz getroffen. Auch bei dem hohen Alter Schelling's hatte ich doch durchaus nicht an baldiges Sterben gedacht; mir war immer, er müßte sein Leben bis zur äußersten Grenze verlängern — und die Briefe, die ich noch in dem vergangenen Sommer von ihm erhalten habe, deuteten ja noch auf einen Fonds von Lebenskraft. Nach dem Verhältniß, in dem ich zu ihm gestanden habe und stehe, ist es ein besonderes Glück, daß er seine theilnehmende Freundschaft gegen mich noch einmal bewiesen und ich ihm noch einmal Dank schuldig geworden bin. Es freut mich, in der Trauer um den väterlichen Freund, daß ich meine Dankbarkeit in jeder Beziehung werde beweisen können! —

---

Dann ein Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 3. September 1854:

„Als König Max seine Liebe für die Poesie mit wohl-



wollender Einsicht dadurch bethätigte, daß er einigen jungen Dichtern, wie Geibel, Bodenstedt, Paul Heyse eine freie Muße gewährte, hat man hie und da die Bemerkung hören können, daß diese Gunst Nichtbavern zugewendet werde; allein kaum trat ein bairischer Dichter im wahren und vollen Sinne des Wortes auf — ich meine Hermann Ringg — so ward auch ihm ein Jahrgehalt ausgesetzt, und eines solchen hat nun auch Melchior Mehr, ebenfalls ein Inländer, sich zu erfreuen. Sein Herzog Abrecht (Agnes Bernauer), der nunmehr auf 17 deutschen Bühnen mit Beifall gegeben worden, und wol mehr noch seine vortreffliche Dorfgeschichte, die unter dem Namen einer Kiefer Erzählung im Morgenblatt erschien und eine eben so wahre als dichterische Schilderung Bayerischer Volkssitte gibt, sind Veranlassung geworden, daß ihm der König für zwei Jahre die Summe von 500 fl. ausgesetzt hat, um diese Zeit sorgenfrei der Vollendung einiger größerer poetischer und wissenschaftlicher Werke widmen zu können, mit denen er seit längerer Zeit beschäftigt ist, und die bei der milden und klaren Reife seines gebiegenen Geistes gewiß der huldvollen Theilnahme, die sie jetzt schon finden, dereinst Ehre machen werden.“

Und endlich Mehr's Dank an Carriere:

„Den herzlichsten Dank, bester Freund, für Ihre wahrhaft freundliche und liebenswürdige Anzeige der Unterstützung eines «bairischen Poeten»! Mir wurde sie vorgelesen von Baron Gaisberg zu Neudeck in einer Laube,

wo wir an sonnigem Tage tafelten. «Herz, was willst du mehr?» Durch einen solchen Artikel mußte die Thatsache beleuchtet werden, um der Welt sich in ihrer wahren Poesie darzustellen! Alles, was in hiesiger Gegend auf Bildung Anspruch macht, hat ihn gelesen in der Allgemeinen, in der Augsburger Abendzeitung oder im Nürnberger Correspondenten, ist höchst erfreut darüber und gratulirt mir. Sogar bei den Ebermerger Bauern sind meine Actien seitdem bedeutend gestiegen, und sie fangen an zu glauben, daß mein Metier doch weniger unsolid sein möchte, als sie bisher nicht umhin gekonnt anzunehmen.

„Adieu, verehrter Freund! Leben Sie wohl und gesund und senden Sie bald Erquickung nach Ebermergen in Gestalt Ihres Buches von ästhetischen Dingen! Stets Ihr dankbar ergebener

Ebermergen, 10. Sept. 54.

M. Mehr.“

War in Berlin die Zeit der Entwürfe gewesen, so war jetzt die des Ausbaus eingetreten und dauerte mit nachhaltiger Energie bis an sein Ende. Es erschienen die „Erzählungen aus dem Ries“, und zwar gleich die erste „Ludwig und Annemarie“ in vollendeter ruhiger Schöne, „Die Lehrersbraut“ mit ähnlichem Stoff wie Auerbach's „Vorle“, aber mit unendlich versöhnlicherem Schluß, dann „Ende gut, Alles gut“ voll Mark und Frische; hierauf ein zweiter Band „Regine“ voll tragischer Hoheit auf länd-

licher Grundlage, endlich „Der Sieg des Schwachen“, ein fecker Scherz, der uns auch für den Armen an Muth mit heiterem Interesse erfüllt. Dazwischen kam ein Band „Gedichte“, welche zur Beurtheilung von Mehr's Individualität von höchstem Interesse sind, aber an Effect dadurch einbüßten, daß der vagabondirende „Bruder Lustig“ und das tief ernste „Durch Nacht zum Licht“, die irdische Liebe und die himmlische, zu unvermittelt nebeneinander stehen, so daß der Leser schwer in jene Stimmung kommt, welche zum Genuße lyrischer Producte unentbehrlich ist. Dazwischen fand Mehr Zeit, die umfassendsten Studien über Gegenwart und Vergangenheit zu machen, wie denn in Literatur, Philosophie, Geschichte und Naturforschung keine bedeutende Erscheinung seiner Aufmerksamkeit entging. Er machte sich Auszüge aus den Werken über alle Fächer, welche den Höhergebildeten zur Kenntniß auffordern, und streute eigene Gedanken hinein. Ich gebe einige solche: „Der Glaube setzt in die rechte Stellung zu Gott; er setzt Gott als Herrn, den Menschen als mangelvolles Geschöpf. Er einigt Gott und den Menschen auf der einzig rechten Basis des erkannten wahren Verhältnisses zwischen Gott und Mensch.“ „Gott ist Genialität durch und durch, aber die sich wissende und wollende Genialität. Alles ist in ihm Natur und Nothwendigkeit — er erzeugt Alles, er macht Nichts, er läßt's werden; aber er will es werden lassen, weil so das Beste herauskommt.“ „Zeit und Raum existiren nur, wenn sie Gott will! Sie existiren

nur, so weit sie Gott will. Der Unsinn eines endlosen Raumes wird dadurch entfernt. Der Himmel ist der verklärte Raum, die Ewigkeit ist die verklärte Zeit. Verklärt heißt zur Vollendung gebracht, vergeistigt, vom Geiste beherrscht. Die Endlosigkeit existirt nur für den, der sich dem Gedanken des Endlosen hingibt; wer ihn abweist, der macht die Endlosigkeit zur Vollendung, zum geistig beherrschten Raume. Damit nicht Endlosigkeit sei, muß Gott sein. Seligkeit ist nur da, wo Schöpfung und Herrschaft ist. Im Himmel werden Zeit und Raum vollkommen beherrscht sein. Die Endlosigkeit ist für den Geist der Stoff, um die Vollendung hervorzubringen. Der Himmel besteht in stetigem Produciren, in stetiger Herrschaft, in freier Hingebung.“ — Wer sich mit solchen Gedanken trug, dem lag es nahe, über Strauß' „Christliche Glaubenslehre“ das Urtheil zu fällen: „Alles Schwierige als absurd abzuweisen, ist seine Kunst — Straußens! Seine Lehre ist das jämmerlich Leichteste; zu sagen: Alles ist so, wie wir's mit den Sinnen wahrnehmen! Der Mensch wird geboren, lebt und wird Nichts. Testimonium paupertatis. Beweist die vollkommene Sterilität des Geistes.“ Wer endlich wie Mehr das vollkommenste Kunstideal nach dem Vorbild Gottes vor Augen hatte, der mußte in den Werken berühmter Zeitgenossen auch die Schwächen scharf erkennen; ein späterer Forscher im Nachlasse wird in dieser Beziehung Urtheile finden, welche ich jetzt noch nicht veröffentlichen mag. — Ich halte mich nun wied eran den leitenden

Faden des Tagebuchs. Das philosophische Werk „Gott und sein Reich“ reißt 1859 der Vollendung entgegen; die Vorstudien dazu sind in Hefen unter dem Titel „Gott“ enthalten. Gleichzeitig ist der Roman „Vier Deutsche“ begonnen. Im November siedelte Mehr wieder nach München über, nachdem er in Ebermergen und Umgegend sein Gemüth und seinen leidenden Körper an ländlichen Festen erfrischt hatte, wobei Tanzen, Regeln und harmlose Kartenspiele nicht fehlten. In seiner neuen Wohnung, Ottostraße 2, verfaßte er das Gedicht zur hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstags Schiller's. Am 6. December klagt er: „Höchst lahmer Unterleib (Blinddarm): Schwinden des Fleisches! — o Leben! Es geht abwärts! Melancholie und Gereiztheit.“ — Es gab auch außer seiner schwankenden Gesundheit allerlei Verdrießliches. Vergebens bemühte er sich um wiederholte Aufführung „Karl's des Bühnen“; die Unterstützung, welche er — wie oben berichtet — von König Max bezogen hatte, war nicht weiter bewilligt worden; der erste Versuch, das philosophische Werk an einen Verleger zu bringen, mißlang. „Welche Kette von Unglück! Man sollte das Metier und das Leben aufgeben! Wie viel muß ich ertragen!“ Im Uebrigen fand er in München angenehme, freilich auch zuweilen getrübt Gefelligkeit und verkehrte namentlich viel mit Carriere und dessen Gattin, Liebig's geist- und charaktervoller Tochter. Am Jahreschluß ruft er sich selbst zu: „Ernstester bewußter Vorsatz, ruhig zu bleiben bei den Unbilden der Welt —

nicht gereizt zu werden, nicht zur Ungeberde sich hinreißen zu lassen! Es ist eine Probe, die ich bestehen muß! Die Selbstbezwungung sogleich ist besser, als Nachgiebigkeit — und Reue nachher! — Viel Unbilden, viel Feind'! Viel Feind', viel Ehr'!" und fügt hinzu, daß er das Neujahr gesund angeschlafen habe. Im Januar 1860 schreibt er: „Sturm-Tage — Geschütztheit meiner Stube — Poesie der Stille, der Wohnlichkeit!“ „Huber's «Philosophie der Kirchenväter» durchgelesen — Abends — mit Lust, großem Interesse — welche Lichter und Charaktere waren das! Augustin!“ In einem der Hefte „Besehrüchte“ steht über dieses Werk: „Philo war ein göttlich erfüllter, bewegter Mensch. Er hätte den Zustand der Ekstase nicht so schildern können, wenn er ihn als selige Erhabenheit und Anschauung, als licht- und liebevolle Hingebung an Gott nicht erfahren hätte. — Es waren erleuchtete — thatsächlich beseligte Menschen. Was sie als ihre Anschauung darstellen, das ist etwas. — Wir müssen sehen, was sie lehrten, die Wahrheit darin zu erkennen suchen. Setzt freilich reifere Erkenntniß der Principien voraus! Die rechte Beurtheilung! Oder erst Kenntniß! Das Buch verschafft sie uns. Anregend für viele! Geistlichen sehr zu empfehlen! Sie mögen sehen, was ihre Fachgenossen lehrten, die zugleich Philosophen waren! — Jegige Geringschätzung der Philosophie böses Zeugniß! Art Aufruhr. Brutalität der Ignoranz. Sogar die gewöhnlichste Bildung dabei verleugnet, die einfachsten Reflexionen unter-

lassen. Was eine Entwicklung durch Zeiten und Völker hindurch hat, eine Geschichte, worin die größten Köpfe, edelsten Charaktere thätig waren, damit sollte nichts gewollt sein? Seid ihr nicht zufrieden mit den letzten Ergebnissen, dann habt ihr die Philosophie anzuspornen! Wißt ihr Aufgaben für sie? — Principien zu finden für die wirklichen Dinge! für das All der Wirklichkeit. — Huber sehr instructiv! Zur Culturgeschichte höchst wichtiger Beitrag! Lektüre für Gebildete! — Hier ist etwas zu lernen! Räthlich, wo jeder gern über die höchsten Dinge Urtheile abgibt! Gut gezeigt, warum Neuplatonismus und Gnosis dem Christenthum weichen mußten. — Tertullian sieht, daß Gott Geist und Körper sein müsse. Er meint: Geist und Natur! — Welche erstaunlichen Blicke haben diese Leute gethan! Welt der Principien? Man erkenne, was sie gethan, vollende ihr Werk! — Die Verufenen thum's! — Sie waren Theologen und Philosophen — so muß es wieder werden! Beschämén die jetzigen einseitigen, starren, antiphilosophischen Theologen! — Welche göttlichen Ideen sind in Gregor von Nyssa! Huber hat die That eines Philosophen gethan: Leistungen theologischer Denker dem frei denkenden, aber wirklich denkenden Publikum vermittelt. — Schöne Würdigung Augustin's. Augustin fängt theologisch-philosophisch an, um kirchlich zu werden. Parteigeist! «Sünde mit der Zierde der Strafe» u. s. w.“ — Mehr hatte das Gefühl, in seinem philosophischen Werk nach jener Richtung Großes geleistet zu haben, fand aber

hierfür auch unter seinen Freunden nur wenige Freunde. Dennoch schloß er sich nicht aus, theilte die Geselligkeit und konnte damals noch munter toasten und singen.

Er trat für Huber in einem Artikel auf, zu welchem das oben Angeführte gehören mag. Gleichzeitig machte er den Entwurf zur „Ministerwahl“, dem später erschienenen Schauspiel „Wer soll Minister sein“, und verfaßte zahlreiche Gedichte. Mit seiner äußern Lage stand es noch immer schlecht; statt des verstorbenen Vaters unterstützte ihn jetzt die treffliche Mutter. Endlich fand er an Kröner einen sympathischen und muthigen Verleger, welcher „Gott und sein Reich“ und die „Bier Deutschen“ nebst den Dramen und den früher bei Springer in Berlin erschienenen „Erzählungen aus dem Ries“ übernahm. Im October ging auch nach langer Verschleppung „Karl der Bühne“ wieder über die Bühne des Hoftheaters. Der abgehekte Schriftsteller suchte wieder die Heimat auf; in Ebermergen schreibt er: „Fernst liegt Münchner Kritik! — wie hold, wie wohlthuend die Iphile!“ — und sammelt Stoff für eine Ethnographie des Rieses. Huber und ein geistesverwandter Freund rühmten in den Zeitungen „Gott und sein Reich“, was den Verfasser um so tiefer erfreute, als „Karl der Bühne“ bei der dritten Vorstellung den geringen Erfolg hatte, welcher dem Verschwinden vorherzugehen pflegt. Im August 1861 sagt das Tagebuch: „Christliche Tage — Freude nicht nur an der ersten Aus-  
führung, sondern der Klärung und Durchbildung am fol-



genden Morgen. Schöne Vormittagsstunden — Ersatz!“ Einen andern Ersatz bot eine anerkennende Zuschrift von Professor Leonhardi. Der Herbst findet Mehr wieder in Ebermergen: Köstliches Wohlgefühl — Gedicht „Wie köstlich ist das Leben in seiner Dunkelheit“; hierauf Fahrt nach Regensburg, Walhalla — „Reisen macht natürlich; man will auch menschlich glücklich sein wie Andere! — Erst wenn man wieder in geistige Arbeit vertieft, entsagt man wieder, schwebt über Lust und Leid!“ — Nach München zurückgekehrt, begann er die „Zweite Liebhaberin“, vielleicht das rundeste und vollendetste seiner Werke, an welchem von sehr achtbarer Seite nur der Titel getabelt wurde wie an den „Gesprächen mit einem Grobian“, welche sich jetzt auch in ihm zu erzeugen anfangen; Kröner wünschte während des Drucks einige Aenderungen an der Novelle, worauf Mehr bereitwillig einging. Der treue Verleger meldete ihm den schlechten Absatz von „Gott und sein Reich“ und „Herzog Abrecht“; dagegen wurden dem Dichter privatim warme Anerkennungen der „Vier Deutschen“ zutheil, wobei nur der philosophische Excurs und die eingeflochtenen Gedichte hinweggewünscht wurden. Mehr's versöhnliches Gemüth zeigt sich in einer Stelle des Tagebuchs, wo er über das Einlenken eines Bekannten, der ihn verletzt hatte, sich äußert: „Wie ist die menschliche Seele! Wie zugänglich auch den guten Geistern!“ Endlich schloß das Jahr mit einem schönen Christabend in der Familie seines Freundes Carriere.

Im Jahre 1862 legte er zwei neue Gedankenhefte an, „Moral“ und „Aesthetik“, besprach in einem Aufsatze die von Bodenstedt bearbeiteten Sonette Shakespeare's und wurde durch das Erscheinen der „Zweiten Liebhaberin“ im Morgenblatt erfreut; auch schrieb er den Aufsatz „Was ist Philosophie und welche Aufgabe hat sie gegenwärtig?“ Nachdem frühere Versuche, zu den „Erzählungen aus dem Ries“ Illustrationen von der Hand eines bekannten Künstlers zu erlangen, erfolglos geblieben waren, erbot sich im April dieses Jahres der berühmte Genremaler Enhuber, Zeichnungen zu den Erzählungen zu machen und zu diesem Zwecke mit Mehr das Ries zu bereisen, worüber große Genugthuung! Der Dichter trug sich um diese Zeit mit einer Novelle „Cara“, woraus wahrscheinlich „Ewige Liebe“ entstand; wol mit Beziehung auf ein eigenes Erlebnis sagt er hierüber: „Der freie, wohlwollende, künstlerische Geist verklärt alle Stoffe“, und später: „Auch dieses künstlerisch bezwungen! O Cara! Wenn du es wüßtest!“ Daneben genügte er seinem Schöpfungsdrang durch Production von Gedichten, schrieb den Aufsatz über Schelling's „Mara“ und faßte die Idee zu einem Gespräche über das Wahre, Gute, Schöne, welches ihm leicht von der Hand ging und als „Emilie“ in die Welt geschickt wurde. Ein philosophisches Journal urtheilte darüber, daß dem docirenden Professor schärfere Einwendungen hätten gemacht werden können, als von einem sympathisirenden weiblichen Echo zu erwarten waren. Aber es fehlte auch

nicht an warmer Anerkennung von Männern und Frauen aus allen deutschen Lesekreisen für Mehr's philosophische und poetische Werke; nur wurde der Beifall nicht laut genug, und immer wieder mußte die Resignation eintreten, „den Besten seiner Zeit“ genügt zu haben, nebst der künstlerischen Verarbeitung der Indignation im „Grobian“. Kröner, welcher den Druck „Karl's des Kühnen“ hoffnungslos fortsetzte, hatte auch starke Bedenken gegen die Rentabilität einer illustrierten Ausgabe der Erzählungen, sodas Mehr auf dieselbe verzichtete.

So lagen die Verhältnisse, als mein günstiges Geschick mich in seine Nähe führte; und damit schließt sich das Ende dieser Mittheilungen an den Anfang an. Ich habe dort nur wenig über die äußern Beziehungen gesagt, sondern fast ausschließlich das innere Leben geschildert, weil ich das, was das geistige Facit eines Menschenbafens bildet, für unendlich wichtiger halte. Mehr's Werke enthalten dieses Facit, und er hatte wol ein Recht, im October 1869 zu schreiben: „Warum soll ich nicht auf die Nachwelt rechnen? Die Nachwelt läßt nichts Echtes, — nichts Gezeugtes, nichts Natur- und Geistwahres unbeachtet, ungefucht, ungeprüft und ungewerthet. Die suchende Nachwelt findet; sie wird sich der gefundenen Schätze des Geistes freuen und diese mit Liebe anerkennen. Wendet sie doch in vielen Kritikern, Historikern und Culturhistorikern auch dem weniger Bedeutenden Untersuchung und Darstellung zu! Spenbet sie doch nicht selten viel zu viel Bei-

fall! — Die Nachwelt ist in ihrem Urtheil, ihrem Antheil nicht mehr gestört durch Neid, Eifersucht, Tadelsucht und geistige Herrschsucht wie so viele Sprecher der Mitwelt. Sie ist für alles Gute rein empfänglich. Nach und nach findet in ihr das verschiedenste Gute die entsprechenden Leser und Freunde.“ Diese Leser und Freunde hatte ich im Auge, als ich es wagte, den Commentar zu dem zu liefern, was für den Verstorbenen das Heiligste war und zu dem er sich in den letzten Jahren seines Lebens immer inniger hinaufraute. Seit Mehr's Tode ist die Zeit nicht stille gestanden und es hat sich heftiger als zuvor der Kampf zwischen der naturalistischen Weltansicht und jenen erhoben, welche für die inneren Thatfachen des Geistes und Gemüthes eine befriedigende Erklärung wollen. Der Uebermuth der Monisten hat endlich dazu geführt, daß die Philosophie zur Offensive überging und die unsichere Basis in jener Wissenssphäre aufdeckte, welche sich auf das Allergewisseste, auf die handgreifliche Erfahrung zu stützen schien. Zu Mehr's Zeiten schwärmte man noch von den Atomen; jetzt zählt diese Hypothese schon zu den überwundenen Standpunkten und ist der Wechselwirkung immaterieller Kräfte gewichen, und jetzt ist auch diese neue Hypothese schon wieder hinfällig geworden. Noch hat der Darwinismus, zum allgemeinen Mechanismus potenzirt, die Modemeinung der Gebildeten für sich; doch vollzieht sich bereits bei Vielen die Wendung zu den ernstern Forschern, welche zwar den Zwang des Geistes verabscheuen, wie die

Kirche ihn festhalten will, aber auch nicht zu der Negation fortschreiten wollen, welche ein noch viel entwürdigenderer Zwang des Fleisches ist. Langsam und vorsichtig untersuchen diese Forscher den Boden der Erkenntniß, das Seelenvermögen, mit dem erkannt wird. Und dabei kommt auch ein Seelenvermögen zu Ehren, welches sonst ziemlich geringschätzig angesehen wurde, die Phantasie. Es ist hier nicht der Ort, auf die Wichtigkeit dieses Vermögens, wie sie von einem Philosophen der Gegenwart erkannt wird, einzugehen. Eins scheint aber gewiß: Wie sorgfältig man die Linie zwischen berechtigter Phantasie und fundamentloser Phantasterei ziehen mag, so bedarf dennoch das religiöse Gefühl zur Ergänzung der mangelhaften Erkenntniß eben jener mächtigen Grundkraft. Es bedarf ihrer nothwendig, es kann ohne ihre Hülfe nicht leben, wahrhaft leben und befriedigt sein. In allen Künsten des Lebens, deren Cultus auch der Materialist nicht entbehren mag, spielt anerkanntermaßen das Vermögen der Phantasie die Hauptrolle — oder ist etwa ein Goethe, ein Beethoven ohne Phantasie zu denken? — und in dem Cultus, welchen wir Gott, dem Persönlichen und Ueberpersönlichen, widmen, sollte die Phantasie nicht mitreden dürfen? Der Aufschwung zum Erhabensten soll dem Philosophen nicht gestattet sein? Mag man immer diese höchsten Producte der Phantasie durch die Gesetze des Denkens controliren, um sie nicht in wüste Phantasterei ausarten zu lassen, ersetzen kann man ihre kühne Synthese nicht, und es wird auch

wol hier das Berechtigte von dem Unberechtigten sich nach dem Satze scheiden müssen „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Mehr's Unternehmen, Gott und die Welt im Zusammenhang zu erklären, mag der Kritik manche Blößen bieten; aber wenn es sich nicht als Dogma aufdrängt, so verdient es die Beachtung derer, deren Herz und Kopf nach dem Grund und Ziel der Dinge fragt. Die allgemeine, der Menschheit unentbehrliche, Religion wird Mehr unter ihre edelsten Priester zählen; für sie hat er viel geopfert und gelitten, und aus ihr heraus hat er Manchem, ohne die Kraft für das Leben zu lähmen, den herrlichsten Trost gegeben.

---



# Gedichte.





Nichts ist geeigneter, die Tiefen des Seelenlebens zu enthüllen, als lyrische Ergüsse; nur dürfen sie nicht gemacht, sondern gezeugt sein. Die Reime zu wahren Gedichten entstehen mit Nothwendigkeit, sind unmittelbarer Ausdruck der vielgestaltigen Gefühle, welche das menschliche Gemüth bewegen. Jedes Gefühl ist eine Thatsache, mit welcher die Erkenntniß rechnen muß; jede Philosophie, welche — um sich abzurunden — eine Gattung von Gefühlen ignorirt, ist eine einseitige und sohin falsche. So haben wir einen falschen Idealismus gehabt, welcher mit den natürlichen Gefühlen nichts anzufangen wußte, und haben jetzt einen falschen Realismus, welcher zur Erklärung der unleugbar vorhandenen erhabenen Gefühle nicht ausreicht. Das irdische Leben ist so geartet, daß das Erhabene dem Natürlichen Zwang anthon muß; die Anstalt zur Pflege des Erhabenen — die Kirche — hat diesen Zwang misbraucht und dadurch das Freiheitsgefühl gegen sich aufgerufen. Und nun gefällt sich letzteres darin, das Erhabenste zu leugnen, setzt sich aber dadurch in Widerspruch mit den edelsten und unentbehrlichsten Regungen des Gemüthes. Erklärlich ist auch diese Einseitigkeit, denn

sie entspringt aus dem Streben nach Einheit, welche die Grundbedingung der Erkenntniß ist. Nichts desto weniger befindet sich unsere Zeit im Irrthum, wenn sie Alles durch das Princip des Mechanismus erklären will, welches den praktischen Thatfachen des sittlichen und religiösen Empfindens nicht entfernt zu genügen vermag. Um daher der ganzen Wahrheit ihr Recht zu lassen, müssen wir von der stolzen Befriedigung, sie bereits gefunden zu haben, absteigen und uns wie Lessing wieder aufs Suchen legen. Immer aber wird die Einheit der Erkenntniß das Ziel bleiben; und damit wir dessen nicht vergessen, gibt es begabte Geister, welche auf den Flügeln der Phantasie erfliegen, was mit andern Seelenkräften noch nicht erstiegen werden kann. Solche Begabte sind Religionsstifter oder philosophische Dichter; beide sind um so werthvoller, je mehr sie der Fülle menschlicher Empfindungen entsprechen, welche auf keinem andern Wege zur Einheit gelangen können. Melchior Mehr hat diesen Flug gewagt auf Grund der Gefühle, von denen die Brust des Dichters in erhöhterm Maße als die der Andern durchwogt und durchstürmt zu werden pflegt. Ich gebe in Nachfolgendem eine Auswahl von Gedichten, welche weder in dem 1857 erschienenen Bande, noch in jenem von 1871 enthalten sind. Im letztern sind die religiösen und philosophischen größtentheils enthalten; es bleiben also vorwiegend nur die Prosa-Gedichte, welche nach dem ersten Bande entstanden sind. Nach Mehr's durchgebildeter Weltanschauung waren aber

auch diejenigen Gemüthsregungen, welche sich nicht unmittelbar auf Gott beziehen, nichts im gemeinen Sinne Profanes. Ihm, welchem Gott Geist und Natur in Einem ist, kann auch die abgeleitete Natur, wie sie sich in der Welt vorfindet, nichts an sich Unreines sein, sondern nur insofern ein solches werden, als sie in Conflict geräth mit dem Geiste, welchem sie zu dienen bestimmt ist. Das Unschöne endlich, welches in der Zeitlichkeit dem Natürlichen anhaftet, wird ja eben beseitigt durch die Verklärung, in deren Licht der wahre Künstler es erhebt und es dadurch zur Reinheit der göttlichen Natur zurückführt. Gewöhnlich — um auch das zu berühren — denkt man bei poetischen Producten, namentlich bei lyrischen Gedichten, an persönliche Erlebnisse als Quelle derselben. Ein Theil hiervon ist wahr, besonders wenn man außer den unmittelbaren Anlässen auch die Lebenserfahrungen in Anschlag bringt, welche der Dichter in mittelbarer Weise zu seinen Schöpfungen verwerthet; aber die Ausschließlichkeit jener Behauptung wird durch die Beschaffenheit einer wahren Künstlerseele widerlegt, welche sich vor andern Sterblichen nicht nur durch die ungeheuere Empfänglichkeit für alle Eindrücke, sondern auch durch den heiligen Instinct auszeichnet, womit sie das Natur- und Geistesleben um sich her intuitiv durchdringt.

---

Des Abends in meiner Stube  
 Da sitz' ich still allein  
 Und sehe melancholisch  
 In düstre Nacht hinein.

Ich denk' an dies und jenes,  
 Ich denk' an schöne Zeit.  
 Sie schwand dahin und ließ mir  
 Das Leid der Einsamkeit!

Es konnt' auch anders gehen  
 Und hätte wol gefollt;  
 Allein es ging nun einmal,  
 Wie's eben gehn gewollt.

So wird es weiter gehen,  
 Gehn ohne Wiederkehr  
 Hübsch abwärts und am Ende  
 Da geht es gar nicht mehr!

Ende April 1857.

---

Du zogst, mein Lieb, von hinnen  
 Und ließest mich zurück.  
 Du hast mit dir genommen  
 All meiner Tage Glück.

Vor stillgewordner Seele  
 Durch Leid und Liebe klar,  
 Da schwebt und glänzt dein Bildniß  
 In Schönheit wunderbar.

O süße, süße Blume!  
 O zaubervoller Stern!  
 So licht, so rein, so himmlisch, —  
 Und ach, so fern, so fern!

August 1857.

Gottesfriede — holdes Leben,  
 In erlöster Brust entglommen,  
 Zur Erneuerung mir gegeben,  
 Sei willkommen, sei willkommen!

Höllentstamme, grimme Geister  
 Stürmten in die franke Seele,  
 Schalteten in ihr als Meister,  
 Rissen mich in Pein und Fehle.

Konnte nicht den Feind bezwingen,  
 Und ich glaubte mich verloren  
 In dem stets verlorren Ringen — —  
 O wie bin ich neu geboren!

Von des Ebens Blumenhügeln  
 Wehn erquickungsreiche Lüfte,  
 Bringen mir auf leichten Flügeln  
 Wonnekühlung, Würzgedüfte.

Und die Seele schwebt im Richte.  
 Was sie litt in tiefer Trauer,  
 Steht vor ihr — es ist Geschichte,  
 Und es weckt ihr hohe Schauer.

Juni 1858.

---

Daß des Leibes Blüten welken,  
 Schadet nichts,  
 Blüht die Seele nur in Strahlen  
 Ew'gen Lichts.  
 Göttlichstark in Liebe wirkt sie  
 Schöpferisch,  
 Und die welken Züge glänzen  
 Jugendfrisch.  
 Aber hat der Tod die Hülle  
 Weggerafft,  
 Offenbart sie erst die höchste  
 Wunderkraft.

Neues Kleid in Himmelsräumen  
Wirkt sie sich,  
Das gleich ihr in Schöne leuchtet  
Ewiglich.

Juni 1858.

Dir hab' ich mich ergeben,  
In diesem Erdenleben  
Sollst du mein Herr sein ganz allein.  
Ich will in meinem Wallen  
Nicht auch der Welt gefallen:  
Des Geistes Würde blüß' ich ein!

Was dir gefällt, erkunden  
Und frei zu allen Stunden  
Verkünden, sei mein Augenmerk!  
Für deinen Ruhm zu kämpfen,  
Den Lügengeist zu dämpfen  
Mit deinem Geist, mein Tagewerk.

Du magst die Schritte leiten  
In Nöthe, Bitterkeiten,  
Und mich berauben alles Lichts.  
Du magst das Herz verkehren, —  
Das letzte Glück verzehren,  
In meinem Wollen ändert's nichts.



Steht sie den Armen stöhnen,  
 Wird mich die Welt verhöhn  
 Als einen, der sich selbst betrügt,  
 Wird ihren feilen Knechten  
 Die goldnen Kronen flechten:  
 Die Schmach hat Recht, die Krone lügt.

Im Leid mich zu bewähren,  
 Durch Glauben dich zu ehren,  
 Dir angehörig, wie ich bin, —  
 In dieser Welt der Narren  
 Unbeugsam auszuharren,  
 Das ist allein nach meinem Sinn.

Den glatten Weg verschmähen,  
 Den rauhen Pfad zu gehen,  
 Ist meine Lust in Noth und Pein.  
 Gewinn ist die Beschwerde! —  
 Und wie das Ende werde,  
 Das lass' ich deine Sorge sein.

Juli 1858.

---

Geht und sucht im frohen Schwarme  
 Wohlgemuthen Sinnes Weide,  
 Laßt den traurigen Gesellen  
 Nur allein mit seinem Leide!

O wie lockend, in die Tiefe  
 Seines Weh's hinabzubringen,  
 Liebevoll in ihm zu leben,  
 Reisen Tones es zu singen!

Keiner hört es, keiner stört es,  
 Ganz kann es das Herz genießen;  
 Und verschwiegen sind die Thränen,  
 Die vom Aug' zu Boden fließen.

Juli 1858.

---

Ich will mich drein ergeben,  
 Ob Gram am Herzen nagt,  
 Das Liebste wird im Leben  
 Dem Menschen ja versagt.

Dem Liebsten muß entsagen,  
 Wer hohen Eifers voll  
 In seinen Erbetagen  
 Das Edle schaffen soll.

Last fließen meine Zähren! —  
 Hell glänzt der Ehre Gold;  
 Doch was ich soll entbehren,  
 Ach! es ist gar zu hold!

Juli 1858.

---

20\*

Sie steht von meinem Lobe  
 Demüthig und beglückt!  
 Sie steht von Lob und Liebe  
 Durchschauert und entzückt!

Wie glänzt in süßem Glauben  
 Das rosige Gesicht!  
 Wie bringt aus feuchtem Auge  
 Gerührten Dankes Licht!

Welch holder Drang, zu tilgen  
 Die süßempfundne Schuld! —  
 D nichts ist schön auf Erden  
 Als Lieb' und Liebeshuld!

Juli 1858.

---

D süßer Ton des Mundes,  
 Wenn Lieb' und Güte spricht,  
 Des tiefsten Herzensgrundes  
 Gefühl sich schwingt ans Licht!

Der Engelshauch der Güte  
 Fließt her in sel'gem Ruf,  
 In eines Klanges Blüte,  
 Die Liebeszauber schuf.

Musik ist auch das Tollen,  
 Ein Wunder jedes Wort;  
 Und geisterlieblich Hallen  
 Tönt in der Seele fort.

Juli 1858.

---

An den Mond.

Du scheinst durch's offene Fenster  
 Vom Himmel klar.

O Leuchte der Gespenster,  
 Du triffst mich wunderbar.

Ich hatte dich verlassen,  
 Gefelle mein,  
 Statt an dem Geisterblaffen  
 Hing ich am Sonnenschein.

Ich pries den Glanz, der farbig  
 Die Fluren schmückt,  
 Und hellen Muth's erwarb ich,  
 Was glühend mich beglückt.

Es ist dahingeschwunden —  
 Aus jede Spur.  
 Mir blieb von sel'gen Stunden  
 Ein kranker Abglanz nur.

Und nächtlich wird's im Leben  
 Und still in mir;  
 Da zieht's mit leisem Beben  
 Mich wieder hin zu dir.

Du strahlst in bleicher Kühle  
 So freundlich mild,  
 Erinnernder Gefühle  
 Wehmüthig Ebenbild!

Juli 1858.

---

Ist nicht dein Leib, anmuthumflossen,  
 Die Blüte schaffender Magie?  
 Hat sich nicht rein in ihn ergossen  
 Der ew'gen Kräfte Harmonie?

Ist dein Gesicht, das schönheitreiche,  
 Nicht deiner Seele Lustgefühl?  
 Ist nicht die Brust, die schwanengleiche,  
 Der Herzensfülle Wunderbild?

Glänzt des Gemüthes tiefste Regung  
 Nicht in des Auges holdem Blick?  
 Tönt nicht die Grazie der Bewegung  
 Den Abglanz innerster Musik?

Ist's nicht der Liebe Geist, der wonnig  
 Durch Herz und Aern sich ergießt  
 Und mit Verklärungslichte sonnig  
 Die herrliche Gestalt umfließt?

Du bist ein Ganzes ohne Fehle,  
 Ganz lieb' ich dich, geliebtes Weib:  
 Die holde, süße, reine Seele,  
 Den holden, süßen, reinen Leib.

Juli 1858.

Du hast kein liebend Ja für mich  
 Und leben soll ich ohne dich —  
 Lebwohl!

Du wählst ein anderes Geschick,  
 Doch Mitleid glänzt in deinem Blick,  
 Lebwohl! Lebwohl!

So jugendschön und friedeflar,  
 An Leib und Seele wunderbar,  
 Lebwohl!

Du warst der Augen Wonneshau,  
 Du warst die Ros' im Morgenthau,  
 Lebwohl! Lebwohl!

Das höchste Glück, es stand vor mir,  
 Ergriffen hatt' ich's schon in dir,  
 Lebwohl!

Die Lieb', ach, in den Augen dein  
 War nur der eignen Liebe Schein —  
 Lebwohl!

Mein Seelenziel, mein Licht, mein Hort —  
 Mein ganzes Glück zieht mit dir fort,  
 Lebwohl!

Sei, Holde, glücklich ohne mich —  
 Und Gott im Himmel segne dich,  
 Lebwohl! Lebwohl!

Juli 1858.

---

Holdsel'ger als die Blüte  
 Der lieblichen Gestalt  
 Und schöner ist die Güte,  
 Die dir im Herzen wallt.

Die Güte deiner Liebe,  
 Die fröhlich gibt und schenkt,  
 Mit immer wachem Triebe  
 Nur meiner Freude denkt.

Die meine Tage schmückend  
 Sich Lust um Lust gewährt  
 Und adelnd und beglückend  
 Dein ganzes Sein verklärt.

Juli 1858.

---

Der Wechsel, ja, beglückt das Herz;  
 Nicht nur gemein mit Vielen,  
 Du kannst in wechselfrohstem Scherz  
 Rein mit der Einen spielen.

Die Eine, Freund, ist immer neu,  
 Wenn Lieb' und Treu' sich einen,  
 Und immer, hegst du Lieb' und Treu',  
 Wird sie dir neu erscheinen.

August 1858.

---

Wer innig liebt und weise,  
 Der hält die Lieb' geheim;  
 Sie bleibt in reinem Kreise  
 Und süß wie Honigseim.

Doch ob sie schön verhüllt ist,  
 Es drängt dich zum Gestehn;  
 Denn wo das Herz erfüllt ist,  
 Der Mund will übergeh'n.

Es drängt dich — und du zauberst!  
 Du siehst die Welt bereit,  
 Das Schönste, wenn du plauderst,  
 Zu schmähn in Häßlichkeit.



O Rettungengel, Dichtung!  
 Wenn du die Liebe singst,  
 Mit göttlicher Vernichtung  
 Die Nacht in Licht verschlingst:

Dann lauschen sie mit Staunen,  
 Mit froher Sympathie,  
 Dann lächeln sie den Saunen,  
 Dann loben, lieben sie!

Das Glück in süßen Reimen  
 Ein Träumen ist's und wahr;  
 Hold bleibt es im Geheimen  
 Und hold ist's offenbar.

Das ist der Liebe Wirkung!  
 Was sie mit sich erhellt,  
 In heiliger Umzirkung  
 Schön glänzt es aller Welt.

Die Lieb' in tiefster Wahrheit,  
 In himmlischer Magie,  
 In wonnevoller Klarheit,  
 Das ist die Poesie!

August 1858.

Gerade weil das Leben  
 Das Glück nur halb will geben,  
 So greife muthig du hinein!  
 Auch im Gefang nicht wagen,  
 Das Liebste sich versagen,  
 Das heißt ein Wicht, kein Dichter sein.

August 1858.

---

Ein Wunder ist die Rose!  
 Tief labend Herz und Sinn,  
 Das Bild der Lieb' und Freude,  
 Glanzfrohe Königin.

Die Lilie steht daneben  
 In edlem Weiß und Gold,  
 Ein Engel, rein und selig,  
 Ein Engel, rein und hold.

Wo gibt es ihres Gleichen?  
 Doch sieh, die Liebste mein,  
 Die hat die Zaubergabe,  
 Sie beide mir zu sein.

Die Lilie himmlisch heiter,  
 Die Rose liebewarm.  
 Die Lilie vor den Andern,  
 Die Ros' in meinem Arm.

August 1858.

---

Die Liebe, die mit Himmelsluft  
 Aus ew'gem Borne fließt,  
 Sie macht, daß immer wunderneu  
 Der Sehnsucht Blüte sprießt.

Glänzt dir nach allem Glück ein Aug'  
 Von Liebe süß bethaut,  
 So hast du's nicht nur nie so schön,  
 Du hast es nie geschaut.

Du staunst entzückt, es webt vor dir  
 Ein unbegreiflich Glück!  
 Und, wie du's fassst, immer bleibt  
 Unendliches zurück.

August 1858.

---

**Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Friedrich's von Schiller.**

Ein Volk, in das vor allen Nationen  
 Die Himmlischen der Wahrheit Ernst gelegt,  
 Das, um Verdienst mit ächtem Ruhm zu lohnen,  
 Nur streng gewogne Geister dauernd hegt,  
 Erregt in schönem Aufruhr! Millionen  
 Von stolzer Freude, Lieb' und Dank bewegt! —  
 Das wird dem Genius, der — von Gott gesendet —  
 Der Welt Entzückungen zum Heile spendet!

Ein Jüngling, krafterfüllt, hast du die Bande,  
 Die deine Schwingen hielten, kühn zerrissen.  
 Dein tiefstes Wollen diente dir zum Pfande,  
 Den künft'gen Siegesgang vorher zu wissen,  
 Und frei durchschrittest du die deutschen Lande,  
 Stets feurriger der edlen Kunst beflissen.  
 Dein Schaffen war, dein Leben, stolzes Wagen,  
 Drum haben früh die Herzen dir geschlagen.

Titane selbst, hast du den Drang gesungen,  
 Der mit der Welt im trog'gen Streite liegt,  
 Den jungen Muth hinreißt zu Huldigungen,  
 Wenn er der Erde Schranken überfliegt,  
 Das ernste Herz ergreift, wenn unbezwungen  
 Den Sinn bewährend er im Tode siegt! —  
 Doch wie dein Lieb die Seelen auch entflammte,  
 Du warst bestimmt zu einem höhern Amte!

Den Geist der Liebe solltest du entfalten,  
 Die Kraft, die sich in Freiheit selbst bezwingt,  
 Die, gottgeweiht, die drohenden Gewalten  
 Dem Dienst des Edeln zu gewinnen ringt  
 Und in vollendet lebenden Gestalten  
 Den Glanz des Paradieses wieder bringt,  
 Damit, bevor sie wird in Himmelsauen,  
 Lichtschönheit wir im Bild auf Erden schauen.

Dem Ideal, das aus der Höhe glänzte,  
 Hast du mit neuer Liebe nachgetrachtet,  
 Und Jugendwerke, die das Volk bekränzte,  
 Mit eblem Selbstverschmähen geringgeachtet.  
 Nichts hemmt die Kraft, die stets aus sich ergänzte,  
 Die selber Tag macht, wo die Welt ihr nachtet! —  
 Du kamst hinan und klopfest an die Pforte,  
 Und aufgethan ward sie dem Seherworte.

Das Reich des Ew'gen hat sich dir erschlossen  
 Und seine Wunder hat dein Aug' erblickt.  
 Dir hat vollkommenes Leben Duft ergossen  
 Wie Rosen, die des Morgens Hauch erquickt,  
 Das Angesicht der Göttin, huldumflossen,  
 Wie der Geliebten Antlitz dir genickt!  
 Beschwingten Muthes, licht- und lustdurchbrungen,  
 Das Urbild hast du, hast die Welt gesungen.

Heroenkraft, der Adel einer Seele,  
 Die auch im Graus der Erde nicht verzagt,  
 Erringt, umfängt die Schönheit ohne Fehle,  
 Den Preis der Thaten, die sie kühn gewagt,  
 Daß Mannheit sich der Womezier vermähle  
 Zu einem Bunde, dem es ewig tagt —  
 Du hast's in Klängen, die wie Ströme fließen,  
 Du hast's mit eigner Lebensthat bewiesen.

Ja, was ein Mann vermag, wenn auch die Schmerzen  
 Des Daseins ihn erseh'n zum steten Ziel,  
 Du hast's gezeigt in edler Muse Scherzen,  
 Du hast's gezeigt im ernstesten Saitenspiel.  
 Du liebest, als zum Leibe treuer Herzen  
 Dein Leib, des Geistes Tempel, schon zerfiel,  
 Der höchsten Dichtung Tempel noch erstehen,  
 Die nie zerfallen werden und vergehen.

Bewundrung faßt uns und die Thränen fließen  
 Dem Dulder, der uns Lust um Lust besichert.  
 Die Schöpferquellen sollten sich ergießen,  
 Derweil der Tod an Lebensquellen zehrt!  
 Ob enger diese sich und enger schließen,  
 Nicht wird der liebstarke Geist verfehrt,  
 Er wirkt und waltet fort in heil'ger Stille:  
 Allmächtig ist der schöpferische Wille!

- Erhabnes Beispiel hat er euch gegeben,  
 Das aus dem Bild und aus dem Bildner spricht.  
 Laßt euch von ihm befruchten für das Leben —
- Das Leben werde schön wie sein Gedicht!  
 Durchdringt sein Wollen, faßt sein Thun und Streben  
 Und geht wie er den Pfad hinan zum Licht! —  
 Die Genien, die der Erde Grund betreten,  
 Sie sind in ihrem Gang dem Volk Propheten.

Wie sie das eigne höchste Ziel erkannten,  
 Sich in vollkommnes Dasein zu gebären,  
 Wie stets erhöhter sie die Kräfte spannten,  
 Sich rein in jeder Prüfung zu bewähren,  
 Wie sie von ewigener Liebe brannten,  
 Die Welt in ihrem Kreise zu verkären —  
 So soll das Volk, sich göttlich umzuwandeln,  
 Geeint im Großen wollen, denken, handeln!

Seht und erkennt, was Er in früherblühter,  
 In stets bewahrter Jugend euch gelehrt!  
 Ausbeuten lernt unendlich reiche Güter,  
 Womit ihr den Besitz der Welt vermehrt;  
 Und höchste Schätze männlich starke Hüter,  
 Sie rein zu halten schwingt das Flammenschwert!  
 Reif' aus, o Volk, in Freiheit und in Schöne,  
 Wie dieser gottgeliebte deiner Söhne!

Angefangen 28. Aug. 58 (Goethe-Tag).  
 Vollendet 1859.

---

An Goethe.

Zum 28. August.

Der Tag kommt wieder, der dich uns gegeben,  
 Im Segensmond, in reicher Sommerlust;  
 Da regt in mir sich frühester Liebe Leben,  
 Und eine Mahnung pocht an meine Brust.

Was du mir warst, ersteht in neuem Leben,  
 Was du mir bist, ich fühl' es tiefbewußt;  
 Und frohbeschwingt folg' ich dem süßen Drange  
 Zur Liebe, zur Bewund'ring, zum Gesange.

Dir hat der Ewige von allen Gaben  
 Huldvoll die edelsten in's Herz gesenkt,  
 Und, um mit ihnen alle Welt zu laben,  
 Die wunderwirkende dazu geschenkt,  
 Die, was die andern lieblich sind und haben,  
 Zur höchsten Macht im holden Bunde lenkt:  
 Die Kraft, in lichthem Wort, in goldnen Tönen  
 Das ganze Sein der Erde zu verschönen.

Froh strebend wuchsest du zur Augenweide  
 Der Menschen auf, ein herrlich Jünglingsbild.  
 Lebend und liebend klopf' in Wonn' und Leide  
 Gar oft das junge Herz erbangt und wild.  
 Doch starken Sinn's getragen werden beide  
 Der Dichterseele wieder sanft und mild,  
 Und was im Sturme trüb dahingezogen,  
 Fließt wie durch Au'n hingeleiten Silberwogen.

O Himmelsgunst, uns Alle zu beglücken!  
 Was And're kämpfend nur und spät erreicht,  
 Gestalt, worin die Bildungen entzücken,  
 Du schufst aus dir sie liebevoll und leicht.



Du konntest sie mit einem Zauber schmücken,  
 Der Andern in des Ringens Müh'n entweicht,  
 Und süßergreifend wirkt er immer wieder —  
 Die Jugend selber floß in deine Rieder.

Gold über Alles! Wenn die Blumen blühen  
 Und trunken sich der Falter drüber schwingt,  
 Im Thal, auf Bergeshöh'n die Farben glühen,  
 Durchwürzte Luft in frische Sinne bringt,  
 Rings Jubel schallt und Lebensfunken sprühen —  
 Das ist der Frühling, der die Freude bringt! —  
 Den Frühling, lichtumglänzt und sangumklungen,  
 Ihn hast in deutsche Dichtung du gesungen!

Was zauberisch das Auge dir umflossen,  
 Was in erhab'ner Bildung du geschaut,  
 Was dir aus eignen Tiefen sich erschlossen  
 Und muthig denkend sich dein Geist erbaut, —  
 Was du geträumt, erfahren und genossen,  
 Das hast du deutschen Weisen anvertraut  
 Urfrisch, dein Volk im Tiefsten zu bewegen —  
 Und alle Herzen jauchzten dir entgegen.

Die Laute waren der Natur gefunden,  
 Worin Gefühl in Dichtung sich verklärt,  
 Mit Einem Schlag die Geister losgebunden,  
 Gestürmte Burg der Sagen verheert.

Nun konnte deutscher Genius gefunden,  
 Die Bahn lag offen, drin er sich bewährt,  
 Und Sänger, fähig, aus der Brust zu singen,  
 Sie konnten's wagen, mit dir selbst zu ringen.

Du, weiter gingst du! Fröhlich war gesendet,  
 Was du gehäuft in erster Jugend Lauf;  
 Doch wie die Strahlen du der Welt gesendet,  
 So nimmst du tiefer ihre Strahlen auf;  
 Und wieder schaffst du, männlich, neu vollendet —  
 Sieh, wie die Glückliche gewinnt im Lauf!  
 Was sie gegeben, hingestreute Glieder,  
 In ew'gen Harmonien erhält sie's wieder.

Ein immer waches, inniges Verlangen!  
 Ein Geist so mächtig und ein Herz so weit!  
 Du warst geartet, Alles zu empfangen,  
 Das Licht der Denker und das Mark der Zeit.  
 Aufklimmend stets bist du hinangegangen,  
 Der Leiter froh, zum Glanz der Ewigkeit,  
 Und selig weilend auf den letzten Sprossen  
 Hast du des Himmels Wonnen uns erschlossen.

Nichts ist dem Sinn, dem Herzen fern geblieben,  
 Was die Geschichte groß und herrlich nennt.  
 Einfogst du, was von Leben und von Lieben  
 Aus Völkern tönt, Jahrhunderte getrennt.

Und Schwesterblüten hat's in dir getrieben,  
 Daß nun die Menschheit sich in dir erkennt.  
 Durchforschend lichte Höh'n und trante Plätze,  
 Gesammelt hast du märchenhafte Schätze.

Glücklich — Du warf't's! Dem königlichen Willen,  
 Ihm diene gläubig, ahnungsfroh die Welt.  
 Doch reichste Frucht muß auch am meisten zollen,  
 Aufwächst das Unkraut neben goldnem Spelt;  
 Dem Schein, der Lüge muß der Eble grollen,  
 Ohnmächt'ger Ehrgeiz droht ihm giftgeschwellt —  
 Und mühevoll hattest du nach allen Seiten  
 Zu wahren und zu wehren und zu streiten.

Getroßt mit Recht! Wo Schöpferquellen fließen,  
 Da währt nicht Leid und nicht Verbunkelung.  
 Die Pein selbst muß dem Göttersohn ersprießen,  
 Den Druck abwerfend glückt der höchste Schwung.  
 Erkenntniß wird die letzten Wunden schließen,  
 Der Geist der Liebe hält im Alter jung —  
 Und übermächtig hegt du sie zusammen,  
 Das Licht des Hauptes und des Herzens Flammen.

Der unfrei' Dichter Kerker aufgeriegelt,  
 Aus tiefster Brust sein Lied hinausgetönt;  
 Das klargeseh'ne Leben abgespiegelt  
 Kunstreich geordnet, liebevoll verschönt,

Du zeigst uns, wie der Geist Natur besiegelt  
 Und reines Wollen Leidenschaft versöhnt:  
 In deinem Garten, dir zu neuem Ruhme,  
 Blüht fein und treu gepflegt der Weisheit Blume.

Wie hat, aus lebensvollem Geist geboren,  
 Bei dir auch sie Holseligkeit bewahrt!  
 Mild anzusprechen Irrende wie Thoren,  
 Erzeugen deine Sprüche Freundesart.  
 Drum ist der treue Zuruf nicht verloren:  
 Erleuchtung schafft, was licht er offenbart,  
 Und lockend führt er hin zu edlen Sitten  
 Im Gehn des Wegs, den du vorangeschritten.

Ja, Muster bist und Leuchte du geworden,  
 Wie frischer Sinn des Lebens Fülle minnt,  
 Den Strom befahrend an den reichsten Borden  
 Sich selbst erzieht und köstlich Gut gewinnt,  
 Bis er, ein Priester in des Geistes Orden,  
 Geschlechter bildet frei und hochgestimmt,  
 In Liebe stark, durch Vorgang und durch Lehre,  
 Zur Lust den Freunden und dem Volk zur Ehre.

Wer könnte solchem Genius widerstehen —  
 Wer den Gebilden, ewigschön geprägt?  
 Wer ohne Lust und Staunen könnte sehen,  
 Wie er in sich der Menschheit Güter hegt?

Sieh, wie bewegt die Augen übergehen,  
 Wie jedes edle Herz in Liebe schlägt  
 Dem Geisterfürsten! — Am bescheiden Herde  
 Wird dir gehuldigt wie dem Herrn der Erde. — —

Viel ist zu thun und viel ist zu gewinnen,  
 Und neu und herrlich auszubilden viel.  
 Einbringen tiefer muß der Geist nach innen  
 Und siegen muß ein neugewagtes Spiel.  
 Allein der Flug, von dir muß er beginnen,  
 Soll er hintragen an's erhab'ne Ziel! —  
 Von dir, Befreier, Führer, Held und Rath, er,  
 Urdeutschen Sangs ehrfurchtumstrahlter Vater!

1862.

---

**An Peter von Cornelius.**

Dem Genius kommt aus gottentsprung'nen Quellen  
 Die Kraft, die ihn durchströmt in sel'gen Fluten;  
 Drum glänzt das Antlitz und die Adern schwellen  
 In steter Jugend ihm, dem Hochgemuthen.  
 Aus ew'gen Tiefen bringt er zu den Hellen  
 Des Lebens vor; und wo mit frohen Gluten  
 Er durchbricht, fällt der welterhöhte Blunder,  
 Und vor entzückten Augen steht das Wunder.

Dir, als du früh den eignen Pfad gegangen,  
 Hat schon der Sieg gekrönt das kühnste Ringen.  
 In's Land der Schönheit zog dich dein Verlangen,  
 An Götterbildern dich emporzuschwingen;  
 Und dir gelang's nach Schaffen und Empfangen  
 Germanenkunst verklärt zurückzubringen.  
 Kraft, überfließend, drängte dich zu Thaten,  
 Und jede sah'n wir siegreich dir gerathen.

Du warst's — du bist's! Du hast in deiner Seele  
 Des Schöpfers Leben schaffend nachempfunden,  
 Erhabenheit und Schönheit ohne Fehle,  
 Und Lieb' und Zorn, im Bilde heil'ger Kunden.  
 Daß sich dein Geist dem ewigen vermähle,  
 Hast du dem Trug des Tages dich entwunden;  
 Und was wir an den Wänden sah'n erscheinen,  
 Wie groß, wie gotterfüllt, war von dem Deinen!

Was aus des Geistes ew'gen Heimatauen  
 Herabkommt, kann sich nicht mit Flittern schmücken,  
 In herbster Keuschheit will es uns erbauen,  
 Und zeigt sich spröb, uns doppelt zu entzücken;  
 Und mag zu riesig euch beim ersten Schauen,  
 Zu streng euch die Gestaltenwelt bedrücken:  
 Durchbringt ihr liebend Ausdruck und Geberden,  
 Seht, wie mit jedem Blick sie schöner werden!

Die Geisterzone leuchtet aus den Mienen  
 Und macht uns weit und hoch und warm im Herzen;  
 Der Feind des Lebens muß dem Leben dienen,  
 Frohlocken triumphirt in herbsten Schmerzen. —  
 Dir ist des Lebens tiefster Ernst erschienen,  
 Die Wonn' im Ernst, der Ernst in Spiel und Scherzen.  
 Dein Kunstwerk lebt; vor ihm in Sonnenklarheit  
 Erkennen wir: Das Heil kommt von der Wahrheit.

Germanensohn! In jugendmuth'gem Streben  
 Hast markig du, ein Knecht selbst, begonnen.  
 Frei hast du dich dem höhern Licht gegeben,  
 Das tiefe Grau'n der Erde zu besonnen,  
 Und in der Schönheit liebeklarem Leben  
 Dir Christenthum und Heidenthum gewonnen. —  
 Schaut Sein Gebild und macht dem Streit ein Ende:  
 Geist und Natur, sie reichen sich die Hände!

1862.

---

#### An die Künftigen.

Ich muß dem schönen Glück entsagen,  
 Den Lebenden zu sein,  
 Was ich geträumt in Jugenbtagen,  
 Ihr seid mein Ziel allein.

Voran bin ich den Pfad gegangen  
 Zu neuer Schönheit Licht;  
 Mir stillt' ich inniges Verlangen,  
 Doch Dank empfing ich nicht.

In Wenigen, die mich begleitet,  
 Der Freundschaft Wiederhall!  
 Doch nie hat mir das Herz geweitet  
 Des Volkes Jubelschall.

Nie stärkte mich auf meinen Wegen  
 Der Nation Vertrauen;  
 Nie konnt' ich meiner Worte Segen  
 Beglückt mit Augen schaun.

Man ließ mich gehn in steiler Enge,  
 Geliebtern zugewandt;  
 Mein eigen Tiefstes blieb der Menge  
 Verhüllt und unbekannt.

Ihr aber werdet mich erreichen  
 In neuem Aufwärtsgehn:  
 Sind ja die Wunder und die Zeichen  
 Stets nur für euch geschahn!

Ihr werdet mir in's Auge blicken,  
 In liebevolle Brust,  
 Und innig wird als Fund erquickten,  
 Was ihr gesucht mit Lust.



Ihr werdet mir die Liebe schenken,  
 Die ringend ich entbehrt,  
 Weil ich im Dichten und im Denken  
 Dem Höchsten zugelehrt.

Und eine Thräne wird ihm fließen,  
 Der euch vermacht sein Gut,  
 Wenn Blumen auf dem Grabe sprießen,  
 Drin er im Frieden ruht.

Juli 1861.

---

Der Edle trachtet nach Genuß  
 Und wird bestrickt vom Scheine —  
 Sich schafft er und der Welt Verdruß  
 Und Harm, wie der Gemeine.

Ihm aber werden Glück und Lust  
 Und jeder holde Vorgang —  
 Irrthum und Fehltritt und Verlust  
 Die Staffeln zum Emporgang.

Die Freude macht ihm liebebang,  
 Der Fehltritt bang in Reue,  
 Und ihn erfaßt ein heißer Drang,  
 Sich zu erhöhn auf's neue.

Zu danken für den holden Tag, —  
 Ein allzudreist Erkühnen,  
 Worin die schwache Kraft erlag,  
 Durch edles Thun zu sühnen.

Der Wahrheit und der Schönheit Licht  
 Der trüben Welt zu bringen  
 Und Lust und Fehl und Selbstgericht  
 In Güte zu verschlingen.

August 1861.

Die Welt ist schön, die Rosen blühen  
 Und Nachtigallen singen —  
 Das Herz verlangt in süßem Glühn  
 Nach wunderbaren Dingen.

In Zweien, die so hold sich sehn,  
 Erhebt sich ein Verlangen.  
 Die Herzen pochen, und sie stehn  
 In Liebeslust gefangen.

O stolzer, schöner Menscheng Geist  
 Mit feindlichen Gedanken!  
 O Schicksal, das bedenken heißt —  
 Bedenken, ach, und schwanken!

Sie stehn und gehn in sich zurück,  
 Sie stehn und gehn und sinnen;  
 Und in der Sehnsucht Leid und Glück  
 Sehn sie die Zeit verrinnen.

Und Jahre gehn dahin, dahin;  
 Die trennenden Gewalten  
 Bestrickten magisch ihren Sinn,  
 Sie fern und fern zu halten.

Da, beide, faßt sie Bangigkeit —  
 Sie fahren auf erschrocken;  
 Sie fühlen die geschwundne Zeit  
 Und ihre Pulse stocken. —

Weh euch, ihr habt, ihr armen Zwei,  
 Vom Glück euch ausgeschlossen!  
 Unwiederbringlich ist's vorbei:  
 Die Jugend ist verflossen.

August 1861.

---

Wer nicht die Welt verachtet und das Geld, o Freund,  
 Kommt nicht zum Licht, zur Freude nicht der wahren Kunst! —  
 Denn wer das Geld will, das allein die Welt vergibt,  
 Der muß die Welt, die sinnlich nur vom Scheine lebt,  
 Mit süßem Trug ergötzen — ihr zu Willen sein  
 Und schmeicheln, daß im Wonnerausch der Eitelkeit,

In tiefsten Dankes Rührung sie verschwenderisch  
 Die Münze hinwirft! — Aber das ist nicht so leicht!  
 Gar viele der Bewerber gibt's um ihre Gunst,  
 Und einen Wettlauf gibt es, wer's am weitsten bringt.  
 Sieh, wie sie späh'n, ob eine Schwäche noch vielleicht  
 Nicht recht bedient ist, ob die Gute noch vielleicht  
 Gereizt kann werden und in Sehnsucht angelockt,  
 Daß sie die Seele hingab' um Befriedigung,  
 Geschweige denn ihr Geld und Gut! Sieh, wie Begier  
 Das Auge schärft, hellsehend und erfinderisch  
 Die Geister macht, so daß mit neuem Würzgemisch  
 Sie neu beleben hingetilgte Speiselust!  
 Wie kuppelflug die Launen der Gebieterin  
 Im Augenblick zu stillen sie bereitet sind! —  
 Wer obzusiegen hoffen soll in diesem Streit,  
 Der unversiegl'ichen Eifers muß er sich bemühen  
 Und, nur das Eine Ziel im Auge, rücksichtslos  
 Unwiderstehlich vorgehn in Verückungskunst.  
 Er muß der Hölle feinste Köderschöpfungen  
 Vom Herrn sich lehren lassen und, vereint mit ihm  
 Aufstellend sie, der Seine werden ganz und gar,  
 Bis es gelingt, die Brünstige ganz für sich zu fahn  
 Und, Allen vorgezogen, ihrer froh zu sein. —  
 Gelingt's ihm, ist es freilich nur, um dann zuletzt  
 Mit ihr verschlungen in die Hölle sich zu sehn.  
 Nur wer das Geld verachtet und die Welt, o Freund,  
 Wahrheitgenährt wird schaffen er Vollenbetes!

Rein kann er, heilig ungestört, am Ideal  
 Die Seele weiden und von seiner Göttlichkeit  
 Durchleuchtet, liebend angeregt, im Schöpferdrang  
 Entwerfen rein der Seele Bild. Frei kann er sich,  
 Bedingungslos, der Arbeit weihn und hohen Pflicht:  
 Es auszuformen Zug um Zug und nicht zu ruhn,  
 Bis jegliches Atom daran dem Geiste dient.  
 Denn immer gleich muß ihm das Ziel vor Augen stehn  
 Und immer glühn und lobern muß die Liebesglut,  
 Wenn er im engsten Bunde mit dem Ewigen  
 Ausführen soll das hohe Werk, aus welchem dann  
 Er selbst heraussteht, der es mit vollenden half.

Der Künstler steht an einem ernstern Scheideweg!  
 Wie er die Wahl trifft, mannhaft oder schwachgemuth,  
 Führt er auf lustigem Strome hin zum Untergang,  
 Nimmt einsam er auf steilem Weg zum Heil empor.  
 Der Starke nur ist ein Gefäß, das Gott gefällt  
 Und das ihn reizt, ihm einzuströmen seinen Geist!  
 Ihn nur durchbringt er liebevoll und schöpferisch,  
 Daß, was er schaffte, heilig sei und schön zugleich,  
 Ein Labfal denen, die bewegt von gleichem Geist.

Die freilich, die nur Lust verstehen, erobert sich  
 Der Kluge, der schönlügnerisch den Sinn bestriekt.  
 Und diese sind die Welt, mein Freund — die große Zahl —  
 Und den Erwählten zu erhöhen des Eifers voll,  
 Wie ihn allein der Götzendienst erregen kann.

Gleich einer Seuche breitet sich Verehrung aus;  
 Je mehr sie vordringt, um so klarer wird ihr Recht,  
 Und jeder Lober, tiefgewiß, blickt siegesstolz,  
 Als wär' er selbst der große Mann und Mitgenosß  
 Des hehren Weltruhms, weil er Ihn begriffen hat.  
 Kann, wer zu schmelzen uns versteht in tiefster Brust  
 Und anzufachen Wollust, die von Sinnen bringt,  
 Genug gefeiert werden? Ehre drum und Gold  
 Nur immer mehr dem Herrlichen, dem Zauberer,  
 Dem Götterfreund, der aufgethan Elysium!  
 Ein Halbgott selber mindestens! Errichtet ihm  
 Altäre rings, beräuchert ihn und betet an!

Es ist fürwahr nicht angenehm dem edeln Geist,  
 Der Achtung Schatz, den göttlichen, vergeudet so —  
 Die Perle so dem Thiere hingeworfen sehn!  
 Nicht tröstlich ist's, das Trug-Genie getragen sehn  
 Auf hohem Thron durch gaffende Bewundrerschaar  
 Und selber stehn ein Gegenstand mitleidigen Blicks  
 Als einer, der es auch versucht und nicht gekonnt,  
 Der nie gerührt, was ihre Sprache Herz beneunt,  
 Der trocken ließ die Schmachttenden und ungelabt,  
 Derweil in einen Ocean von Poesie  
 Tief eingetaucht die Rechzegie der Genius.

Nicht immerdar gewappnet ist die Redlichkeit,  
 Daß abgestumpft des Hohnes Pfeil vom Schilde prallt!

Verkannt zu sein, und wär's auch von der Dummheit selbst,  
Ist oft ein Schmerz, der ärgerlich die Seele stört.  
Die Augen öffnen möchte man — und wird verlacht;  
Und dem Empörten ballt die Faust zum Schläge sich,  
Der aber nie die dicke Haut verwunden kann!

Getrost, getrost! Im All regiert Gerechtigkeit,  
Vollendend, was Natur aus sich von selbst gewirkt!  
Harr' aus im Kampf, harr' aus in Muth und Schöpferlust —  
Bereite still, was reinen Sinn erquicken kann!  
Dann tritt hervor! — — Was siehst dein Aug'? — Von  
wilde'm Rausch

Zu tiefen Eckels Wehgefühl Erwachende!  
Abwenden mit Verachtung sie vom Bösen sich,  
In dem sie nun von je geahnt den Lügengeist;  
In tiefer Scham, in Reue wächst Begier empor  
Nach Götterspeise, Nektar und Ambrosia:  
Thu' auf die Hand und spende, was ein Gott geschenkt,  
Und Liebende, Beglückte sieh — Gerettete!

Beim Himmel, Freund, es lohnt sich uns, wenn muthig wir  
In Armuth wuchern mit dem Pfund, das uns bescheert!  
Wie Rauch verweht so Reiz als Ruhm der Aberkunst,  
Doch ewig blüht der echten Heil aus sich empor.

März 1862.

Im Mai 1862 entstanden 35 Gedichte zur Novelle („Ewige Liebe“), welche in eine größere Sammlung aufzunehmen wären.

An \*\*

Einmal in ernster Stunde,  
Da konnt' ich glücklich sein.  
Ein Ja von deinem Munde,  
Und Alles nannst' ich mein.

Ein Wort aus deinem Herzen,  
Das liebenthschlossen war,  
Zu theilen Freud' und Schmerzen,  
Zu tragen der Gefahr.

Den Lebensbund zu wagen  
Mit liebenthschlossenem Mann,  
Der stark in Kampfestagen  
Der Ehre Kranz gewann.

Du sahst von Finsternissen  
Den Erdenpfad bedeckt,  
Und vor dem Ungewissen  
Da wich dein Herz erschreckt.

Du hast nicht an die Sonne,  
Die siegende, geglaubt,



Und Ehre mir und Wonne,  
Und Wonne dir geraubt.

Was mir an deiner Seite  
Der Liebe Muth verhieß,  
Das floh mit dir in's Weite,  
Die mich alleine ließ.

Ich bin allein geblieben,  
Und mein ist halbe Lust,  
Ein ungeliebtes Lieben  
Und Seufzer in der Brust.

März 1862.

---

An Cara.

Du liebes Bild, das mir erschienen!  
So kindlich heiter und so fein,  
Mit lichten, seelenholben Mienen!  
Welch' eine Lust war's, dir zu dienen  
In deiner Augen süßem Schein!

Das Schicksal hat dich mir entrisen —  
Die Sonne schwand. Ich bin umweht  
Von öden, hangen Finsternissen,  
Daß mir in Sehnen und in Wiffen  
Das leiderfüllte Herz erbebt.

Ist es die Nacht in Trennungs-Wehen,  
 Die Licht mir in die Seele gibt? —  
 Ich sehe dich in Glorie stehen —  
 Und hab' dich nie wie jetzt gesehen,  
 Und hab' dich nie wie jetzt geliebt!

Dein Auge strahlt zu mir hernieder  
 Und glänzt in's tiefste Herz hinein.  
 Das Traumgebilde meiner Lieder,  
 Du bist's, du bist's! Ich seh' dich wieder!  
 Du mußt, du wirfst die Meine sein!

October 1862.

---

#### Nachruf.

Du hast mir vieles Leid gebracht,  
 Das Glück, ich muß' es büßen.  
 Doch Leiden zu verüßen  
 Hat das erlebte Glück die Macht.

Du hast mir heitres Licht gebracht  
 In dieses düstre Leben,  
 Und warst du recht im Geben,  
 Mich unaussprechlich froh gemacht.

Die Liebe, sie verstummte sacht  
 Und floh zuletzt in's Weite.

Ich träumte dich zur Seite —  
Wie süß — und bin allein erwacht.

Du, Flatternde, hast nicht gedacht  
An meines Herzens Qualen! —  
Du wirfst mir immer strahlen  
Der liebste Stern in dunkler Nacht.

August 1863.

---

Shakespeare.

(Zum 23. April 1864.)

Das Beste, was der Mensch dem Menschen hier  
Vermag zu bieten, ist ihm selbst geschenkt.  
Es ist das Licht des urbegabten Geistes,  
Der, innig eins mit liebender Natur,  
Gleich dieser sich entfaltet und, von selber,  
In süßem Zug dem Drang des Könnens folgend,  
Kann, was er will! Denn nicht von außen her,  
Die späte Frucht des mühevollen Lernens,  
Von innen, von der ewigen Fülle Quell —  
Von Gott her stammt das Welterquickende.  
So wie zum Wohlgeruch die Rose kommt,  
Zum seelenvollen Lied die Nachtigall,  
So kommt der Genius zu den herrlichsten  
Der Gaben, die er ausgießt in die Welt!

Nur dies erwägend können wir dich fassen,  
 Deß Werden heut' mit uns die Menschheit feiert!  
 Und doch auch so, du bleibst ein Wunder noch!  
 Gott und Natur, sie haben dich geliebt  
 Mit gleicher Liebe, haben dich begabt  
 Verschwendend, wie man Lieblinge beschenkt.  
 Die Lust des Lebens schwellt die junge Brust,  
 Mit kühnem Sinne blickst du in die Welt,  
 Der Sehnsucht süßes Weh durchbangt dein Herz,  
 Und Leidenschaft, sie lobert jählings auf! —  
 Doch über Allem schwebt der frühgewalt'ge,  
 Der herrschaftfrohe Geist; was du gewinnst  
 Und was du selber bist, er wandelt es  
 Neuschaffend in die Lichtgestalt der Dichtung.

Scharfsinn und Tiefsinn, hellster Weltverstand,  
 Des Lebens klarster Blick, sie dienen dir!  
 Vor deiner Seele steht Vollkommenheit,  
 Sie gibt das Maß dir für den Werth der Dinge,  
 Und dein gerechter Spruch erquickt die Welt,  
 Denn seinem Ernst gefellt die Güte sich,  
 Und auch das Opfer steht im Glanz der Schönheit.  
 An Seel' und Sinnen ganz, im Reichthum Eins,  
 Siehst du den Menschen wie Natur ihn schuf,  
 Den Einen Herzpunkt mit den Zügen allen,  
 Und stellst ihn ganz und stellst ihn lebend hin.  
 Dein Abbild an der Seite der Natur

Hält unbeschämt in seiner Prägung aus —  
 Und läßt die Seele jenes Bild erschauen,  
 Zu dem Natur sich selbst erheben soll!

Dich treibt ein Sinn, der alles Schöne will,  
 Weil Kraft zu allem Schönen wohnt in dir  
 Und süß Verlangen zur Erzeugung drängt!  
 Du malst den Kampf der witzgeschärften Geister,  
 Der zierlich feinen Künste Tänbelspiel —  
 Den schlichten Sinn, die wonnereiche Liebe,  
 Die Unschuld goldner Zeit, den Seelenadel,  
 Der über jede Prüfung triumphirt,  
 Und Leidenschaft, die mächt'gem Reiz erliegend,  
 Vom Stachel eines Dämons wild erregt  
 Im tiefsten Innern kocht, und ein Vulkan  
 Ausbrechend furchtbar schön gen Himmel tobt.

Du suchst und findest; jeder Fund, er findet  
 In dir die göttlich überlegue Kraft,  
 Die feinen Kern erschließt, die zarten Keime  
 Machtvoll in sinnlichschönes Dasein führt,  
 Aus tiefster Wurzel Stamm und Zweige nährt  
 Und das Gebild nur in die Welt entläßt,  
 Wenn überschwänglich Leben in ihm wogt. —  
 Dein Werk ist deine Liebe, und die Treue,  
 Sie ruht nicht, bis Geliebtes ewig ward.

Das glückt nur dir, in dessen Fingerspitzen  
 Die Wahrheit lebt und der mit jedem Griff,  
 Des Tastens ledig, das Gewollte trifft; —  
 Der nicht umschweifend sucht und suchen läßt,  
 Nein, der das Leben hinstellt in Gestalten,  
 Die handelnd ihren Sinn verkündigen.  
 Wie sich der Bergquell frisch zu Thale stürzt,  
 So strömt die Dichtung frisch aus deiner Brust,  
 Der unerschöpften, und dein Werk, es glänzt  
 Den späten Zeiten wie dem ersten Tag.

Du blühst den Frühlingsblumen gleich, die Rosen  
 In deiner Dichtung stehn in lichter Glut  
 Und hauchen köstlich süßen Wohlgeruch.  
 Nie hat Natur im Spiegel einer Seele  
 So wonnig und so lachend sich gesehn!  
 Und doch, es schwingt dein Geist sich über sie  
 Und läßt des Geistes Wunder uns erscheinen,  
 Als wäre nur für sie der Sinn entflammt.  
 Durch deine Bücher wälzen sich die Fluten  
 Der Weltgeschichte hin; und ihre Lehren,  
 Wie heute sie dem Denker sich enthüllen,  
 Ertönen groß aus deinen Spielen schon!  
 Fürwahr, du hast dem Leben auf der Erde  
 Sein Holdes, Hohes, Alles abgesehn!  
 Dein Tieffinn aber, in den schönsten Blüten  
 Den Wurm erschauend, weist mit Priesterworten,

Die mild entfließen heiligem Gefühl,  
Ernst auf das ew'ge Ziel der Dinge hin. —

Derweil dein Fuß noch diese Welt beschritt,  
Erfreute Tausende die heitre Kunst,  
Den einz'gen Werth erkannten Wenige.  
Dann, wie der Nibelungenhort im Rhein,  
Im Strom der Zeiten war ihr Schatz versenkt;  
Die Wellen liefen brausend über ihn,  
Geschlechter gingen und Geschlechter kamen,  
Bis Jene, die der Geist hinabgeleitet,  
Ihn uns heraufgeholt und ausgelegt.  
Strahlt nun die goldne Zier in unser Aug',  
Dann staunen wir, und recht ist uns zu Sinn,  
Als wär' es Zauberwerk aus Märchenzeiten!

Wen, der mit dir in deine Welt entrückt,  
Hast du nicht tief bewegt, erfrischt, entzückt?  
Wen hast du nicht aus düstern Niederungen  
Zum lichten Tag der Menschheit aufgeschwungen?  
So flamme, Genius dir im Genienchor,  
Beglückter Liebe Jubeldank empor!

---

An Shakespeare.

Du sahst mit liebevollen, kerngesundem,  
Geisthellen Augen dieser Welt Gestalten,

Im Menschen die dämonischen Gewalten,  
Die drohenden in guten, bösen Stunden!

Das dunkle Loos, das Wagenbe gefunden,  
Und was im Untergange sie behalten,  
Du läßt's im goldnen Spiele sich entfalten —  
Und Grausen ist von Schönheit überwunden.

Das Leben selbst, in Licht, in Nacht vollendet,  
Die Wahrheit, die sich birgt in seiner Hülle,  
Den tiefsten Sinn markvoller nur zu weisen:

Der Dichtung Höchstes ist von dir gespendet! —  
Was bleibt uns übrig vor der Ueberfülle?  
Zu lieben, zu genießen und zu preisen!

April 1864.

Ich will's gestehn, ich hab' an manchen Tagen,  
Die trüb hingeleiten, meine tollen Stunden.  
Einst, wo die Welt in's Ferne mir geschwunden,  
Da hört' ich unsern Herrn im Himmel sagen:

„Dem da, dem hab' ich Schweres aufgetragen!  
Was er zu thun hat, fordert den gefunden  
Und ganzen Mann, der Glück und Gunst gefunden  
Und den emporhebt inniges Behagen.“



Das Alles aber hab' ich ihm genommen;  
 Und nur zu Qualen fühl' er sich betrogen,  
 So oft er hofft, es mög' ihm wiederkommen.

Ich kenn' ihn, dessen Willen ich gewogen, —  
 Er rastet nicht und Alles muß ihm frommen,  
 Bis er den Auftrag beunoch hat vollzogen!“

November 1864.

In's Album der Frau B.

Was ist des Lebens höchstes Glück? Die Poesie.  
 Nicht jene, die der Dichter heut, wie hold sie sei,  
 Wie mächtig sie die Seele dir bewegen mag —  
 Nein, diese mein' ich, die du selbst in dir erzeugst,  
 Wenn deines Wesens höchste Kraft von oben her  
 Das, was du hast und was du bist, in Liebe schaut  
 Und liebestark in weihewolles Licht erhebt!  
 Wenn du, was auch dem Glücklichsten die Welt versagt,  
 Aus deinem Geiste dir gewinnst erfinderisch  
 Und gebend und empfangend so dein eigen Sein  
 Zum Kunstwerk ausgestaltest, zum lebend'gen,  
 Daß es dir selber immer wieder lieblich sei. —  
 Heil dem Gemüth, das, edelsten Besitzes froh,  
 Zum Guten aus dem Innersten das Beste fügt!

16. April 1865.

Ostersonntag.

Die Dämm'ung naht, Vorläuferin der Nacht! —  
 Wie sich die Wochen und die Jahre gleichen!  
 Gedanken und Gefühle strömen sacht —  
 Und meinen Sinn will Müdigkeit beschleichen.

So lange hat kein Echo mich gelohnt,  
 Wenn ich bewegt vom Edelsten gesungen!  
 So lange bin ich nun den Pfad gewohnt,  
 Auf dem ich ohne Beistand vorgebrungen.

Für wen vergieß' ich meines Herzens Blut?  
 Mißkannt und einsam wandl' ich hin durch's Leben! —  
 Die blinde Welt, sie weiß nicht, was sie thut,  
 Und ich, ich kann die Kränkung ihr vergeben.

Doch keimt in tiefster Brust ein Ueberdruß,  
 Unbark von ihr auf's neue stets zu leiden; —  
 Es regt sich eine Sehnsucht nach dem Schluß —  
 Und Labung dünkt es mich, von ihr zu scheiden.

December 1865.

Den Zwanglosen  
 zum Frühlingsfest in Harlaching  
 am 26. Mai 1866.

Die Luft erbebt von Rassen, Schreien, Kreischen,  
 Man wappnet sich, man tobt, man droht erboht,  
 Von allen Seiten will man sich zerfleischen —  
 In diesen Schauern hab' ich einen Trost.

Wir Deutschen waren schon gar oft verloren,  
 Und sieh, gottlob, noch immer sind wir da!  
 Der Feind war vor den Thoren, in den Thoren,  
 Geschehen mußt' ein Wunder: es geschah!

Wenn die Sirenen noch so bühelnd locken  
 Und wenn die Räuber noch so gierig schaun,  
 Das deutsche Volk ist ein zu harter Brocken,  
 Der Teufel selber kann es nicht verdaun.

Der Weltgeist kann die Deutschen nicht entbehren,  
 Will er die Menschheit führen an ihr Ziel.  
 Sein bestes Werkzeug muß und wird er ehren,  
 So wahr er selbst gewinnen will das Spiel.

Und sieht es jetzt am Himmel trüb und trüber  
 Und krächzt von Untergang ein heif'rer Chor,  
 Wir sinken nicht — das Unheil geht vorüber —  
 Und eine Stufe steigen wir empor.

Ja, wenn die Deutschen wären umzubringen,  
 Sie wären längst nicht mehr zu dieser Frist!  
 So nehmt die Gläser, laßt sie muthig klingen:  
 Ein Hoch dem Volk, das unzerstörlich ist!

Mai 1866.

Verlange Niemand, daß mich Gram verzehre,  
 Wenn mir die Welt ein schönes Gut entzieht, —  
 Wenn Lebensfreude, wenn das Licht der Ehre,  
 Stets wieder mir, dem Strebenden, entflieht!

Verlange Niemand, daß in Leid und Bangen  
 Verzweiflungsvoll die Seele mir vergeht,  
 Wenn meine Liebe, hoffend in Verlangen,  
 Von stolzem Sinne schänd'ig wird verschmäht!

Mir hat, weil ich aus innerstem Gemüthe  
 Gesucht nach ihm, der Ew'ge sich geschenkt,  
 Und tief in mir vergütet seine Güte  
 Mir jeden Raub, wodurch die Welt mich kränkt.

Mit ihm hab' ich die Bürgschaft ew'gen Lebens,  
 Wo jedes edle Sehnen wird gestillt,  
 Wo jedem Drangsal haßgehemmten Strebens  
 Ein Freudenquell mit Labungen vergilt.

Wo sie, die sich mit feindlichen Geberden  
 Von mir, der liebend nahe, weggewandt,  
 Mich in bewegter Liebe suchen werden,  
 Weil ihre Blindheit mich, die mich verkannt.

---

Der Mensch ist heute frisch und reich, er kann  
 Von seiner Fülle spenden dem Verlangen,

Und morgen ist er leer — der rechte Mann,  
Vom Ueberfluß der Andern zu empfangen!

Der Andern, denen er aus seinem Schatz  
In guten Zeiten freundlich hat gegeben! —  
So wechselt in der Welt der Ehrenplatz  
Und Einer hilft dem Andern durch das Leben.

Juli 1866.

**General Moltke.**

Lied der deutschen Soldaten.

Melodie: Prinz Eugenius 2c.

General Moltke, der edle Stratege,  
Der kennt alle Weg' und Stege,  
Die das Kriegsheer gehen muß,  
Um den Feind mit Macht zu fassen,  
Daß er stets das Feld muß lassen,  
Bis zum stolzen Friedensschluß.

Mit seinem Plan, den er erfunden,  
Hat er den Feldzug schon gewonnen  
Vor dem ersten Schwertesstich.  
Soll er aber wirklich frommen,  
Müssen doch die Hiebe kommen —  
Hiebe, die dem Feind nicht lieb.

General Moltke, großer Denker,  
 Planerfinder, Heereslenker,  
 Wir bedanken uns bei dir.  
 Weil auf deinen Kopf wir bauen,  
 Wankt uns niemals das Vertrauen,  
 Zuversichtlich streiten wir.

Aber du mußt auch gestehen,  
 Daß wir auf die Feinde gehen,  
 Wie's dein Herze wünschen mag.  
 Felbherrn, Offizier', Soldaten,  
 Alle thun sie Heldenthaten,  
 Bis er unser ist, der Tag.

Deine Helbenaugen konnten schauen,  
 Daß uns nicht entmannt das Grauen  
 In dem schlimmsten Augenblick.  
 Stürmend über Leichenhaufen  
 Sind wir auf den Feind gelaufen,  
 Und der Feind, er wich zurück.

Anders wollten wir's einmal nicht haben,  
 Preußen, Sachsen, Bayern, Schwaben,  
 Darum konnt's nicht anders gehn.  
 Wer nur nach dem Siege trachtet  
 Und Gefahr und Tod nicht achtet,  
 Dem kann niemand widerstehn.

Und so haben wir denn gewonnen,  
 Wie du's uns hast angefonnen,  
 Todesmuthig Schlacht um Schlacht.  
 Sahst du uns die Feinde jagen,  
 Hast du selber müssen sagen:  
 Kinder, ihr habt's brav gemacht!

Theure Brüder sind geblieben;  
 Reich an Ehren ruhn die Lieben  
 In den Landen über'm Rhein.  
 Ihre Seelen von der Erde,  
 Nach der rühmlichen Beschwerde,  
 Treten in den Himmel ein.

Freundlich sind sie aufgenommen,  
 Helben bieten den Willkommen,  
 Allen Guten sind sie gleich.  
 Wer für's Vaterland gestorben,  
 Der hat einen Platz erworben  
 In des ew'gen Gottes Reich.

Die der Tod im Streit gemieden,  
 Helfen im erkämpften Frieden  
 Wohlsein schaffen nach dem Harm.  
 Wieder wird man Wunder sehen,  
 Wenn sie treu zusammengehen,  
 Deutscher Kopf und deutscher Arm.

Herbst 1870.

Den Zwanglosen  
Zum Dreikönigsfest 1869.

Er, der als Neugeborner in der Krippe  
Von Königen beschenkt ward und verehrt,  
Weil er ein Licht der Welt zu sein verhieß —  
Der glorreich auch der Welt als Licht geleuchtet,  
Er endete, von den Blinden nicht begriffen  
Und drum erregend ihren gift'gen Haß,  
Mit einem Schächerpaar am Kreuzesholz!

Gefährlich ist's, ein Licht der Welt zu sein!  
Gefährlich ist's, allein das Licht der Wahrheit  
Hingießen können in die Finsterniß!  
Solch eine Sonne weckt den schlimmsten Neid!  
Wenn der Prophet nicht hoch schwebt wie die Sonne —  
Wenn ihn die große Zahl der Wüthenden  
Erreichen kann, dann ist sein Loos entschieden.

Wie freundlich, meine lieben Freunde, hat  
Das gütige Geschick für uns gesorgt!  
Die Zeit, wo sich das Licht in Einen senkte,  
Damit er es ausstrahle sonnengleich,  
Ist längst vorüber. Jedem ist bekannt,  
Daß heutzutage nicht Propheten nur  
Unmöglich sind, nein, daß die alternde  
Natur auch kein Genie mehr zeugen kann!  
Das Höchste, was der schaffenden gelingt,  
Talente find's; — und diese können leben!



Sie, die das Licht uns heute produciren,  
 Arbeitern einer Werkstatt gleichen sie,  
 Von denen jeder hübsch und fein und zierlich  
 Den Theil als Glied hervorbringt, der zum Ganzen  
 Mit andern Gliedern sich verbinden soll.  
 Wird nun das Ganze groß, der Einzelne  
 Hat seinen Theil am Lob — mehr aber nicht!  
 Will er sich selbst erhöhen und größer machen,  
 Dann kommen Hunderte und ziehen ihn  
 Herunter auf sein Maaß. Er muß dran glauben!

Verkennt mir, Freunde, nicht den wahren Fortschritt!  
 Wenn sie, die Licht erzeugen, eine Menge  
 Zusammen sind, dann hat's die blinde Menge  
 Nicht mehr so leicht, wie gegen jeden Einen,  
 Der ihrem wilden Zorn erliegen mußte,  
 Nein, von der hellen Menge wird das Licht  
 Im Kampfe mit der finstern endlich, endlich  
 Auch durchgesetzt, daß es die Welt besetzt,  
 Und auch das Ideal der großen Lichter  
 In hingegangnen Zeiten Wahrheit werde!

Beruhigen wir uns! Was wir verlieren  
 An fabelhaftem Ruhm, gewinnt die Welt —  
 Gewinnt die Menschheit, der's zu gönnen ist,  
 Daß nicht mehr Lichter nur in ihr erstehn,  
 Vielmehr, daß sie durch Licht verwandelt werde —

Und ihr's zuletzt auch praktisch wohl ergeht.  
Gewiß, bescheidne Forscher lieben das!  
Und nicht allein zu bleiben hoff' ich drum,  
Wenn ich aus tiefbeglückter Seele nun  
Den Ruf anstimme: Hoch die Gegenwart!

---



# Briefe.



## I.

### An Melchior Mehr.

Es war zu erwarten, daß Mehr, welcher seine Tagebücher so sorgfältig eintrug und aufhob, auch mit den ihm zugekommenen Briefen ähnlich verfahren würde. Und so findet sich's auch in seinem Nachlaß. Er enthält noch die Briefe seiner Studiengenossen, seines Vaters, von Goethe, Schimper, G. Schwab, Rückert, Schelling — die ganze Correspondenz mit den Verlegern seiner Bücher und Aufsätze, endlich Zuschriften von Bekannten und Verehrern aus Königsberg, Berlin, Husum, Stralsund, Stettin, Dresden, Stuttgart, Wien, Amerika und Australien.

Goethe und Rückert hat Mehr in den „Erinnerungen an Friedrich Rückert“ selbst ausgebeutet; ich will meine Auswahl mit dem einzigen Briefe beginnen, welcher von Servinus vorhanden ist:

Hochzuverehrender Herr Doctor!

Ich habe Ihr Schriftchen, für dessen Zusendung ich Ihnen meinen herzlichsten Dank abstatte, mit dem doppelten

Interesse gelesen, das mir Gegenstand und Behandlung abnöthigten. Ich bin in meinen Studien in der Literaturgeschichte durchaus nur auf das Neue gerichtet, wenn auch nicht eben auf das Neueste, und ich suchte das Alte nur darum zu ergründen und zu kennen, um zu erfahren, worauf jenes Neue eigentlich fußt und mit welchen Fäden es an dem Alten hängt. In so fern also ist mir das Neue näher als das Alte, das Neueste freilich gehört dem Historiker nicht an, so lange er nicht Wirkungen sieht und einen Abschluß erkennt. Ich habe unsere neueste Dichtung immer nur als ein Ausläuten unserer Goethe-Schiller'schen Periode betrachten können, bin aber nicht taub darum für die vielen Stimmen, die mit der Ihrigen einen neuen Aufschwung darin erkennen. Die historische Auffassung nur, die mir natürlich ist, leidet nicht, daß ich dem Factischen vorausseile, und ich meine immer erst die sichtbaren Zeichen und Folgen dieses Aufschwungs erwarten zu müssen. Unter unseren neuesten Dichtern vermisse ich das Eine, was mir in einer wahrhaft großen Epoche der Kunst immer begegnete, daß ihr Dichtungswerk nicht der Mittelpunkt ihres Wesens und Treibens ist. Die Einen leiden am Mangel an Bildung, die andern sind unschön von Charakter, die Achtungswerthesten sind zu groß an wissenschaftlichem Verstand, als daß sie an plastischer Phantasie reich sein könnten, die doch des Dichters eigentliche Kraft sein soll. Indes leugne ich nicht, daß eine Periode wie die Goethische diese Einbildungskraft in der Nation noth-

wendig erschöpfen mußte, und erschöpfen konnte, ohne sie übrigens ganz aufzuheben, und daß sie sich also wohl wieder einmal zusammenraffen kann, um eine neue Blüte der Poesie zu treiben. Sollte sich diese Blüte nicht wieder einstellen, so grämt mich dieß wenig. Ein Volk kann nicht Alles immer zugleich haben und es ist viel, wenn man sagen kann wie wir, wir haben Poesie gehabt, die wir, weil sie klassischen Werth besitzt, in gewissem Sinne noch immer haben. Anderes was im Laufe der menschlichen Dinge eben so groß hervortritt, wenn auch nicht so lockend und reizend, wie die Kunst, ich meine Staat, Recht und manche Wissenschaft, haben wir in Deutschland noch nicht gehabt, und sollte dieß an die Stelle der Dichtung treten, so würde ich es eher für ein Glück als für ein Unglück ansehen. Das Gesammtleben des Deutschen Volks würde durch diese Vielseitigkeit der Entwicklung unstreitig mehr gefördert werden, als durch stetes Beharren auf den künstlerischen Tendenzen, so hoch diese auch stehen; und so lieb sie mir im besondern sind, so wäre mir doch das Gesammtleben der Nation wichtiger als meine individuellen Neigungen. — Doch, ich verirre mich allzu weit. In den späteren Bänden meiner Literatur-Geschichte, die hoffentlich nicht allzulang mehr ausbleiben werden, will ich mich weiter mit Ihnen über diese Punkte unterhalten. Ihre freundlichen Gesinnungen müssen Sie mir, auch wenn ich gegen Ihre Empfindungen rede, ja erhalten. Mit freundlichen Grüßen Ihr

Gött., 8. Oct. 37.

Gerwinus.



P. S. Wenn Sie Rückert kennen, erwiedern Sie ihm doch einen Gruß, den er durch Herrn Frommann mir vor geraumer Zeit bestellen ließ, aufs herzlichste. .

Der Brief ist nach Erlangen adressirt; Mehr erhielt ihn in Nürnberg, wo er sich vor seiner Rückkehr nach München einige Wochen aufhielt. Das Schriftchen, dessen Uebersendung den Anlaß gab, mag „Die poetischen Richtungen unserer Zeit“ oder „Die Aufgaben der Poesie“ gewesen sein, worin der junge Mann entwickelte, daß trotz Goethe und Schiller die höchste Poesie, welche Geist und Natur, Himmel und Erde umfaßt — welche an der Hand der Erkenntniß und als ein eigenthümliches Mittel der Erkenntniß neben dem forschenden Verstande Gott und die Welt zu begreifen unternimmt — noch nicht gefunden sei. Sie selbst zu verwirklichen, war der Poet, der, von leidenschaftlicher Liebe zur Natur ausgehend, in consequenter Durchlebung aller dazwischen liegenden Neigungen und Verhältnisse zu seinen Idealen emporsteigt\*) — damals noch nicht im Stande; und so mußte Gervinus' Brief, ohne seinen Glauben an die Poesie des Geistes und der Sittlichkeit zu erschüttern, doch wie ein kaltes Sturzbad wirken und vielleicht mehr, als sich Mehr bewußt war, zu der verzweifeltsten Stimmung beitragen, welche ihn in den folgenden Jahren ergriff. Das nämliche Buch, dem

---

\*) „Erinnerungen an Friedrich Rückert“ Bogen 3, dritte Seite.

von Seite des Historikers so kühle Aufnahme wurde, gewann glücklicherweise dem Verfasser die Theilnahme Schelling's und durch ihn das Reisestipendium nach Berlin aus der großmüthigen Hand des Kronprinzen von Bayern. Aus schuldbiger Dankbarkeit folge daher ein Brief Schelling's an Mehr nach Berlin mit dem Bemerkten, daß die spätern nur von Wohnungsangelegenheiten handeln.

München, 26. Febr. 41.

Meinen besten Dank, werthester Freund, für die Nachrichten, die Sie mir über sich und Ihr Ergehen in Berlin geben wollten.

Sie können leicht denken wie es mich erfreut, Sie dort vergnügt und geistigt angeregt zu wissen.

An dem, was Sie mir von Neander mitgetheilt, habe ich den innig verehrten Freund ganz erkannt; ich bitte ihm die herzlichsten Grüße von mir zu sagen.

Sie wissen daß von hier nicht viel zu melden ist, rechnen Sie nicht deßhalb mit mir ab, mit Dank werde ich es erkennen, wenn Sie mir ferner Nachrichten geben wollen über alles wovon Sie wissen, daß es mich interessieren kann.

Haben Sie sich selbst noch nicht zu einer poetischen Production entschlossen? An Anregung hat es Ihnen gewiß nicht gefehlt.

Kann ich Ihnen hier auf irgend eine Weise nützlich sein, so bitte ich Ihre etwaigen Wünsche mich bei Zeiten

wissen zu lassen, denn der Kronprinz ist in Athen und man erfährt noch nichts von seiner Rückkehr.

Viele Grüße von allen Bekannten.

Mit aufrichtiger Zuneigung Ihr ergebenster

Schelling.

Endlich sei über die „Poetischen Richtungen“, welche mir übrigens nicht zu Gesicht gekommen sind, noch das Urtheil eines Vielbekannten angeführt, dessen Brief sich durch seine klare Perlschrift sehr vortheilhaft vor den Briefen der „Großen“ auszeichnet, welche die unbarmherzigsten Angriffe auf die Augen der Biographen auszuführen pflegen.

Euer Hochwohlgeboren

habe ich für die mir gütigst übersandte Schrift den verbindlichsten Dank auszusprechen. Ihrer Bewunderung und Zuneigung für unsern trefflichen Rückert stimm' ich gewiß von ganzem Herzen bei, und gleicherweise darf ich mich der Anerkennung freuen, die mein Freund Uhland bei Ihnen findet. In Betreff Heine's jedoch kann ich Ihnen nicht ebenso beipflichten. Für die Beurtheilung dieses Dichters dünkt mich der Standpunkt auf dem Gebiete der Poesie nicht genügend, es muß ein höherer gewonnen werden, der noch ganz andere Gebiete mitübersieht. Hierüber gibt es aber für jetzt keine öffentliche Erörterung, und alles bisher über Heine Gesprochene bleibt in dieser

Hinsicht mangelhaft. Das aber ist gewiß, daß die Welt ganz andere Lebenseindrücke von ihm, und in diesen auch ein ganz andres Bild von ihm hat, als die Kritik ihr geben möchte. Dasselbe gilt größtentheils auch von dem Verhältniß der jüngern Schriftsteller, die man als Heine's Nachfolger bezeichnet, und willkürlich unter eine gemeinsame häßliche Benennung zusammenfaßt; sie erwecken viel größere Theilnahme, als die Kritik aus dem literarischen Werthe der bisherigen Schriften rechtfertigen kann, und dies bezeugt schon, daß noch andere Seiten, außer der literarischen oder gar blos poetischen, dabei in Betracht kommen. Doch ich will nicht Unbesprechbares zu besprechen versuchen! —

Empfangen Sie meinen wiederholten Dank und mit besten Wünschen die Versicherung der vollkommenen Hochachtung, in der ich die Ehre habe zu verharren Ihr ergebenster

Berlin, den 1. October 1837.

Barnhagen von Ense.

Sehr gern würde ich diesem Briefe einige von Dr. Schimper folgen lassen, welcher in Mehr's „Erinnerungen“ eine große Rolle spielt; aber es übersteigt meine Kräfte, die Hieroglyphen zu enträthseln, in welchen sie geschrieben sind. Dagegen möge ein Probe von den Briefen Gustav Schwab's, dessen Mehr gleichfalls mit Liebe in den „Erinnerungen“ gedenkt, hier Platz finden:

Hochzuberehrender Herr und Freund!

Ihre gütige Erinnerung an mich hat mich sehr erfreut und Ihr geistreicher Brief mir auch recht großes Vergnügen gemacht; Schelling's Vortrag wird wohl nicht leicht auf ein fruchtbareres Feld gefallen sein als in Ihr jugendlich warmes, keime hegendes Gemüth. Ihre Ansicht von Kunst und Geist ist auch die meine, obgleich ich es mir noch nie so deutlich gemacht habe, wie Sie es sich selbst darzustellen vermögen. Sie haben mich durch Ihre lichtvoll entwickelte Theorie recht begierig auf ihre praktischen Leistungen, namentlich Ihr Drama gemacht; Sie werden mir diese Arbeiten nicht vorenthalten, und, wenn ich sie gelesen, will ich endlich und zuversichtlich darüber zu Ihnen sprechen.

Ich selbst habe im letzten Jahr außer einer Reihe von Wanderliedern eines Mannes und den hier beifolgenden Uebersetzungen, beides für unsern Almanach, nichts zu Tage gefördert. Was ich für diesen Jahrgang liefern soll, weiß ich noch gar nicht. Die Störung eines von mir bis ins Einzelste ausgemalten Lebensplanes (ich wollte, hauptsächlich um der Poesie willen, Pfarrer werden) hat mir für den Augenblick alle Productionsfähigkeit gehemmt.

Ihre Lieder, wovon besonders das erste mich angesprochen, sind unterwegs zu Chamisso. Ich danke Ihnen

auch für diese Mittheilung herzlich, wünsche Ihnen Segen in allen geistigen Geschäften und im irdischen Leben Sonnenschein nach Regen.

Mit der herzlichsten Gesinnung der Ihrige.

Stuttgart, den 11. Jan. 1834.

Gustav Schwab.

Ich breche hier den Faden der Briefe ab, um ihn erst aus einer Zeit wieder aufzunehmen, da Mehr das, was er leisten konnte, wirklich geleistet und es damit zwar nicht zu einem glänzenden, wohlbezahlten Ruhme gebracht, aber doch „den Besten seiner Zeit genügt“ hatte. Ich werde diejenigen zu Worte kommen lassen, welche sich von seinen Werken im Innersten getroffen fühlten oder darin etwas Verwandtes mit ihrem eigenen Streben fanden. Hier ist vor Allen Alexander Jung in Königsberg zu nennen, aus dessen Briefen nachstehende Zeilen entnommen sind:

„Oft verweile ich im Geiste in den herrlichen Regionen Ihres Buches «Gott und sein Reich». Es ist eines der größten Verdienste dieses Werkes, den erhabensten Gegenstand, welchen es gibt, die Persönlichkeit Gottes, also vor dem Leser gestaltet zu haben. Ueberhaupt ist Ihr Buch ein Drama der intelligibeln Welt, in der ich, wie Sie wohl meinem Roman entnahmen, ziemlich eingewohnt bin. Wie sehr ich mich sträube, einen eigentlichen Proceß in Gott anzunehmen, der Kampf Gottes in und mit sich selbst,

wenigstens, um in ewiger Weise alle Negation zu überwinden, zerlegt vor dem metaphysischen Auge manche Nebel, und das thut unendlich wohl. Auch ist solcher Kampf in der christlichen Weltanschauung ein notwendiges Moment. Der Mensch ist so sehr nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, daß er sich im Zeitleben mitten in diesem Kampfe befindet.“ — — „Was Sie mir, theuerster Freund, über die heutigen Deutschen — wie lieb haben wir Beide die Deutschen als solche! — schreiben, über die Deutschen als «ein Volk von Denkern» (!!!), was Sie über die heutige Literatur, über unsere heutige Massen-Aristokratie der Geburt und des Geldes im Punkte des Bücherkaufens, besonders wenn es noch dazu deutsche Bücher sind, über Absatz u. a. m. sagen, ist mir alles aus der Seele gesprochen. Es hat mich erquickt in den vielen Sorgen, in denen ich jetzt untergehe in Folge meines sanguinischen, einstigen Glaubens an das deutsche Publikum; es hat mich erquickt, in Ihnen, in Ihrem letzten Briefe, einen classischen Ausdruck für all' meinen Schmerz, für meinen heiligen Groll gefunden zu haben.“ — — „Was gefällt denn jetzt unserm Massenpublikum? Zum Denken ist es zu träg, zum Bewundern zu phantasielos und kalt, zum Fühlen zu herz- und geradewegs gottlos, für Schönheit der Sprache hat es keine Empfänglichkeit mehr, an das Ewige will es nicht entfernt gemahnt sein, es will sich amüßren, naschen, die Zeit vertreiben, es liebt den Skandal, die Mittelmäßigkeit, Wigbolderei, Falschheit,

Gemeinheit. Die meisten unsrer Zeitschriften sind nicht werth, daß man sie in die Hand nimmt, der Text, an sich schon phrasenhaft genug, ist nur der Bilder wegen da. Die besten Bücher und Zeitschriften werden nur noch an- und durchgeblättert und doch angegähnt. Was daraus folgen wird, ist so entsetzlich, daß ich einem so ausgezeichneten Autor gegenüber wie Sie nicht länger bei solchem Blick in die Zukunft verweile, oder ich müßte noch hinzufügen, wie traurig es mit unserer heutigen Kritik aussieht. Fast schämt sie sich anzuerkennen, von der Lobhubelei springt sie zur Mäkelei über, für große Gestalten, für Eigenthümlichkeit des Autors, für das Kunstwerk hat sie weder Auge noch Ohr, am wenigsten aber Geschmack und am allerwenigsten die Geschicklichkeit, das Tactgefühl eines comparativen Verfahrens, welches Analogien, Seitenstücke, die sich gegenseitig beleuchten, erklären, entdeckt, zusammenschaut. Seitdem es Mode geworden ist, ein Buch als Mittel zum Einschlafen herabzuwürdigen, wie denn gewiß viele Kritiker u. s. w. — —“.

Ich gebe zu einiger Vervollständigung noch nachfolgende Aeußerungen der Sympathie und Verehrung:

Mein hochgeehrter Herr!

Schon längst wollte ich Ihnen einen Gruß der Verehrung aus der Ferne senden, denn Ihre Schriften haben mir seit Jahren eine hohe Erquickung und ein „reines

Melchior Meyr.

24



Wohlgefallen“ (um den Ausdruck eines neueren Aesthetikers zu brauchen) gewährt. Und weil ich Sie von ganzem Herzen liebe, habe ich öfters Gelegenheit genommen, in den mir zu Gebote stehenden Zeitungen über Sie zu schreiben. So seiner Zeit im „Dresdner Journal“ über die „Erzählungen aus dem Ries“. Ein Blättchen aus Nr. 126 der genannten Zeitung, füge ich bei, damit Sie sehen, daß ich auch in jüngster Zeit an Sie gedacht. „Die zweite Liebhaberin“ wird Ihnen viele neue Verehrer zuführen. — — — — In unwandelbarer Verehrung  
Ihr treuergebenster

Dresden-Friedrichstadt, den 17. Juni 1862.

Ernst Fischer, Oberlehrer.

Drucksfelde in Süd-Austragen, 24/7. 65.

Mein lieber alter Freund!

Viele Jahre liegen zwischen jenem Augenblick, wo wir Abschied für das Leben von Ihnen nahmen, Jahre, reich an inneren und äußeren Erfahrungen, welche eine größere Veränderung in meinem äußeren Leben hervorgerufen als sonst irgend eine Zeit der Vergangenheit. Ich bin ein Anderer geworden und doch derselbe geblieben und wenn ich gegenwärtig auf einem Wagen mit trockenem Holze sitze, das ich im Walde gefällt, oder hinter dem Pflug gehe, dann wünsche ich oft, daß mir dieser oder jener der alten Freunde begegnen möchte, um das Staunen zu beobachten,

welches die Erlennung meiner Persönlichkeit bei ihm hervorrufen würde. Ungeachtet dieser wesentlichen Veränderung in meinem äußeren Leben, ungeachtet ich Arbeiten habe lernen müssen, für die ich früher nie geglaubt physische Kräfte zu besitzen, indem ich mein Feld selbst pflügen, säen, erudten, meinen Garten selbst graben zc. muß, fühle ich mich zufriedener als ich mich je gefühlt. — — — —  
 Nachdem ich Ihren lieben Brief empfang, hatten mich schon Westermann's W. H. damit bekannt gemacht, daß Sie ein completer Schriftsteller geworden und von Ihrer Poeten- und Philosophenfeder leben. Sie glauben nicht, mit welchem Interesse wir bei jedem ankommenden Bande das Inhaltsregister durchsehen, ob sich der Name Melchior Mehr. darunter befindet; und wie belohnte uns der letzte Band durch Ihre „Ewige Liebe“! — —

Leben Sie wohl, alter guter Freund und lassen Sie wieder von sich hören Ihren

R. Schomburgk.

Lanunda, 16./5. 65.

Geehrter Herr!

Wenn es Sie befremdet, daß ich, eine Ihnen völlig Fremde, es mir erlaubte den Brief meines Bruders mit einigen Zeilen zu begleiten, so möchte ich Ihnen vor-Allen zu Gemüth führen, daß jede Freude, die den Meinen widerfährt, von mir dankbar nachempfunden wird — daß Briefe, wie Sie kürzlich meinem Bruder einen zugesendet,

ein frischer Trunk in der Steppe australischen Lebens sind.  
 — — — In mehreren Hefen der Westermann'schen Monatschrift fand ich kleine Erzählungen von Melchior Mehr, die mich sehr ansprachen ohne daß ich wußte, ihr Verfasser sei einer der Freunde, die im Wilsbe meine Brüder nach der neuen Heimath begleitet hatten. Jetzt wo ich darüber aufgeklärt, las ich Alles mit ganz besonderm Interesse und die letzte „Ewige Liebe“ mit so vollständiger innerer Genugthuung, daß der Wunsch: Alles was aus Ihrer Feder floß, kennen zu lernen, ein sehr lebhafter geworden ist. — Sollte nun vielleicht schon eine Gesamtausgabe Ihrer Werke existiren, bäte ich Sie freundlichst zc. — —

Caroline Mücke, geb. Schomburgk.

Im November 1866 schreibt Friedrich Chatelet von Leipzig: „Was die «Gespräche mit dem Grobian» betrifft, so kann es Ihnen nicht unbekannt sein, daß dieses Werk, zum Theil durch seine Form, vornehmlich aber durch die große Kraft und Ursprünglichkeit des darin allem Zufälligen gegenüber sich aufbäumenden Geistes, mit seinem Erscheinen das größte Aufsehen erregt hat; und so finde ich denn auch unter meinen zahlreichen Bekannten aus den Reihen der studirenden Jugend kaum Jemand, der es nicht gelesen und einen tiefen Eindruck daraus mit hinweggenommen hat. — Das Menschenkind unserer Tage will stutzig gemacht sein, wenn es sich interessiren soll; es glaubt nicht

den Geist, ohne zuvor durch sein Außern frappirt zu sein. Auf unsere überbildete und durch ihre Bildung eingeschlieferte Menschheit ist daher denn auch nur durch außerordentliche Mittel zu wirken, Mittel, welche die übergroße Nüchternheit, deren Kinder wir selbst sind, denn auch an die Hand gibt. — Nach meiner Ueberzeugung ist es gerade unsere Aufgabe, den heutigen Menschen aus seinem Bildungsschlummer und dem Wahn seiner Allweisheit wachzurütteln, mit welchen die freilich so höchst wichtige ästhetische Cultur und der Naturwissenschaftsraum ihn uns überliefert haben. Um einen neuen Boden für die Gestaltung einer inneren freien Persönlichkeit zu gewinnen bei dem Menschen, haben wir zuvor den alten, seine sociale und intellectuelle Selbstgefälligkeit, in die Luft zu sprengen.“

Dr. Hugo Dellf schreibt aus Husum (Schleswig) 1867:

„Die Lektüre Ihrer bedeutenden «Gespräche mit einem Grobian» und verschiedene Ihrer werthvollen Aufsätze namentlich im «Deutschen Museum» ließ mich die erfreuliche Beobachtung eines öfteren Zusammentreffens Ihrer Ansichten mit den meinigen und durchgängiger Verwandtschaft unserer Weltanschauungen machen. — Die Philosophie und ihre vernünftige und lebendige d. h. philosophische Behandlung liegt mir wie Keines am Herzen; und es ist nicht nur mein persönliches Interesse, daß ich suche mit einem gleichgestimmten und geistvollen Manne

bekannt zu werden, sondern ich halte es auch für die Sache von wesentlicher Bedeutung, wenn diejenigen Wenigen, welche heutzutage noch Befenner des Geistes des Lebens und der Vernunft sind, einen Verkehr eröffnen und ihre innere Gemeinsamkeit effectuiren.“

Endlich schreibt Franz Koppel aus Rom 1867:

„Lieber Freund! Es drängt mich Dir zu sagen, welche eine wirklich seltene Erquickung uns Deine über alle Maßen gelungene Erzählung «Gleich und Gleich» gemacht hat. Ich habe in einer milden Nacht zu Florenz allen Schlaf darüber vergessen und bin aufrichtig genug Dir zu gestehen, daß ich fast nicht neidlos bis zum Ende kam, so sehr hat das Ganze auf mich gewirkt. Und doch konnte am Schluß bei so harmonisch einfacher Abrundung nur ein Gefühl das vorwaltende sein —, das der Freude, daß ein solches Buch überhaupt geschrieben ist — und nur die Nebenvorstellung, daß sein Verfasser ein von mir gleich geschätzter und gleich geliebter Freund ist, konnte diese Empfindung noch steigern. — Nachdem ich so mitten aus meinem Gefühl herausgesprochen habe, kann ich unmöglich gleich mit einem motivirten Urtheil im Detail nachgehinkt kommen —, und Du mußt mir eben en bloc auf's Wort glauben. Die Figur des Juden gehört zu dem Besten, was ich kenne, und Deine Bauern hast Du mit der Sicherheit eines Michel Angelo aus den unerschöpflichen Marmorbrüchen des Ries herausgehauen.“

Sehr interessant sind die Briefe von Professor Leonhardi und von Professor Hoffmann, welche sich im Nachlasse vorfinden. Die Mittheilung derselben würde jedoch für das vorliegende Werkchen zu viel Raum in Anspruch nehmen und doch nicht befriedigen, da Meyr's Gegenäußerungen mir nicht zu Gebote stehen. Vielleicht eröffnet sich später die Möglichkeit, einen eigentlichen Briefwechsel zusammenzustellen. Ich schließe mit Folgendem:

Evansville (Indiana), Novbr. 30, 1869.

Hochgeehrter Herr!

Ihr Buch über die Fortdauer nach dem Tode faßt in einer sehr klaren und bündigen Weise Alles zusammen, was von Ihrem Standpunkte aus über die Sache gesagt werden kann, und unterscheidet sich wesentlich von der Schreibart vieler deutscher sogenannter Gelehrten, die ihren Gegenstand meistens nur verwirren und den Leser über das, was eigentlich behauptet oder widerlegt werden soll, in Zweifel lassen. Es scheint, diese Herren wissen oft selbst nicht recht, was „die Gruft der dunkeln Worte“ bedeuten soll, mit denen sie den Leser zu blenden suchen. Praktisch muß man sein, in der Schriftstellerei wie in andern Dingen, denn die Leute werden bald keine Zeit mehr haben, dieses unverdauliche Zeug zu lesen, da sie ohnedieß schon die Erfahrung gemacht haben, daß es sich im günstigsten Falle gar nicht lohnt, es verstanden zu haben. Schon aus Ihren ausgezeichneten Novellen geht hervor,

daß Sie Spiritualist sind, aber Sie stehen noch nicht auf dem Standpunkte der amerikanischen Spiritualisten, denn Sie scheinen noch nicht zu wissen, daß Geister wirklich noch mit noch im Körper befindlichen Menschen unter besonders günstigen und jetzt noch sehr seltenen Umständen in Verkehr treten können. Werfen Sie diese Zeilen nicht unwillig bei Seite, rufen Sie nicht amerikanischer Humbug, sondern lassen Sie sich lieber angelegen sein, diese paradox scheinende Behauptung zu untersuchen! Hier in Amerika sind eine Anzahl gründlich gebildeter Deutscher zu dieser Ueberzeugung gekommen; nachdem sie den deutschen Schulstaub unter neuen auf sie einwirkenden Verhältnissen abgeschüttelt hatten. So z. B. Herr F. Münch (siehe Gartenlaube 1866, Pionier des deutschen Geistes im fernen Westen), Dr. Liebmann (Sohn des Physiologen und Bruder des in Rastatt erschossenen Revolutionärs), Casp. Bug (der bekannte Schriftsteller), Dr. Cyriax, der selber ein Medium ist und der ein Märtyrerleben durchzumachen hatte, bis der Spiritualismus zu seinem jetzigen Einfluß hier zu Lande kam.

Dieser gründlich gebildete und vorurtheilsfreie Mann sieht Geister und spricht mit ihnen, erhält von ihnen Rath, sie bemächtigen sich seiner Hand, um Gedanken niederzuschreiben, die nicht seine Gedanken sind, sie führen durch dieselbe Zeichnungen von Gegenständen aus, die er selbst gar nicht kennt, sie bringen ihn in eine Art somnambülen Schlaf und bemächtigen sich dann seiner Sprachwerkzeuge

und reden die Anwesenden an in verschiedenen Sprachen und in Dialekten, die er selbst im natürlichen Zustande nicht sprechen kann. Hierbei schieben gewöhnlich höhere Geister oft gewisse ungebildeteren vor, um sich dadurch selbst den Weg zu bahnen, und die ungebildeteren sprechen ihre deutschen Provinzialismen. Schotten sprechen ein Englisch, das in Amerika nicht gesprochen wird und kein Deutscher lernt oder zu sprechen im Stande ist. Ich habe dieses selbst mit angehört, nachdem ich von Herrn F. Münch an Dr. Cyriax empfohlen worden und eigens deshalb nach Cleveland gereist war. Dr. Tiedemann war bis zum 45. Jahre Materialist, jetzt schreibt er: Geister können mit den noch im Körper befindlichen Menschen in Communication treten, ich habe seit Jahren überzeugende Beweise dafür, es gehören aber dazu Medien u. s. w. Seine Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, sind Medien. Geister schreiben durch ihre Hände und zwar zuweilen in Sprachen, die sie nicht verstehen, zuweilen in Sprachen, die keiner der Anwesenden versteht, und dann wieder geben bekannte Verstorbene in ihrer eigenen ehemaligen Handschrift und Schreibweise Aufschluß über ein Geisterleben und suchen dasselbe begreiflich zu machen. So z. B. der alte Physiolog Tiedemann, der Großvater dieser Kinder. Ich habe diese Schriften selbst in Augenschein genommen und könnte mich in Bezug auf die Art und Weise der Entstehung derselben auf Herrn R. S. .... berufen, welcher ein Freund des Herrn Tiedemann ist und bei ihm zu



wohnen pflegt, wenn er nach Philadelphia kommt, wenn derselbe nicht befürchten müßte, seine Popularität zu verlieren und seinen politischen Gegnern eine Waffe in die Hand zu geben. Wenn Sie mehr darüber wissen wollen, so wenden Sie sich selbst an: Dr. S. Tiedemann, Philadelphia, Pennsylvania — Dr. B. Cypriax Cleveland, Ohio — Hon. F. Münch, Farme Osage Missouri.

Diese Herren geben gern Auskunft, wenn Sie wissen, daß man es ehrlich meint, und es sind gewichtige Stimmen. Ich selbst habe mich davon überzeugt, daß höhere Geister mehr durch Inspiration wirken, während niedrigere fähiger sind mit Hilfe physischer Imponderabilien materielle Dinge zu controliren. Die Erscheinungen bei den Davenport's gehen von niedrigen Geistern aus, die noch viel Materielles an sich haben. Man hat diese Davenport in Deutschland für Taschenspieler erklärt und will ihre Kunststücke nachgemacht haben; hier weiß man, daß es ganz einfache tappige Bauerjungen aus New Hampshire sind und daß ihnen diese merkwürdigen Phänomene schon anhafteten als sie noch 10 Jahr alte Jüngens waren. Sie bereisen jetzt wieder die Union, waren kürzlich hier in Evansville, unsere Schulkinder werden von den sie controlirenden Pfaffen angeleitet die Sache in öffentlichen Kindertheatern nachzumachen, nämlich in derselben Art wie ein gewisser sächsischer Handwerker sie nachgemacht hat, nachdem er Alles vorbereitet und Alles nach seinem eigenen Willen gehabt hat, allein für unsre Denker, so wie für

unsre sehr klugen und im Technischen sehr praktischen Hantees ist die Sache bis jetzt unerklärbar geblieben.

Erlauben Sie mir auf folgende Werke aufmerksam zu machen, die kürzlich ins Deutsche übersetzt wurden und in Deutschland erschienen sind:

A. J. Davis, die Principien der Natur; Sie finden darin zum Theil Ihre eigenen Ansichten, aber noch viel mehr, das über dieselben hinausgeht.

ferner: A. J. Davis, der Zauberstab.

Hudson Tuttle, Schöpfungsgeschichte. Erlangen bei Enke.

Aus diesen Werken können Sie den sogenannten amerikanischen Spiritualismus etwas näher kennen lernen.

In der Hoffnung, daß Sie in diesem Schreiben nichts Anderes sehen werden als den Wunsch, meine Ueberzeugung und Erfahrungen einem so geschickten und ich glaube inspirirten Vertheidiger des Spiritualismus vorzulegen, zeichnet hochachtungsvoll

J. M. Geupel.

Briefkasten Nr. 2. Evansville, Ind.

Nachschrift.

Sie sehen aus Obigem, daß die Geisterwelt unter den nöthigen Bedingungen und mit Hülfe verfeinerter Materie oder Kräfte der Natur noch auf diese Sinnenwelt einwirken kann, und daß diese Einwirkungen sogar sinnlich wahrgenommen werden können. Die Natur hat nirgends so scharf gezogene Grenzen. Jeder höhere Organismus ist nahe verwandt mit dem ihm nächst niedrigeren und

kann sich ihm noch manifestiren. Es haben zu allen Zeiten solche Einwirkungen stattgefunden, die Welt war aber bis jetzt nicht fähig sie im rechten Verständnisse zu empfangen. Man schob sie einem Gott in die Schuhe und gründete Dogmen. Wenn wir erst wissen, daß der Tod an sich den Menschen weder besser noch kenntnißreicher macht, so werden wir diese Geister-Mittheilungen mit mehr Vorsicht aufnehmen, aber etwas müssen sie jederzeit beweisen, nämlich die Fortdauer des Menschen nach dem Tode. Ergeben

J. M. G.

---

Ich weiß nicht, ob Melchior Meyer diesen Brief beantwortet hat. Aus der Art, wie er mir davon sprach, ging nicht hervor, daß er auf solche Dinge Werth lege. Es ist vielmehr aus seiner Denkweise zu vermuthen, daß er solche Beweise für die Fortdauer nach dem Tode zum mindesten für überflüssig hielt und sich scheute, den reinen Aether seiner Gedankenwelt durch solche Materialisirung trüben zu lassen. Er war im Gegensatz zu Kant überzeugt, daß der Mensch ein Organ für die Erkenntniß der übersinnlichen Dinge besitze; er hielt es für eine einseitige Beschränkung Kant's, daß nur die praktische — nicht auch die theoretische — Vernunft zur Ueberzeugung von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit gelangen könne. Er jagte mir oft, daß ihm Gott, wie er ihn erkenne, das Gewisseste sei, was es für ihn gebe; und ebenso bedurfte es für ihn

keines äußern Erfahrungsbeweises für die Existenz höherer Geister und für die Unsterblichkeit des menschlichen; ihm genügte dafür der Beweis des Geistes und der Kraft, wie er ihn in sich selbst erfuhr, und es ist das Charakteristische seines Glaubens an die Erkenntniß übersinnlicher Dinge, daß er nicht nur das darauf hinweisende Gefühl, sondern auch die Auslegung, welche er ihm gegeben, in der Hauptsache für gewiß auch ohne nachträgliche Erfahrung hielt. Ihm war daher der Spiritualismus oder Spiritismus, abgesehen von der Schwierigkeit, dessen vermeintliche Thatfachen zu constatiren, ein bedenklicher Bundesgenosse, weil er die Zuversicht zu stören drohte, mit welcher der menschliche Geist an sein eigenes Leben und die in demselben stattfindenden Offenbarungen des göttlichen Geistes und Lebens zu glauben den unbedingten Muth besitzen soll. Mehr war bekanntlich kein Gegner des Realismus; er hat öfter ausgesprochen, daß in dem jetzigen Vorwiegen der Naturwissenschaft eine Berechtigung und Sühne liege im Gegenhalte zu der Ueberhebung, welcher der Idealismus in der christlichen Weltanschauung wie in den Denksystemen unsrer großen Philosophen verfallen war. Die Natur und ihre Erkenntniß auf dem Wege der Induction erhielt von ihm ihr vollgerütteltes Maß der Anerkennung; nimmermehr sollte sich nach ihm die philosophische Deduction den Thatfachen der Naturforschung entgegenstellen, sondern nicht ruhen, bis sie einen Schlüssel gefunden, welcher sie ohne Zwang zu diesen Thatfachen führe. Der Weg der

Erkenntniß von unten nach oben war ihm das unendlich wichtige Correctiv des Weges von oben nach unten; aber dennoch war ihm der letztere der wichtigere, ohne den keine Einheit der Erkenntniß möglich sei. Das Anknüpfen an Gott, das Debuciren der Welt und ihrer Erscheinungen aus seinem Geiste und seiner Natur, schien ihm die Aufgabe des philosophischen Denkens zu sein, wozu — da das Heraufsteigen auf der Leiter von den Wirkungen zu den Ursachen sich als unzureichend erweist — ein Aufschwung, ein Flug des Geistes nothwendig sei, kurz die Begabung mit genialer Intuition.

Diese Fahne hat er, blutend aus tausend Wunden, hochgehalten im Leben, und um sein treu gehütetes Banner, mögen sich diejenigen scharen, welche sich mit Eitel abwenden von der materialistischen Weltansicht, als deren Consequenz sich der Unterschied zwischen Gut und Böß in eine ebenso unwahre als erbärmliche Schattirung von mehr oder weniger kluger Selbstsucht aufzulösen droht! Das sittliche Gefühl, der übermaterielle Geist, die erhabene Phantasie, welche noch den Muth haben, im Gedränge abergläubischer und ungläubiger Meinungen an sich selbst und ihren innersten Offenbarungen festzuhalten, werden sich an Meyer's Dichten und Denken nähren und erfreuen.

## II.

### Von Melchior Meyr.

Ungeachtet vieler Bemühungen ist es bis zur Stunde nicht gelungen, andere Briefe Melchior Meyr's zu sammeln als die nachfolgenden an Herrn Alexander Jung in Königsberg. Mit um so größerem Danke werden diese veröffentlicht. Vielleicht ist es einer spätern Zeit vorbehalten, weitere Correspondenzen ans Licht zu fördern; vielleicht auch muß man sich damit getrösten, daß ein so unaufhörlich producirender Kopf sein Bestes an das Publikum oder an sich selbst schrieb und nicht wie Andere das Bedürfniß hatte, in Briefen die eigenen Ideen zu klären und das eigene Herz zu entlasten.

Verehrtester Herr!

Den herzlichsten Dank für Ihr gütiges Schreiben, und den innigsten Wunsch für die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit! Pflegen Sie sich und erhalten Sie sich für langes Mitwirken, indem Sie sich nicht allzuviel zumuthen!

Ihre Aeußerungen über mich und mein Buch sind allerdings viel zu freundlich; aber wenn man den Widerwillen und die Kritikelei gehört hat, dann darf man sich auch an den Worten der Liebe erfreuen, obschon man sieht, daß sie zuviel thut. Haben Sie also Dank für die Wärme Ihres Herzens, Dank insbesondere für die Worte, die das innigste Verständniß der Hauptsätze meines Buches dictirt hat!

Was die deutsche Nation aus dem Werke machen wird, muß ich erwarten. Ich hab' es geschrieben aus innerer Nothigung, und ich kann wohl sagen, ich hab' es meinen Verhältnissen abgerungen. Zu den Glücklichen der Erde zu gehören, kann ich mich nicht rühmen. Ich lebe ausschließlich von meiner Feder, und da ich mein Publikum noch nicht eigentlich gefunden habe, so gehören meine geringen Bedürfnisse dazu, um ohne Frohndienste zu existiren und die Arbeiten zu vollenden, deren Herstellung ich für die Aufgabe meines Lebens halte. Zu dem philosophischen Werk hab' ich mittelst erzählender mich frei gemacht, und nachdem ich es so fertig gebracht, hätte ich doch, auch ohne Honorarforderung, keinen Verleger gefunden, wenn ich mich nicht zugleich contractlich verpflichtet hätte, einen Roman nachzuliefern! — Dieser Roman ist in den letzten anderthalb Jahren so ziemlich fertig geworden, die beiden ersten Bände sind schon gedruckt und das Ganze in 3 B. dürfte auch im Mai erscheinen, wie der Ihrige: Rosmarin. Der Titel des meinen ist: „Vier Deutsche.

Roman aus den letzten Jahrzehnten.“ Er schildert das politische, sociale, geistige Leben unserer Zeit, der dritte Band spiegelt das Jahr 48, und die Philosophie, die ich in Kürze wieder vorführe, erscheint als Bedingung des politischen Fortschrittes, den wir verlangen. Da Sie so freundlich waren, von Anschaffung meiner sonstigen Werke zu schreiben, so erlaube ich mir zu bemerken, daß ich meinen Verleger beauftragen werde, sie Ihnen alle nach-  
 einan' : als einem Manne zuzusenden, der darüber sich öffentlich aussprechen wird. Es ist dann gar nicht nöthig, daß Sie über jedes sich vernehmen lassen! Der Verleger meines philosophischen Werks hat sich alle meine frühern Werke angeeignet (Gebichte und zwei Bände „Erzählungen aus dem Ries“), und er will auch alle künftigen verlegen, unter Bedingungen, die ihm nicht bedrohlich erscheinen!

Was ich von Ihnen bis jetzt gelesen und vernommen bezeugt mir, daß Sie zu dem Bunde der „Gerechten und Freien“ gehören, zu der Kirche des Geistes, welche stiften zu helfen das Ziel meines Schriftstellertums ist. Ihre „Gebichte“ habe ich von Professor Carriere erhalten und werde sie mit Freuden durchgehen, sobald ich den Roman gänzlich dem Verleger anheimgegeben. Ihr „Geheimniß der Lebenskunst“ liegt neben mir, um völlig studirt zu werden. Man muß vorbereitet sein, um ein Werk recht aufzufassen, und das bin ich jetzt durch Ihren lieben Brief! — —

München, 23. März 61.

Melchior Meyr.

25



### Verehrter Herr und Freund!

Durch meinen Roman, der jetzt erscheint und auch Ihnen zugehen wird, bin ich in der letzten Zeit so beschäftigt gewesen, daß ich bis jetzt nur Ihre „Lebenskunst“ gründlich durchgehen konnte. Ich sehe nun wohl, wie Ihnen „Gott und sein Reich“ solche Freude machen konnte! Es ist in der That erstaunlich und war für mich überaus erfreulich, zu sehen, wie viel wir miteinander gemein haben; zumal im Willen! Ich las Ihr gedankenreiches und gemüthvolles Buch mit der Feder in der Hand und habe mir nicht weniger als 17 Octavseiten meines Heftes an „Ideen“ abgeschrieben, die es mich freuen soll bei weitem philosophischen Arbeiten theilweise citiren zu können. Von den Gedanken abgesehen finde ich darin sehr lebensvolle, poetischfrische Schilderungen (z. B. das Dachstubenleben!), und aus allem möchte ich schließen, daß der Roman eine Ihnen besonders angenehme Form sein muß. Was „Gott und sein Reich“ betrifft, so muß mich mein eigenes Bewußtsein und die herzliche Theilnahme verwandter Geister lohnen. Norddeutschland hat, wie mein Verleger schreibt, nur sehr wenig gekauft! Hoffentlich wird es im zweiten Halbjahr, wo Beurtheilungen in Aussicht stehen, sich bessern. — Solche Bücher schreibt man in majorem Dei gloriam; aber allerdings ist nicht abzusehen, wie man die Arbeit fortsetzen soll, wenn einen das Publikum ganz im Stich läßt! — — —

München, 7. Juni 61.

Verehrter Herr und Freund!

Von Zweien Eines — und nach Ihrem letzten Brief muß ich Ihnen eher antworten, als ich Ihre Gedichte ganz lesen, mithin beurtheilen kann. Längere Abwesenheit von München und eine nothwendig rasch zu beginnende und weiterzuführende Arbeit haben mich bisjezt davon abgehalten. Was ich bisher gelesen, zeugt von entschiedenster Eigenthümlichkeit, Originalität, von Tiefe des Denkens und Fühlens. Die Ausführung ist nicht immer gleich gelungen; doch sind schon wahre Perlen darunter. Sie wissen aber: Gedichte kann, darf man nicht rasch nach einander weglesen, wenn man dem Dichter nicht Unrecht thun will! — — —

Lassen Sie sich aber jezt einen Rath geben, den ich Ihnen wohl schon deswegen geben darf, weil ich ihn selbst befolge. Das sichere Mittel des heutigen Schriftstellers, auf die Mitwelt zu wirken, ist das politische, literarische, wissenschaftliche Journal. Hier ist das Gelesenwerden und der Lohn der Arbeit garantirt. Wenn der productive Kopf nun in Philosophie und Poesie auch selbstständige Werke zu Tage fördert, so darf er doch von dem Ertrag um so weniger leben wollen, je tiefer und eigener sein Geist ist. Gesicherte Einnahme beziehen kann man nur von Journalarbeiten; und Gott sei Dank, daß man's kann, daß diese Möglichkeit ehrlichen und auch geistig fördernden Erwerbs dem heutigen Schriftsteller gegeben ist! Darum müssen wir es auch benützen und unsere Ideen in Besprechungen,

Aufsätzen, Skizzen, auch wol kleinen Erzählungen von uns geben. Fassen Sie diesen Punkt, ich bitte Sie, ernstlich in's Auge! — — Sie werden dabei sogar noch lernen (denn wir müssen Alle fortwährend noch lernen!), in Kürze, Bündigkeit, Schärfe — Sie werden Geld erwerben, heiterer, gesünder werden, und Ihre theuersten Gedanken in größern Werken ausprägen können, ohne daß diese die einzigen Nummern sind, auf die Sie Ihre Existenz gesetzt haben. Das Leben ist heilig und verdient wohl, daß wir um seinetwillen die Basis consequent und mit Anstrengung herstellen. — — —

27. September 61.

— — —

Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß mein freundschaftlicher Antheil an Ihrer Persönlichkeit, Thätigkeit und Schicksalen sich verringert habe. Aber Briefe zu schreiben ohne positiven Anlaß, hätte ich bei dem besten Willen keine Zeit. Meine Ansichten und Herzensergießungen leg' ich in die Bücher nieder, die auszuführen meine Pflicht ist, und die ich meinen Freunden zum Lesen empfehle. Ueberhaupt bin ich ein Freund mehr von Thaten als von Worten; rechne aber zu den Thaten auch Bücher und Artikel, die dem Volke nützlich werden können. — —

München, 18. Januar 62.

Für Ihre Beurtheilung meines Romans den herzlichsten Dank! Es ist unmöglich, über das Werk sich wohl-

wollender auszusprechen; wollte Gott, daß die guten Deutschen, die sich Bücher zu kaufen pflegen, nur entfernt zu Ihrer Ansicht gelangten. Denn auch der uneigennützigste Autor (und ich glaube, ich darf mich zu dieser Gattung rechnen!) leidet doch bei den Lamentationen seines Verlegers. Der meinige ist durch die Prebse schon wieder zu einem Wehruf gedrängt worden. Inbessen zum Glück gehören Zwei, wie zum Heirathen; erzwingen läßt sich nichts!

Von Ihrem „Rosmarin“ habe ich jetzt den zweiten Band nahezu gelesen. Der erste, reich an originellen Charakteristiken und Schilderungen, desgleichen an Ideen, ist fast etwas zu locker gebaut, der zweite, straffer gehalten, spannt und packt. Geht das so fort, so wird das Ganze auch das Publikum fassen, während es sich durch Geistesgehalt weit über die Unterhaltungsromane erhebt. — — Ich sehe immer mehr, wie viel wir in Strebungen und Ergebnissen miteinander gemein haben, habe mich denn wieder und wieder bei der Lektüre auf's herzlichste gefreut und sage Ihnen Dank für das reiche Geschenk. — — Lord Elphenstone interessirt mich besonders. Seine Gespräche mit sich sind ein origineller Zug. Ich bin sehr neugierig, wie und zu welchem Ziel hin Sie Ihren Rosmarin „schulen“! — Leben Sie wohl! Streben wir, handeln wir, damit wir das Uebrige gewissenruhig unserm Herrgott überlassen können! — —

Ihr hochachtungsvoll ergebener

München, 30. Mai 62.

M. Mehr.

Nachträglich erhalte ich durch die Güte des Herrn Professor Huber einige Briefe an denselben, welchen ich das Nachfolgende entnehme:

München, 5. Aug. 61.

Verehrter Freund!

Ich bitte Sie freundlich, meinem Werk das Benefiz Ihrer gerechten und wohlwollenden Feder angebeihen lassen zu wollen — in der „Zeit“ für die Zeit, — wo nicht gar für die Ewigkeit! Mir läme vor allem darauf an, daß in einem bedeutenden Blatt darauf hingezigt würde, in welcher Art ich die Culturthätigkeiten der Gegenwart zusammengefaßt und auf die lebendige Wechselbeziehung überredend und überzeugend gewiesen habe; wie der Roman im Roman zugleich Geschichte gibt und, sie beleuchtend, realideale Ziele stellt. Das können aber Sie vor Allen, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie sich entschließen möchten, es bald zu thun, es in der „Zeit“ und mit der Bündigkeit zu thun, die Ihre Artikel so überzeugend macht.

Von Carriere habe ich gehört, daß ich nach Ihrer Ansicht bei den poetischen Vorlesungen und dem philosophischen Gespräch auch einem Gegner hätte das Wort geben sollen. Was mich abgehalten hat, ist, daß das Buch dadurch nicht nur voluminöser geworden wäre, sondern die Nothwendigkeit, den Gegner doch zu widerlegen, einen noch anstößigern Sieg des Autors herbeigeführt

hätte. Denn meine theuersten und für mich begründetsten Ueberzeugungen unentschieden hinstellen, das konnte und das könnte ich nicht thun. Die Anerkennung durch gute Freunde, die zum Anerkennen geneigt sind, schien mir naiver und von den beiden Uebeln das kleinere zu sein.

Ich sage das nicht, als ob ich Sie irgend abhalten wollte, Ihre Ansicht auszusprechen. Ihrer Gerechtigkeit und freundlichen Gesinnung, Ihrer Uebereinstimmung in wesentlichen Dingen sicher stelle ich Ihnen das Buch ganz zur Verfügung, wie sich von selbst versteht. — —

München, 10. Aug. 61.

— — Wenn der Philosoph nach gewisser Erkenntniß strebt, so findet er diese durch die Verbindung von Speculation und Beobachtung, von deductiver und inductiver Methode, und die stete Controle der einen durch die andere. Wer sich einerseits fragt: „wie muß das Ewige beschaffen und was können seine Endzwecke sein?“ — und auf der andern Seite: „welche Ursache, welchen Complex von Ursachen setzt die in Welt — Natur und Geschichte vorliegende Wirklichkeit voraus?“ und sich die gewissenhafteste Beantwortung zur Pflicht macht, der hat am meisten Aussicht, zu sichern Erkenntnissen zu gelangen. Ich kenne kein wissenschaftlicheres, solideres Philosophiren als dieses, vorausgesetzt, daß man in dem Material des zu Erklärenden nicht die wesentlichsten Dinge übersieht und nicht vergißt, daß z. B. das Böse zu erklären ist, wie es sich

thatsächlich in der Geschichte der Menschheit offenbart. Jeder einseitige Weg führt zu Halbheiten; nur auf jenem zweiseitigen können wir hoffen, der Wahrheit näher und näher zu kommen, weil wir immer wieder fähig werden, uns selber zu corrigiren.

Das ist mein Ideal, die Wissenschaft zu cultiviren, und wird es immer bleiben. — —

Herzlich grüßend Ihr

M. Mehr.













